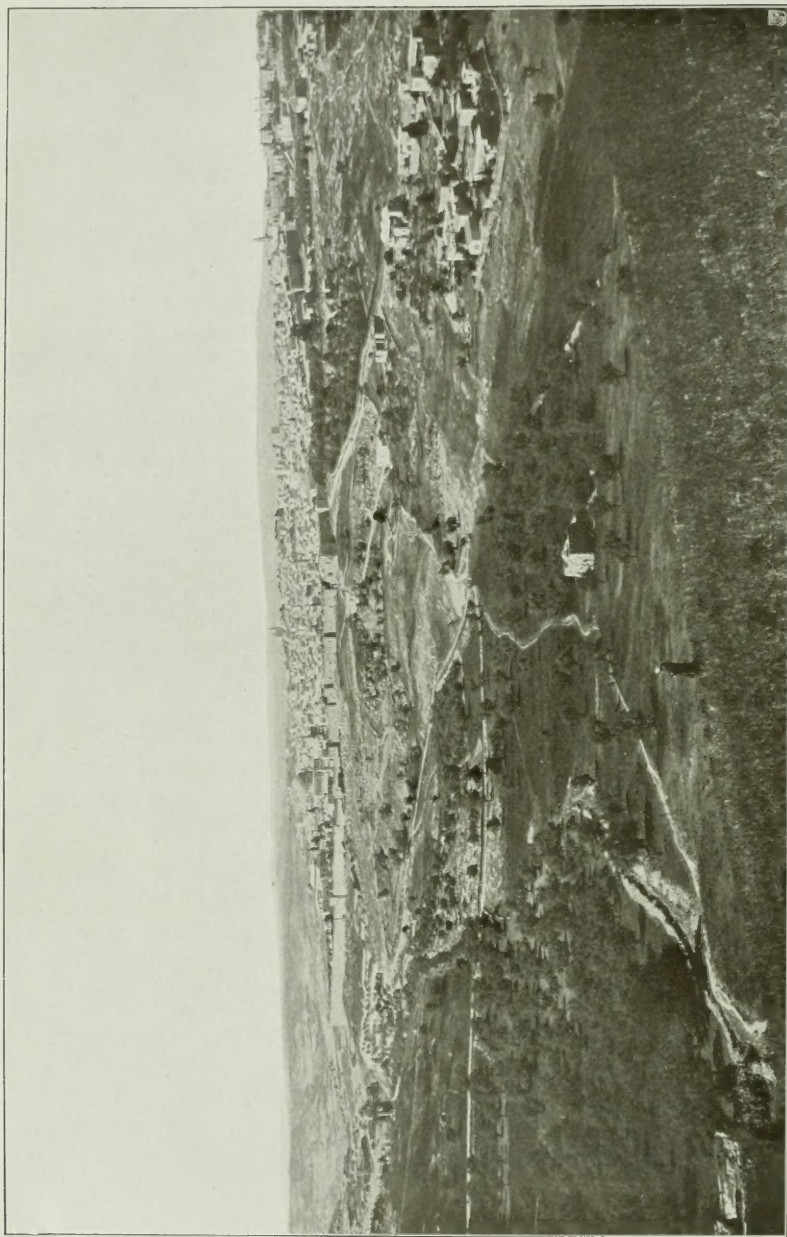




3 1761 08381352 7

DS
101
P13
Jg. 11
1915
c. 1
ROBA



Phot. P. Zbomien.

Jerusalem von Nordost (S. 22).

Von links nach rechts: Dorf silwān, Kidrontal, Felsenom, Mariendom, Erbsenkirche, Davidsstern, Grabeskirche, Salvatorkirche, Französisches Hofpfl.,
Dom Kidrontal links aufsteigend die Römerstraße nach Jericho (S. 22, 81 und Plan).

Orient
Philol
P.

Palästinajahrbuch

des

Deutschen evangelischen Instituts für Altertumswissenschaft
des Heiligen Landes zu Jerusalem

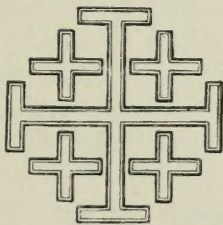
Im Auftrage des Stiftungsvorstandes

herausgegeben von

Prof. D. Dr. Gustaf Dalman

Elfter Jahrgang

(1915)



159963.

15. 3. 21.

Mit 7 Bildertafeln und 1 Plan von Jerusalem

Berlin 1915

Ernst Siegfried Mittler und Sohn

Königliche Hofbuchhandlung

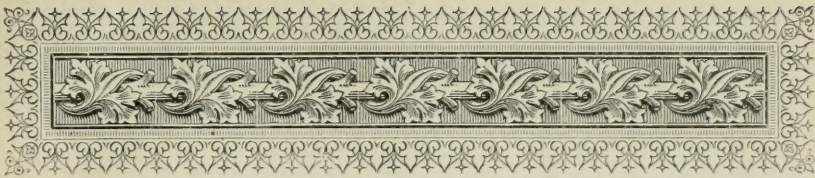
Kochstraße 68-71

1901
9



Alle Rechte aus dem Gesetze vom 19. Juni 1901
sowie das Übersetzungsrecht sind vorbehalten.

18443
12.3.21




Vorwort.

Dem ersten im Kriege ausgehenden Jahrbuch folgt jetzt ein zweites, das über die Folgen des Krieges für unser Institut Rechenschaft zu geben hat. Wie alle seine Vorgänger legt es gleichzeitig Zeugnis davon ab, daß das Institut, wie es selbst auf einem Zusammenschluß der evangelischen Kirchen aller deutschen Staaten beruht, auch nach außen hin in dem friedlichen Zusammenwirken der Völker sein Ideal sieht. Die gegenseitige Anerkennung ist freilich dabei eine notwendige Voraussetzung. Daß die von mir im Vorjahre niedergelegte englische Ehrenstellung ohne vorherige Anfrage und ohne Mitteilung an mich mir übertragen wurde, war auch ein Zeichen davon, wie sehr es daran fehlte. Der Kampf unseres Volkes um gleiches Recht für alle ist eine unerläßliche Arbeit für einen auch dem Evangelium und der Wissenschaft zugute kommenden dauerhaften Frieden.

Freienwalde a. D., den 16. November 1915.

Dalman.



Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto



Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Vorwort	III

I. Jahresbericht des Instituts für das Arbeitsjahr 1914/15,

abgefaßt vom derzeitigen Vorsteher, Professor D. Dr. Dalman.

1. Das Institut und der Krieg	3
Briefe aus dem Felde	4
Das Palästina-Fest	8
2. Die Mitglieder	9
3. Die Zusammenkünfte der früheren Institutsmitglieder	10
4. Die Vorträge des Vorstehers	11
5. Die Arbeiten	12
6. Die Bibliothek	13
7. Das künftige Heim	—

II. Arbeiten aus dem Institut.

Dalman, Das alte und das neue Jerusalem und seine Bedeutung im Weltkrieg.

I. Die Lage Jerusalems	17
Quellen und Bäume	20
II. Das Jerusalem Davids	23
Der Einzug der Bundeslade	24
Der Gott der zehn Gebote und der König	26
III. Das Jerusalem Jesajas	28
Das Wasser des Siloah und der Glaube	—
IV. Das Jerusalem Jesu	29
Der Tempel des Herodes und Jesu Tempel	—
V. Das Jerusalem der Juden, Moslems und Christen	32
Die protestantische Mission	33
Der Zionismus	34
VI. Das Jerusalem des Weltkrieges	35
VII. Das Jerusalem des Völkerfriedens	36

Dalman, Zion, die Burg Jerusalems.

A. Die Aussagen der Quellen	39
I. Die Eroberung der Zionsburg	—
Die jüdische Sage	40
Das Hauptwort des Eroberers	43
II. Die Davidsstadt und der Willo	44
Das Heldenhaus und der Teich Majas	46
Die Festung der Syrer	47
Der Turm in Siloah	48
III. Die Treppe, die äußere Mauer und das „Kernhaus“	—
Die Mauerreihe Nehemias	—
IV. Die Gräber, Kellern und Gärten des Königs	49
Das Davidsgrab	50
Das Grab Jesajas	51
V. Vermeintliche Schätze	52
Der Ort der Bundeslade	53
VI. Die Gihonquelle und ihre Leitung	54
B. Der örtliche Befund	55
I. Wo lag die Davidsstadt?	—
Das Käsemachertal	57
II. Der Burghügel	58
Das Nordende der Davidsstadt	62
Die Stätte der Burg	65
III. Der Schachtgang zur Quelle	—
IV. Die Umfassungsmauer und die Tore	67
Die Treppe	68
Das Südtor	69
Das Nordtor	72
V. Die Bauwerke und Zisternen	74
VI. Die Gräber	75
Das Davidsgrab	77
C. Zion und Jerusalem	78
Keine Wanderung des Zionsnamens	79
Die Verkehrsverhältnisse	80
Stadt und Akropole	82

Bernhard Schmidt, Die Feier des heiligen Feuers in der Grabeskirche.

A. Die Gestalt und das Alter der Feier	85
Die jesige Feier	87
Alte Pilgerberichte	91
Die Feier nach dem Typikon der Grabeskirche	92
Die älteste Erwähnung des Lichtwunders	97
Alte Lichtriten in der Grabeskirche	99
B. Der Sinn der Feier	101
Die Lichterneuerung und die Osterkerze der römischen Kirche	102
Der Osterjonnabend als der Tag der Hadesfahrt	106
Hadesfahrt und Taufe	109
Lilien in der Unterwelt nach Prudentius	111
Griechische Lieder für den Osterjonnabend	112
Lichtritus und Hadesfahrt	115

Dalman, Christentum und Mission in Palästina und ihre Lage im Kriege.

I. Die Blüte des Christentums in vergangenen Zeiten und die Gegenwart	119
Alte Denkmäler des Christentums	—
Verheerung und Bedrückung	120
Ehrwürdige Reste	121
II. Aus dem Leben der heutigen Christen	122
Glaube und Fasten	—
Das Osterfest	123
Hochzeit	124
Leichenbegängnis	125
Heiligenverehrung	127
III. Die einheimischen Kirchen und die Missionen	—
Die orthodoxe (griechische) Kirche und Rußland	—
Die griechisch=unierte Kirche	129
Römisch-katholische Missionen und Frankreich	—
Die protestantischen Missionen	130
Die Zahl der Christen	132
Die jüdische Gefahr	—
IV. Der Einfluß des Krieges	133
Beschränkung der deutschen und Aufhebung der „feindlichen“ Missionen	—
Das neue Gesetz über fremde Anstalten	134
Befremdliche Äußerungen	—
Das Mißtrauen der einheimischen Christen	136
Der fehlende Einfluß des Staatsgedankens	137
V. Was ist zu tun?	138
Pflege der einheimischen Sitte und Sprache	139
Anpassung an das Bedürfnis des Volkes	140
Förderung der Einigkeit der Christen	141
Soziale Aufgaben	142
Evangelische Verkündigung	143
Vindeckung der Kriegs- und Heuschreckennot	144
Unsere Verpflichtung	146

III. Von unseren Reisen.

Seeger, Von Sichein ins Land Gilead.

I. Vom Jakobsbrunnen zum Jordan	149
II. Am Jabbot und in Mahanaim	156
III. Im waldigen Ostlande und nach Geraja	160

Anhang.

Kahle, Kriegserlebnisse in Ägypten und in französischer Gefangenschaft	169
---	-----

Verzeichnis der Abbildungen.

Titelbild.	Jerusalem von Nordost (zu S. 22).		8
Tafel 1.	Dr. Paul Vohmann, k. österreichischer Fähnrich . . .	hinter	8
Tafel 2.	Das leise fließende Siloahwasser (zu S. 28). . .	}	28
	Felssecke mit Rinne am Süden der Davidsstadt (zu S. 28, 68)		
Tafel 3.	Der fünfhundertjährige Jesajabaum auf dem Sperr-	}	50
	damm des Käsemachertales (zu S. 20, 29 und 51)		
	Der Verschuß des Käsemachertales oberhalb der ehemaligen Königsgärten (zu S. 69)		
Tafel 4.	Der Zionshügel von Südost	}	58
Tafel 5.	Die vermuteten Reste des Davidsgrabes (zu S. 77) . .	}	76
	Die Ausgrabungen Weißs auf der Ostseite des Zionshügels (zu S. 70)		
Tafel 6.	Die Fähre bei ed-dämie auf dem Jordan vom West-	}	156
	ufer		
	Jordan oberhalb der Fähre vom Westufer		
Plan des alten Jerusalem		}	38

Berichtigung und Ergänzung.

S. 47 3. 10 lies „Syrer“ für „Hasmonäer“.

Zu S. 75f. Die von Weiß gefundene Synagogeneinschrift könnte sich auf die Synagoge in der Gegend des Grabes des Königs Hiskia am Ausgang zum Davidsgrabe beziehen, von der die jüdische Literatur berichtet, i. Schlatter, Der Märtyrer, S. 80.

I.

Jahresbericht

des Deutschen evangelischen Instituts für
Alttertumswissenschaft des Heiligen Landes

für das

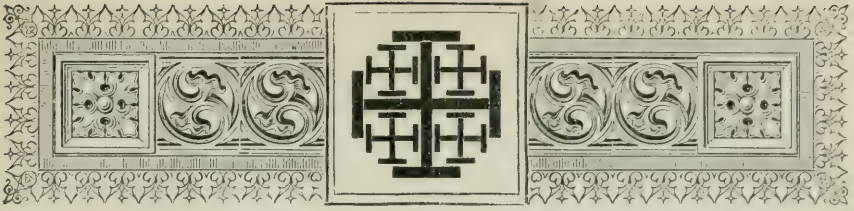
Arbeitsjahr 1914/15

abgestattet

vom derzeitigen Vorsteher **Professor D. Dr. Dalman**

am 30. Juli 1915.





1. Das Institut und der Krieg.

Daß die Institutsausflüge Felddienste und die Zeltreisen Manöver bedeuten, haben wir uns oft ausgesprochen und nicht daran gezweifelt, daß das Institut dadurch zu der Feldtüchtigkeit unserer Geistlichen Beiträge leistet. Aber wir hätten nicht geglaubt, daß diese so rasch auf eine so ernste Probe gestellt werden würde. Siebzehn unserer früheren Mitglieder stehen im Kriegsdienst des Vaterlandes. Als Feldprediger dienen Domprediger Lic. Baumann, Divisionspfarrer Horning, Divisionspfarrer Lic. Dr. Brückner, Pfarrer Johannsen, Pastor Lic. Sternberg, Divisionspfarrer Lic. Klingenburg, Pfarrer Dr. Ulmer; Pfarrer Dr. Fenner als Militärseelsorger eines Truppenübungsplatzes, Pfarrvikar Th. Jäger als stellvertretender Garnisonspfarrer; als Lazarettgeistlicher Pastor Thomaë. Mit der Waffe dienen Professor Lic. H. Schmidt (Oberleutnant und Kompagnieführer), Direktor Dr. Rothstein (Leutnant), Oberlehrer Bertheau, Dr. Lohmann (Fähnrich in der österreichischen Armee), Oberlehrer Delgarte, Professor D. Volz (Leutnant), im Sanitätsdienst Professor D. Alt. Das Eiserne Kreuz erhielten Lic. Baumann, Lic. Klingenburg, Professor Schmidt, Lic. Sternberg, Dr. Rothstein, Oberlehrer Bertheau und Dr. Ulmer. Letzterer wurde außerdem mit dem Bayerischen Militär-Verdienstorden 4. Kl. ausgezeichnet. Gefallen ist Dr. Lohmann, verwundet waren Professor Schmidt und Oberlehrer Bertheau. In russische Gefangenschaft gerieten die Oberlehrer Delgarte und Bertheau (nach erneuter Verwundung). Ein wohl noch beklagenswerteres Geschick erlitt Pastor Windsuhr, der auf einer Studienreise in Marokko gefangen und nach Sebdu in Südalger geschleppt wurde, wo er von der Grausamkeit einer tiegejuntenen Nation Schweres erdulden mußte. Minder schlimm erging es Professor

Kahle, der bei Ausbruch des Krieges in Ägypten weilte. Er erhielt Erlaubnis, auf einem niederländischen Schiff heimzureisen, wurde aber von Franzosen gefangen genommen und sechs Wochen in Marseille festgehalten, bis ihn die Fürsprache des trefflichen amerikanischen Generalkonsuls in Kairo befreite. So sind die Erlebnisse unserer früheren Mitglieder ein Ausschnitt aus dem Handeln und Leiden unseres Volkes im Weltkriege. Daß die freiwilligen Institutsgenossen Professor D. Aurelius und cand. theol. Linder, der erstere im Küstenwachtdienst, der zweite als Leutnant im Militärlager in Schweden monatelang ihre Pflicht taten, zeigt, wie auch die Neutralen die Last des Krieges mitzutragen haben.

Einen Einblick in das Kriegsleben der Institutsgenossen mögen folgende Mitteilungen aus ihrem Briefwechsel mit dem Vorsteher geben:

Oberleutnant Schmidt schreibt

Byfjogen, den 1. 11. 1914.

— — Die letzten 8 Tage war ich unausgesetzt in der Schlacht und habe das Eiserne Kreuz bekommen. So gehen die Wege anders, als man meint. Oft, wenn ich vor meiner Kompanie reite, ist es mir, als müßte ich mich nach Ihnen umsehen und Sie zwischen Obäumen und weißen Kalkfelsen erblicken. Russische Artillerie läßt die Fenster des verlassenen Gutshauses, in dem ich schreibe, klirren.

Lazarett, Breslau, den 23. 12. 1914.

Wie Sie aus meiner Adresse sehen, bin ich verwundet. In den Kämpfen südlich Lodz bei dem berühmten Durchbruch des 25. Reservekorps bin ich bei einem Waldgefecht von einem Infanteriegeschos durchs linke Knie und den linken Oberschenkelknochen geschossen und, nachdem ich dann auf Wegen, für die es nur im Orient Analoga gibt, 6 Tage und Nächte auf einem Bretterwagen durchs Land gestuckert war, bin ich endlich hier angekommen. Meine Wunde heilt trotz der Knochenverletzung glänzend, so daß ich im Februar wieder zur Truppe zurückkehren werde.

Breslau, den 6. 1. 1915.

Daß die „Feldübungen des Instituts“ auch unsere Kriegstüchtigkeit gestärkt haben, ist wirklich wahr. Wie hätte ich meine Kompanie führen sollen, wenn ich nicht an Ihrer Seite reiten gelernt hätte! Und manchem Militärarzt hätte ich gewünscht, daß er auf unseren Institutsreisen durch Sie gelernt hätte, Epium und Num als Heilmittel bei ruhrartigen Erscheinungen zu verachten. Wir würden dann manche Herzschwäche, manches Schlappwerden nicht erlebt haben.

Meine Wunde ist so gut wie geheilt, ich bin außer Bett und darf mit einem Stock spazieren gehen. Eigentlich sollte ich jetzt als Ihr Mitarbeiter in Jerusalem die Stipendiaten erwarten. Einstweilen ist es die wichtigere und als Voraussetzung alles Weiteren notwendige Mitarbeit an der deutschen Palästinaforschung, zu helfen, daß Rußland und England geschlagen werden

Neulich war der Kaiser über eine Viertelstunde an meinem Bett. In der Unterhaltung waren wir beinahe beim Institut angelangt. Ich hatte ein Buch über ägyptische Plastik in der Hand, und wir sprachen daher von Ägypten. Aber dann brach er ab und kam auf Russland. Ein unvergeßliches Erlebnis, diesen Mann in dieser Zeit, wo die Geschichte der Welt durch seine Seele gehen, so herzlich und freundlich sprechen zu hören.

Zwischen Maas und Mosel, 26. 4. 1915.

Ich sitze auf einer aus Kisten und Brettern gezimmerten Bank in dem kleinen Gartenviereck, in das ich aus meinem bombensicheren Unterstand heraus-treten kann. Die französischen Kupfergeschosse der Infanterie, die uns auf knapp 100 m gegenüber s. u. g. fahren knallend in die aus Kalkstein-Erde getürmte Brüstung, die mein Ruheplatz schützt. Deutsche Granaten fliegen in klirrendem Kluge über mich hinweg ins Französische hinein. Im übrigen mutet mein Aufenthalt ort auf mannigfache Weise palästinisch an. Die Unterstände in dem von verstreuten Mäusen durchsetzten Kalkboden könnten von künftigen Forschern wohl als eine Überstadt angesprochen und angemessen werden. Die kühle Freude an den Bänken an den Wänden, schmale Eingänge und Systeme von Stollen und Kammern, alles ist wie in Jerusalem. Über mir singen die Lerchen so tröstlich, als ob Friede wäre, goldene Falter besuchen das einzige blühende Weilchen meines noch in der Entstehung begriffenen Gartens, und der zerschossene Wald, durch den unsere Laufgräben vorgetrieben sind, wird täglich grüner. Ich freue mich, das große Erlebnis des Krieges nun auch noch in westlicher Aufmachung mitzuerleben.

Feldprediger Sternberg schreibt:

K. . ., den 12. 1. 1915.

Geistliche Ausrüstung tut einem hier not, denn hier ist viel zu tun für Christi Reich. Die Herzen sind offener als sonst, je näher zur Front, desto mehr. Es ist erquickend, viel männliches Christentum kennenzulernen, das im Frieden oft nur zu sehr zu vernichten war. In vielem scheint die evangelische Kirche einen Fortschritt gemacht zu haben. Bei der mangelnden kirchlichen Versorgung der ersten Zeit ist bei so manchen ein selbständiges Christentum ausgewacht. Offiziere, die Gottesdienst gehalten haben, andere auch ohne besonderen Grad, die Morgen- und Abendandachten in kleinen vertrauten Kreisen gepflegt haben, und das alles in nur praktischem religiösen Interesse, unbekümmert um Konfessionsunterschiede. Ach, daß diese Saat des Krieges auch im Frieden weiter gedeihen möchte! Mit den katholischen Amtsbrüdern kommt man hier gut aus. Predigtgottesdienste sind stets allgemein; bei Beerdigungen vertreten wir uns auch.

Die militärische Lage hier in Ostpreußen ist meist Stellungskampf. Zweimal schon war ich im Schützengraben, ohne auch nur eine Kugel pfeifen zu hören. In den Unterständen sah man an den Wänden christliche Wandsprüche aus den weihnachtlichen Liebesgabenbüchern.

Gut zustatten kommt mir meine in Palästina besessene Reiserüstigkeit. Am letzten Sonntage konnte ich zum Beispiel vier Predigtgottesdienste an verschiedenen Orten, die durch schlechte Wege verbunden waren, sehr bequem veranstalten. So ist das Institut in der Tat von Nutzen für den Krieg, wie Sie eines Morgens im Heiligen Lande schon einmal äußerten.

Hoffentlich bringt das neu begonnene Jahr uns allen einen ehrenvollen Frieden. Dann kann auch die archäologische Arbeit in Palästina mit neuen ungeahnten Aussichten deutscherseits wieder aufgenommen werden.

Über den kriegsfreiwilligen Füsilier Delgarte berichtet seine betagte Mutter:

Estetin, den 27. 6. 1915.

Ja, mein guter Sohn ist in russischer Gefangenschaft. Er zog am 27. Januar ins Feld, nachdem er von Anfang Oktober an hier mit der Waffe ausgebildet worden war. In Polen hat er viele Strapazen durchgemacht, schrieb mir am 24. 2., daß er sich freue, nun an den Feind zu kommen. Tags darauf, am 25. 2., wurde er bei Prasnitz gefangen; sein Bataillon stand einer neunfachen Übermacht gegenüber. Dann erhielt ich noch einmal Nachrichten auf dem Wege nach Sibirien. Endlich, am 21. 4., kam aus Stockholm ein Telegramm: „Theodor genesen, bittet um 100 Rubel.“ Natürlich sandte ich das Geld ihm: „Theodor nach Tscheliabinsk, Süd-Ural, Hospital 147. Aber nun diese Angst ob der Geld erhalten, wohin er von Tscheliabinsk gekommen, ob er wieder Geld sei.“ am 15. 6., kam endlich von ihm selbst eine Karte: „Hurra, das Geld ist da.“ Der Arzt wünscht, daß ich in Tsch. bleibe als Hospital-Seelforger, ich fühle mich wieder kräftig und unternehmungslustig, habe schon mehrere Amtshandlungen übernommen. Hoffentlich wird es genehmigt.“ Wie hat der treue Gott mein trauriges Herz erfreut! Ihm sei Lob und Dank dafür. Ich hoffe bestimmt, daß mein Sohn unter des guten Arztes Schutz dort wohl versorgt ist. Gott helfe, daß er anderen zum Segen sei. Gerade dies habe ich so dringend erbeten. Die irdische Waffe ist ihm endgültig aus der Hand genommen, nun hat ihm Gott die himmlische wieder vertraut, o wie mich dies so glücklich macht! Seine geschwächte Gesundheit hätte wohl kaum im Sonnenbrand die Feldarbeit (der Gefangenen) ertragen. Vielleicht hat mein Brief an die Königin von Schweden, Chef des Regiments 34, genützt.

Sven Linder, ein schwedischer Theologe, der über ein Jahr Gast unseres Instituts in Jerusalem war, schrieb:

Fröjered, Schweden, den 22. 12. 1914.

Während dieser ganzen Zeit war die Aufmerksamkeit hier in Schweden natürlich auf den großen Krieg gerichtet, und wir Schweden haben uns oft darüber gewundert, wie es für das deutsche Volk möglich war, einen solchen Kampf durchzuführen. Bei jedem Erfolg der deutschen Waffen wurde ein Seufzer der Erleichterung bei uns vernehmbar; denn wir wissen wohl, daß die deutschen Siege auch unser Geschick entscheiden. Sollte Rußland sein Gegengewicht in den mitteleuropäischen Germanen verlieren, können wir im Norden uns nicht in die Länge gegen den slawischen Jangarm wehren, der nach uns ausgestreckt ist.

Wenn England früher als Freund der kleineren Staaten Vertrauen genoß, ist dies Vertrauen jetzt gründlich untergraben worden. Und farbige Truppen in unserem Weltteil kämpfen zu lassen, das ist etwas, was England nie getan haben dürfte, wenn es um seine Ehre angelegen gewesen wäre. Es freut uns auch, daß dieses Krämervolk selbst hat schmecken müssen, was es heißt, eine kriegsführende Macht zu sein.

Meine Studien habe ich bis auf weiteres liegenlassen müssen, aber ich sehne mich danach, sie wieder aufzunehmen, wenn nicht die Lage derart wird, daß die Pflicht zur Verteidigung des Landes ruft. Dann gehe ich gern und bringe mein Opfer mit Freuden, gewiß, daß die Freiheit des Vaterlandes auch Gottes Reich dient.

Es ist eisen die Gedanken zu dem friedlichen Jahre in Palästina. Wieviel Glück und Frieden ist seitdem vernichtet worden! Aber dieselbe Hand, die mit des Krieges Geißel züchtigt, kann und wird wohl auch versöhnlichere Tage herbeiführen. Die Tätigkeit des Instituts in Palästina liegt nun danieder, aber möchte es nicht allzulange dauern, bis Sie wieder über die Täler und Höhen des Heiligen Landes dahinreiten zu Studien am Volksleben in Dörfern und Ziegenhaartzelten, an den lachenden Blumen des Frühlings und an den Ruinen vergangener Zeiten mit dem Interesse der Forschung, das eine der tragenden Kräfte Ihres Leben ist.

Der k. österreichische Fähnrich Dr. Paul Lohmann schrieb:

Schützengraben, Südosgalizien, 11. 5. 1915.

Herzlichen Dank für Ihr freundliches Gedenken und auch für Ihre Nachrichten über Schmidt und den armen Wundfuhr! Seit Anfang April führen wir jetzt einen Positionskrieg, und da habe ich nach dem bitter harten Winter mit dem Übergang über die vereisten und verschneiten Karpathenkämme zeitweise so etwas wie eine Erholungspause, obwohl die Russen mir hier bis auf 250 Schritt gegenüberliegen. Aber meine Stellung ist vorzüglich ausgebaut und mit allen Mitteln moderner Technik gesichert.

Er konnte dann in das von den Russen befreite Kolomea einziehen, erhielt die Silberne Tapferkeitsmedaille und war für die Goldene vorgeschlagen. Am 10. Juli schrieb er (an seinen Bruder, Pfarrvikar in Cilli):

Vorgestern hielt ich mit Erlaubnis des Obersten einen Feldgottesdienst. Statt der erwarteten 50 bis 60 kamen viele hundert Mann und fast das ganze Offiziercorps, auch der Oberst und die Bataillonskommandanten. Es war eine herrliche Feier auf dem Platz vor der katholischen Kirche. Die Regimentsmusik hatte die Lieder (Großer Gott, wir loben dich; Ich bete an die Macht der Liebe; Ein feste Burg ist unser Gott) eingeübt, der katholische Feldkurat ließ seine Feldbluse mit den Armeestreifen, der griechisch-katholische Trispfarrer ein Kreuzifix und zwei Kerzen. Der Verlauf war glänzend, die Wirkung groß. Der Bataillonskommandant hatte mir den Bagagekoffer, in welchem meine Bibel lag — bei mir trage ich sonst nur das Neue Testament — eigens dazu von weit rückwärts holen lassen. Text Psalm 90.

Am 15. Juli schon fiel er bei Zwanie in Ostgalizien. Vor einem Angriff, der ungünstige Aussichten zu haben schien, schrieb er im Schützengraben seine letzten Verfügungen nieder, in welchen er Verwandte und Freunde mit Andenken bedachte. Zum Schluß hieß es:

„Am übrigen Gott befohlen, alle miteinander! Mein Leben war schön und reich. Ich habe viel Gutes erfahren und den Glauben an das Edle im Menschen nie verloren. Sinkt mein Leben dahin, so ist es ein Tropfen am Eimer der erhebenden Spende, die der große Krieg uns Kämpfern auf den Altar der

großen, hehren deutschen Sache zu bringen mit kategorischem Imperativ befohlen hat . . . Ich bin bereit.“

Auf die letzte Seite seines Tagebuches schrieb er mit kräftiger Hand: „Morituri te salutant“ — „Gott befohlen! Bei ihm in der Heimat, da gib't ein Wiedersehen!“

Vor dem Anfang des Krieges hatte er mir mitgeteilt, er hoffe im Herbst 1914 ein drittes Mal nach Palästina zu kommen. Als der Krieg ausbrach, schrieb er, daß er, wenn England sich beteilige, sich zum Dienst mit der Waffe melden werde. Nun hat er die Treue gegen sein Vaterland mit dem Tod besiegelt. Aber noch immer sehe ich ihn, wie er auf unserer Zeltreise von 1911 in el-kunetra unermüdlich von Hof zu Hof eilte, um Inschriften aufzuspüren, und wie wir dann vor der verkehrt am Boden liegenden Dekania-Inschrift in der'a kauerten, um sie in gemeinsamer Arbeit zu entziffern. Wieviel ersprießliche Palästina-Forschung wäre von ihm noch zu erwarten gewesen! Die große Arbeit des Registers unsers Jahrbuches im Vorjahre war gemeint, ihm wie anderen die weitere Tätigkeit auf diesem Felde zu erleichtern. Gott gebe dem Institut noch viele Mitglieder von dem gleichen Eifer und derselben treuen Anhänglichkeit an Palästina!

Zu den Folgen des Krieges gehörte, daß ein seit langem geplantes „Palästina-Fest“, welches zum Abschluß des ersten Jahrzehntes des Instituts alle bisherigen Mitglieder in Berlin vereinigen sollte, nicht hat stattfinden können. Ein Ortsausschuß, bestehend aus den Herren Professor Grefmann, Lic. Dr. Brückner und Pastor Sarowj (als Schriftführer) hatte es sorgsam vorbereitet. Wissenschaftliche Vorträge, ein Kommerz mit Lichtbildervorführung, ein Ausflug auf der Havel, eine Führung durch die orientalische Abteilung des Königl. Museums sollten die Zusammenkunft, die für den 6. und 7. Oktober bestimmt war, würzen. Die große Zahl von 47 bestimmten und 5 bedingten Zusagen, auch aus der Schweiz, Holland und Schweden, war eingelaufen. Aus alledem wurde nun nichts.

Schlimmer noch war, daß der Krieg den ganzen Lehrkurs des Winters 1914/15 unmöglich machte. Die schon ernannten Mitglieder wurden unabhömmlich und hätten auch die Reise kaum ausführen können. Unter diesen Umständen war auch der Vorsteher, der schon am 30. Juni Palästina verließ — auf einem Schiff, das für das ermordete österreichische Thronfolgerpaar seine Flagge halbmast gezogen hatte —, von dem ihm teuern Arbeitsfeld, seinen Manuskripten und Büchern ferngehalten. Das Haus des Instituts in Jerusalem blieb öde, und die Pferde Jasins, die sonst für unsere Ausflüge vor seiner



Por. v. Jaeger, Magentint.

Dr. Paul Lohmann, k. österreichischer Fähnrich,
Mitglied unseres Instituts im Jahre 1911, geboren am 20. Mai 1886
in Kapriva im Österreichischen Küstenlande, gefallen an der Spitze
seines Zuges am 15. Jult 1915 bei Zwante am Dnjester.

Tür hielten, waren zu ernsterem Dienst mit der türkischen Armee ausgezogen. Nur der vielen Institutsmitgliedern als unser Reisefoch bekannte Kawaß 'Ode hauste als Wache darin unter der Aufsicht der in Jerusalem zurückgebliebenen Nichte des Vorstehers und dem Schutze des Kaiserlichen Konsulats. Der durch die Auflösung der englischen Mission brotlos gewordene Karl Holdermann schaute mit altgewohnter Treue nach der Ordnung in Bibliothek und Museum, die bisher völlig ungestört blieb.

Trotz alledem sind wir überzeugt, daß der Krieg unserem Institut nicht nur Hemmung, sondern auch Gewinn gebracht hat. Der ausgedehnte Aufenthalt des Vorstehers in der Heimat gab ihm nicht nur Gelegenheit, eine große Zeit unter seinem Volke mitzuerleben und wieder Führung zu nehmen mit seiner kirchlichen und wissenschaftlichen Arbeit, sondern vor allem auch der Aufgabe des Instituts, „die Beziehungen zwischen den Stätten der heiligen Geschichte und dem Interesse der christlichen Frömmigkeit in der evangelischen Kirche zu beleben“ in anderer Weise als sonst gerecht zu werden, wie es dieser Bericht weiterhin zeigen soll. Ein Krieg, der in unerwarteter Weise mit der Türkei auch Palästina in den Kreis der Weltereignisse gerückt hat, die uns Deutsche unmittelbar berühren, kann aber auch nicht ohne Folgen bleiben für die ganze Stellung unseres Instituts als eines Außenwerks friedlicher deutscher Arbeit im Orient. Seine wissenschaftliche Aufgabe im Dienste der evangelischen Kirche wird mehr als bisher verstanden werden als eine Arbeit für das Vaterland.

2. Die Mitglieder.

Nachdem ursprünglich der nach Tübingen berufene Professor Lic. Schmidt als Mitarbeiter für 1914/15 in Aussicht genommen war, wurde Professor D. Dr. Grefmann in Berlin=Westend von Preußen, ältere Provinzen, als solcher benannt.

Als Stipendiaten sollten im Frühjahr 1915 ausgehen, von Preußen, ältere Provinzen, benannt:

Pastor Lic. Dr. Reinhardt in Bebra, Prov. Sachsen,

Pfarrer Lic. Sachsse in Siegen in Westfalen,

Pastor Lic. Meyer in Stolp, Prov. Pommern,

Pfarrer Hirscht in Cravinkel, Prov. Sachsen;

von Preußen, neuere Provinzen:

Cand. theol. Th. Hermann in Dogheim, Reg.=Bez. Wiesbaden;
von Sachsen=Altenburg:

Pastor N. Schmußler in Altenburg.

Am 23. Oktober 1914 setzte der Stiftungsvorstand die evangelischen Kirchenregierungen in Kenntnis von seinem Beschluß, die Aussendung der ernannten Institutsgenossen für dies Jahr zu unterlassen, aber für den Winter 1915/16 in Aussicht zu nehmen, falls die Ereignisse es zulassen sollten, und die Kirchenregierungen die geschehenen Anmeldungen aufrechterhalten. Auch der Vorsteher wurde bis auf weiteres beurlaubt und nahm seinen Sitz in Freienwalde a. D.

Am 9. Januar 1915 erhielt der Vorsteher vom Königlich Preussischen Kultusministerium eine Berufung in ein (persönliches) Ordinariat an der Theologischen Fakultät der Universität Greifswald, glaubte aber die ihm in Jerusalem gestellten Aufgaben noch nicht beiseitelegen zu können und lehnte am 18. Januar die Berufung ab. Am 14. April 1914 war ihm von Sr. Majestät dem Kaiser und König der Königl. Preussische Kronenorden 3. Kl. verliehen worden, Anfang August von der Kaiserlich Osmanischen Regierung der Osmanie-Orden 3. Kl. Am 21. September 1914 wurde er zum Ehrenmitglied der Schwedischen Religionswissenschaftlichen Gesellschaft ernannt.

3. Die Zusammenkünfte der früheren Institutsmitglieder.

Nachdem unser „Palästina-Fest“ durch den Krieg verhindert worden war (s. o.), betrachtete es der Vorsteher als seine Aufgabe, für die gegenseitige Berührung der früheren Genossen auf andere Weise soviel als möglich Sorge zu tragen und selbst mit allen in irgendwelche persönliche Verbindung zu treten. Dies geschah durch schriftliche Begrüßung, aber auch durch die Anbahnung persönlichen Zusammentreffens. Einige im Rheinland wohnende Mitglieder konnten gelegentlich eines Aufenthalts des Vorstehers in Hülgel bei Essen im März gesehen werden. Eine Zusammenkunft der in und bei Berlin wohnhaften Mitglieder fand am 9. November 1914 im Architektenhause zu Berlin statt. Wir aßen gemeinsam Mittag, beim Kaffeetrag der Vorsteher über die Ausgrabungen Weills am Südennde der Davidsstadt vor. Vierzehn Personen waren anwesend, worunter fünf Mitglieder mit ihren Damen.

Das Gelingen dieser ersten Zusammenkunft ermutigte zu dem Versuch einer zweiten, zu welcher ein etwas weiterer Kreis von Genossen eingeladen wurde. Pastor Sarowy in Berlin übernahm auch jetzt wieder die Mühewaltung der Aufforderung. Am 26. Mai 1915 versammelten sich im „Rheingold“ zu Berlin 17 Mitglieder, von denen einige aus Breslau, Altenburg, Schwerin, Greifswald, Hiddensee herbeigeeilt waren. Einige andere Freunde, auch Damen, erhöhten die

Zahl der Teilnehmer auf etwa 27. Telegramme kamen aus Lund in Schweden und aus Wendeleben am Rijnshäuser. Nach dem Kaffee an dem im vollen Schmuck des Frühlings prangenden Schlachtensee folgte ein Vortrag des Vorstehers über die Suche nach der Bundeslade in Jerusalem und die Wasserleitungen des Gihon. Abends zeigte er die Landschaft Palästinas in Lichtbildern vor einem größeren Publikum in der Universität.

Das Heilige Land bewährte dabei seine Anziehungskraft bei denen, welche unter der Fahne des Instituts in seinen Bann eingetreten sind, und denen es ein Stück unvergeßlicher Lebenserfahrung geschenkt hat. Es war wohlthuend, mitten im Kriege sich auf diesem friedlichen Boden zu treffen. Der dabei ausgesprochene Wunsch, es möge doch jede künftige Anwesenheit des Vorstehers in Deutschland zu solchen Zusammenkünften benutzt werden, soll unvergessen bleiben.

4. Die Vorträge des Vorstehers.

Anfänglich hatte der Krieg so sehr alle Aufmerksamkeit auf sich gezogen, daß nichts anderes auf Gehör rechnen konnte. Aber allmählich empfand man doch, daß daneben auch andere geistige Nahrung unumgänglich sei, wenn die zum „Durchhalten“ unseres Volkes nötige Spannungskraft erhalten bleiben sollte. So konnte der Vorsteher verschiedenen Vereinen und Missionen mit Vorträgen über palästinische Stoffe dienen und hat überall freundliche Aufnahme gefunden.

Folgende zwölf Vorträge fanden statt:

- im Dezember 1914 im Lazarett „Zu den vier Linden“ zu Freienwalde a. D. vor Verwundeten,
- am 8. Februar 1915 auf der Missionskonferenz in der Provinz Sachsen zu Halle a. S. für den Jerusalem-Verein,
- am 18. Februar in den „Religiösen Kriegs-Vorträgen“ des Evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke in Berlin (Dranienstraße 106),
- am 15. März für den Handwerkerverein in Freienwalde a. D.,
- am 30. März in Riesky, Schlesien, zum Besten des Ausjüdisenajuls in Jerusalem,
- am 6. April in Breslau im Gemeindehaus der Luthergemeinde,
- am 13. April in der Hauptversammlung der Brandenburgischen Missionskonferenz zu Berlin,
- am 14. April im Parochial-Verein zu Friedenau,
- am 7. Juni auf der Kirchen- und Pastoral-Konferenz für das Königreich Sachsen in Meißen,
- am 13. Juni in Herrnhut zum Besten des Ausjüdisenajuls,

am 14. Juni in Dresden für den Dresdener Hauptverein der Gustav-Adolf-Stiftung,

am 22. Juni in Leipzig für den Leipziger Gustav-Adolfs-Hauptverein.

Für den März geplante Vorträge in Köln a. Rhein und Essen (zum Besten des Syrischen Waisenhauses in Jerusalem) kamen nicht zustande.

5. Die Arbeiten.

In Palästina konnte nicht gearbeitet werden, aber die Arbeit an Palästina stand niemals ganz still. Von Arbeiten der Institutsmitglieder sind beim Vorsteher eingegangen:

Riemer, Wo lag Emmaus?

B. Schmidt, Die Feier des heiligen Feuers in der Grabeskirche.

Delgarte, Die Straße von Beth Horon.

W. Möller, Der fünftägige Ausflug des Instituts nach Jericho im Februar 1914.

Duensing, Die Abessinier in Jerusalem.

Im Drucke erschienen als „Studien aus dem Deutschen evangelischen Institut für Altertumswissenschaft in Jerusalem“:

Graf, Die Perlmutter-Industrie in Bethlehem, ZDPV 1914, S. 327—338.

Sternberg, Bethel, ebenda 1915, S. 1—40.

Dalman, Inschriften aus Palästina, ebenda 1914, S. 135—145, 374.

— Zu den Inschriften aus Petra, ebenda 1914, S. 145—150.

— Die Küstenflüsse Palästinas südlich von Caesarea, ebenda 1914, S. 338—348.

— Die Exkursionskarte von Jerusalem und Mitteljudäa, ebenda 1914, S. 348—370.

Sonst sind zu nennen:

Dalman, Zum Waschen und Baden in der Talmudischen Archäologie von S. Krauß, ZDPV 1914, S. 273—278, 1915, S. 76 f.

— Zu den Karten und Bildern der württembergischen Bibelausgabe, ebenda 1914, S. 278—284.

— Die Notwehr der Türkei, Internationale Monatschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik 1915, Sp. 473—484.

H. Möller, Die Lage von Gibeon Benjamin, ZDPV 1915, S. 49—53.

Lohmann, Die Affanierung Jerusalems, ZDPV 1914, S. 271—273.

Eberhard, Vom heiligen Feuer in Jerusalem, Neueste Nachrichten aus dem Morgenlande 1914, S. 132—139.

— Bücherbesprechungen, ZDPV 1914, S. 291—294.

- Schwöbel, Der türkisch-ägyptische Kriegsschauplatz, Geographische Zeitschrift 1915, S. 70—83, 131—147.
- Die Landesnatur Palästinas, zweiter Teil, Leipzig 1914, J. C. Hinrichs.
- Seiß, Register zu Jahrgang 1895—1912 der Mitteilungen und Nachrichten des DPV, Leipzig 1914, J. C. Hinrichs.
- Voehmer, Golgatha ein alttestamentlicher Name, ZAW 1914, S. 300—311.
- Neil, Christlich-archäologischer Bericht, ZDPV 1915, S. 58—65.
- Thomsen, Bericht über Geographie und Topographie des alten Palästina für 1910—1913, ZDPV 1914, S. 182—203.
- Zeitschriftenchau, ZDPV 1914, S. 210 ff., 294 ff., 375; 1915, S. 161 f.
- Anzeige von Brüne, Josephus, ZDPV 1914, S. 95, vgl. 211.
- Volz, Die biblischen Altertümer, Calw und Stuttgart 1914.
- H. Hartmann, Palästina unter den Arabern 632—1516, Leipzig 1915, J. C. Hinrichs.
- Das Süsitum nach al-Kusehairs, Kieler Habilitationsschrift 1914.
- Zur Frage nach der Herkunft und den Anfängen des Süsitums, Der Islam 1915, S. 31—70.

6. Die Bibliothek.

Als Geschenk hat das Institut von Fräulein Billerbeck in Freienwalde a. D. erhalten die Bücher ihres verstorbenen Vaters, des als Orientalist bekannten Obersten Billerbeck, etwa 50 Bände. Herr Professor Dr. Blankenhorn in Marburg schenkte sein für die Geologie Palästinas wichtiges Werk „Syrien, Arabien und Mesopotamien“, Handbuch der regionalen Geologie V 4, Heidelberg 1914, Herr Privatdozent Dr. Hartmann in Kiel seine oben erwähnten Publikationen, von denen die über die Geschichte des arabischen Palästina ein erfreulicher Beitrag zu der Erhellung eines noch wenig erforschten Gebietes ist. Durch Ankauf ist die Bibliothek um etwa 40 Bände gewachsen.

Wir erneuern hier die Bitte um freundliche Zuwendung von älterer Palästina-Literatur und von geographischer und historischer Arabistik. Ein Verzeichnis der für das Institut bestimmten Bände wäre an den Vorsteher zu senden, welcher über das Weitere die erforderlichen Mitteilungen machen würde.

7. Das künftige Heim.

Laut Mitteilung des Vorstandes haben die Gemeindeförperschaften der Luisenstadtkirche in Berlin schon vor zwei Jahren be-

schlossen, für das Eigenheim des Instituts 10000 Mark in vier Jahresraten zu spenden, wovon drei Jahresraten inzwischen gezahlt worden sind, und die St. Petri-Gemeinde in Berlin überwies zu demselben Zweck die Summe von 1000 Mark. Auch hier wird den evangelischen Gemeinden der Reichshauptstadt für ihre tatkräftige Hilfe auf das wärmste gedankt. Wir sind dem Ziele so ein gutes Stück näher gekommen.

Für die Einrichtung des künftigen Arbeitszimmers der Stipendiaten sandte Oberpfarrer Lic. Knießke in Peitz zu unserer Freude 20 Mark.

Einen Schritt vorwärts bedeutet es hoffentlich auch, daß mit freundlicher Zustimmung des Herrn Krupp von Bohlen der unsern Mitgliedern von 1910 als Genosse der Zeltreise wohlbekannte Königl. Baurat S. J. Marx, Leiter der Krupp von Bohlen'schen Bauverwaltung in Hülgel, unter Mitwirkung des Vorstehers einen Entwurf für den Institutsbau ausgearbeitet hat, der nach mehrfacher Umarbeitung am 24. Juni 1915 dem Vorstand vorgelegt werden konnte. Es schien dem Vorsteher Pflicht, seine Anwesenheit in Deutschland auch dafür nutzbar zu machen.

Als eine Saat auf Hoffnung stehen in Jerusalem vierzig junge Libanonzedern bereit, den künftigen Zugang zum Institutshause zu schmücken. Möchten sie die Fässer, in denen sie stehen, nicht sprengen, ehe sie in das Land des Instituts gesetzt werden können!



II.

Arbeiten aus dem Institut.





Das alte und das neue Jerusalem und seine Bedeutung im Weltkriege.

Von Professor G. Dalman.

I. Die Lage Jerusalems.

Die sonnigen Gestade des Mittelmeeres sind uns die Heimat der Kunst, des Rechts und der Religion. An das Mittelmeer, den Kreuzungspunkt der Geschichte des Altertums, hat Gott Abraham gerufen aus seiner Heimat im vorderasiatischen Binnenlande (1. Mos. 12, 1). Über das Mittelmeer kam zu uns die Botschaft vom Welterlöser aus dem Lande Abrahams an seiner Ostküste zwischen ihm und dem Toten Meer, jenem wunderbaren See nahe der syrisch-arabischen Wüste, auf dessen Wellen noch immer die Salzsäulen von Sodom herabsehen als Warnungszeichen für alle, die bei drohendem Gericht nicht ohne Umschauen zum Bergungsort flüchten.

Wer sich im Sommer 1915 auf dem blauen Mittelmeer der Küste des Heiligen Landes näherte, würde sehen, wie öde die Meeden der Hafenstädte daliegen, auf deren Wellen sonst neben österreichischen und deutschen italienische, französische und englische Dampfer schaukelten. Jaffa, die Hafenstadt Jerusalems, ist keine Festung, eine einzige Kanone steht am Strande, um im Fastenmonat der Moslems den Sonnenuntergang zu künden. Bis dahin hatte auch kein feiger französischer Kreuzer hier wie in Haifa und Alexandrette Schaden angerichtet. Die Klippenreihe, welche den kleinen Hafen des Altertums einfaßt, wehrt den großen Schiffen unserer Tage, und so auch den Kriegsschiffen näheren Zutritt. Sonst fuhr man mit der Eisenbahn in drei bis vier Stunden nach Jerusalem hinauf. Jetzt sind zum Schutze Jerusalems die Schienen der ersten 20 Kilometer weggenommen. Nur mit zweistündiger Wagenfahrt kann der Anfang der befahrenen Strecke bei Ramle erreicht werden. Wie herrlich ist der Wald von Apfelsinen

und Zitronen, durch den der Weg zunächst führt! Aber sorgenvoll sagen uns die Besitzer, daß sie die schöne Ernte des Winters zu Schleuderpreisen verkaufen mußten, weil die Ausfuhr unmöglich war, daß ihnen jetzt das Petroleum mangelt, die Schöpfwerke zu treiben, und also das Fehlen der nötigen Bewässerung im Sommer schweren Schaden auch für das kommende Jahr vorbereitet. Weiterhin umgeben die Landstraßen weite Getreideflächen. Die Weizenernte sollte jetzt vollendet sein und die Dreschschlitten auf den Tennen im Kreise fahren unter lustigem Gesang der darauf stehenden Jungen. Aber das in anderen Jahren so lebhafte Treiben von Menschen, Eseln und Kamelen in der blendenden und glühenden Julisonne ist still geworden. Heuschrecken kamen im April wie Wolken vom Osten her und ließen sich nieder. Es war unmöglich, ihr Zerstörungswerk zu hindern. In den Dörfern, denen die jungen Männer fehlen, hocken die Frauen traurig vor den Hütten, kaum jemals kommt Nachricht von den eingezogenen Gatten und Söhnen, und keinerlei öffentliche oder private Unterstützung mildert die unabsehbare Not. Bei dem jetzigen Anfangspunkt der Bahn nach Jerusalem mündet von Norden her die neue, erst während des Krieges fertiggestellte Linie, welche das südliche Palästina mit Damaskus verbindet. So ist also hier ein Knotenpunkt militärischer Transporte entstanden. Die friedliche Stadt der Oliven- und Feigengärten wimmelt von Soldaten, welche die vorhandenen Aprikosen, Frühfeigen und Melonen wohl längst aufgekauft haben. Der Zug nach Jerusalem ist oft von Kriegern in Anspruch genommen. Man tut besser, den Wagen zu behalten und mit ihm die Fahrt nach Jerusalem fortzusetzen. Noch immer geht es durch die Küstenebene, die aber bald in Hügelland übergeht, bis dann 37 km von der Küste der Gebirgsrücken des Landes rasch bis zu 725 m Meereshöhe ansteigt. An dem sogenannten „Tore“ des zur Höhe strebenden Tales dürfte ein Militärposten den Zugang zur Hauptstadt decken. Jenseits der ersten Höhe kreuzen wir zwei weite, tiefe Täler, und haben hinter dem zweiten nochmals eine Steigung von 240 m zu überwinden, ehe wir auf dem eigentlichen Rückgrat des Landes angekommen sind. Wir befinden uns hier 815 m über dem Mittelmeer, dessen Spiegel wir durch eine Lücke des Berglandes rückwärts wahrnehmen können. Wir haben auch vor uns in einigen neuen jüdischen Altenheimen mit Rebblauen und Eufalyptusbäumen den ersten Anfang von Jerusalem. Aber wir übersehen die weitgedehnte Stadt nicht. Ihre eigenen ersten Häuser reichen hin, uns den Blick auf alles weitere zu verdecken. Wir suchen auch vergeblich nach dem nur 24 km entfernten Toten

Meer. Sein über 1200 m tiefer liegender Spiegel wird uns durch eine hinter Jerusalem aufsteigende Bergkette verdeckt. Der Bau des Hospizes der Deutschen Kaiserin grüßt von ihrem Kamm wie eine trohige Burg, anspruchsvoll, aber unseft, rechts davon die schmale Nadel des Ruffenturms auf dem Ölberg.

Daß Jerusalem hier erreicht ist, aber doch nicht überfchau wird, kommt daher, daß es auf einer nach Südosten geneigten Fläche erbaut wurde, welche in den Scheitel des Landrückens eingesenkt ist.

So entstanden Täler, die mit zunehmendem Fall immer steiler und schluchtartiger werden, bis sie schließlich im südöstlichen Winkel der Fläche zusammenlaufen, den Verschluf des Gebirgsrandes durchbrechen und so nach dem Toten Meer einen Ausgang finden. Zwischen diesen Talrinnen blieb höheres Gelände stehen, langgestreckte Hügel, die sich ebenfalls nach Südosten hin senkten, aber hier zwischen den tiefgewordenen Tälern in zwei steil abfallende Spizen auslaufen. Die eine östlichere, die niedrigere, ist schmal, hat also mehr den Charakter eines Grates, die andere westlichere ist bei weitem höher, aber auch breiter und bildet eine geräumige Kuppe. Jener Grat und diese Kuppe sind der Ort des alten Jerusalem. Auf dem Grat lag die Zionsburg und der Tempel, auf der Kuppe die eigentliche Stadt und ihr Markt. Das neuere Jerusalem ist von den Enden der Hügel rückwärts in die Höhe gestiegen und hat in den letzten dreißig Jahren allmählich den westlichen Rand jener geneigten Fläche und unseren Standpunkt erreicht. So ist trotz allen Emporstiegens die Lage Jerusalems noch immer durch die Senkung bestimmt. Es liegt auf der Höhe des Landes, aber es thront nicht auf hohem Gipfel mit weiter Aussicht, sondern ist auf allen Seiten von überragenden Höhen umgeben. Jeder Weg nach Jerusalem führt über Berge, und auch jezt im Weltkrieg möchte man dort auf den Bergen sehen „die Füße eines guten Boten, der Frieden verkündigt“ (Nah. 2, 1, vgl. Jes. 52, 7). Man tröstet sich mit dem Psalmwort (Ps. 125, 2): „Um Jerusalem sind Berge, und der Herr ist um sein Volk her von nun an bis in Ewigkeit“, und der Besorgte schaut durchs Fenster nach dem Ölberg und betet: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hilfe kommt“ (Ps. 121, 1).

Dabei ist innerhalb Jerusalems das Hinabsteigen oft wichtiger als der Aufstieg. Wir gehen 50 m abwärts zur Stätte von Golgotha, und noch über 10 m tiefer jenseits eines Tales lag einst der Tempel. Der Seher sagt von den letzten Tagen (Mich. 4, 1): „Der Berg, darauf des Herrn Haus ist, wird feststehen, höher denn alle Berge, und

über die Hügel erhaben sein.“ Aber damals wie jetzt ging man von wichtigen Teilen Jerusalems nicht hinauf, sondern hinab zum Tempel.

Für den, der wie ich Jerusalem nie im Kriege gesehen hat, ist es in seiner durch die Jahreszeiten nur wenig abgeänderten äußeren Erscheinung ein Bild beständigen Friedens. Nach dem Hohenliede (6, 3) ist die Geliebte „anmutig wie Jerusalem“. Wer aber dort rauschende Gewässer, den Schatten hochragender Wälder suchen wollte, würde zu allen Zeiten fehlgegangen sein. Im Winter kann es wohl geschehen, daß nach länger fortgesetzten Güssen sich unterhalb der Stadt ein Quellsbächlein bildet. Es bricht dann mit lustigem Sprudeln aus dem Erdreich hervor und strebt hastig nach dem Toten Meere hinab, das es oft nicht erreicht. Die Jerusalemer Kinder waten jubelnd darin, und die Erwachsenen sitzen beschaulich daneben mit der Wasserpfeife. Aber es ist doch nur ein kurzes Vergnügen. Nach einigen Wochen versiegt der Quellsbach, man benützt sein Bett, wenn man will, als Weg, und wundert sich das ganze Jahr darüber, daß einmal Wasser da hat fließen können. Jerusalem hat daneben eine wirkliche Quelle, den Gihon. Auf einer dunkeln Treppe steigt man zu ihr hinab wie in einen tiefen Keller und sieht unten in einer finsternen Felsengrotte eine kleine Pfütze, die dauernden Zufluß aus der Tiefe haben muß, weil sie abfließt. Wenn man mehr Glück hat als ich im Verlauf von 16 Jahren, kann man auch beobachten, wie von Zeit zu Zeit verstärktes Herausströmen des Quellwassers den alten Namen der Quelle, „Sprudel“, rechtfertigt. Als die Zionsburg einst oberhalb der Quelle lag, war sie für die Burgbewohner ebenso wichtig, wie jetzt für das gegenüberliegende Dörfchen silwān, dessen Wasserholerinnen oft den europäischen Besuchern der berühmten Quelle den Weg versperren. Eine geschmacklose Sage behauptet, Maria habe hier die Windeln des Jesuskinds gewaschen. Gewiß ist, daß sein königlicher Ahnherr das Wasser des Gihon trank, und daß der Jubelruf: „Es lebe der König Salomo!“ an dem Felsen oberhalb der Quelle widerhallte (1. Kön. 1, 39). Aber weder diese Quelle, noch der weiter abliegende Brunnen Hiobs sind für die jetzige Stadt von Bedeutung. In Zisternen sammelt man von alters her das Regenwasser des Winters, das allein ihren Wasservorrat bestimmt.

Es gibt einige uralte Bäume bei Jerusalem, die gewiß ihre Geschichte haben, die nachweislich fünfhundertjährige Ruine eines Maulbeerbaumes, in welchem der Prophet Jesaja durch Zersägen seinen Märtyrertod gefunden haben soll, eine prächtige weitschattende Terebinthe und eine hohe Kiefer im Norden der Stadt, die sonderbarer-

weise jagenlos sind, und eine kleine Zahl von ehrwürdigen Oliven, die mindestens auch ein halbes Jahrtausend hinter sich haben, im Franziskanergarten Gethsemane. Aber nicht diese vereinzeltcn Baumgreise bestimmen das Bild Jerusalem, wohl aber, daß die Stadt auf allen Seiten umgeben ist von mehr oder minder großen, allerdings wenig dichten Olivenhainen. Ihr immergrünes helles Laub, zwischen welchem hie und da die dunkelgrünen Kronen von Johannisbrotbäumen sichtbar werden, paßt zur roten Erde Palästinas. Wenn im Frühling rosafarbene Sileneblüten, weiße Malcolmien und orangefarbene Ringelblumen darunter einen Teppich zu weben suchen, auf dem große purpurne Anemonen zerstreut sind, sind wir Jerusalemmer unter den schwankenden Zweigen der Olive bei dem Gezirp der Kohlmeise in der Frühlingssonne so glücklich, daß wir die unvergleichlichen Tannen- und Buchenwälder der nordischen Heimat nicht vermissen. Für die eingeborenen Landesfinder gehört es zum Jahreslauf, zwischen Ostern und Pfingsten und dann wieder Mitte August im Olivenhain frohe Feste zu feiern. Blaudernd sitzt die Familie im Kreise auf dem Erdboden, Freunde und Verwandte gesellen sich dazu, auf einem kleinen Kohlenherde wird Kaffee gekocht, wandernde Händler bieten eingesalzene Kürbiskerne und Zuckererbsen. Auch im Altertum werden die Ölberge der Schmuck der Umgebung Jerusalem gewesen sein. Der Ölberg oder eigentlich Olivenberg hätte diesen Namen nicht geführt, wenn alle oder viele Höhen ringsumher mit Ölbergen bestanden gewesen wären. Gerade auf diesem Berge östlich der Stadt, wo jetzt der Olivenbestand recht gelichtet ist, mag der ganze westliche Abhang, der jetzt zum großen Teil ein öder baumloser Friedhof der Juden wurde, für Jerusalem einen lieblichen grünen Hintergrund gebildet haben.

Im Kranze der Olivengärten erhebt sich die Stadt auf einigen Hügeln, die nach Westen zu immer höher ansteigen. Sieht man sie vom Ölberg, so hat man den Eindruck einer über einem Tal breit und imposant aufsteigenden kuppelreichen Häusermasse, aus welcher links der hohe deutsche Mariendom, in der Mitte der weiße Turm unserer Erlöserkirche und die dunkeln Kuppeln der Grabeskirche, rechts die Riesenstatue der Madonna auf dem französischen Hospiz und die Türme der Russenkathedrale emporragen, während im Vordergrund der weite Tempelplatz mit seiner blauen Moschee und den dunkeln Zypressen den Blick vor allem auf sich zieht. Weiße Lichter und bläuliche Schatten verklären im Stadtbilde die Dissonanzen der Religionen und Völker zu einem harmonischen Ganzen. Glockengeläut, der Gebetruf der Muezzins und die Fanfare des abendlichen Hochrufs der Garnison auf den

Sultan schweben darüber, aber ungewöhnliche Verhältnisse künden weiße Zeltlager an den Straßen nach Bethlehem und nach Nablus, auf denen Truppen von Norden nach Süden dahinziehen. Ordnungsoffiziere galoppieren auf der Kaiserstraße zum Ölberg.

Sehr anders und mannigfaltiger gegliedert erscheint Jerusalem dem von Nordosten Kommenden. Man sieht aus größerer Ferne das Viereck der ummauerten Altstadt, vom Kidrontale umfaßt, hinter ihm die judäischen Berge bei Bethlehem und Thekoa, rechts den weitgedehnten neuesten Stadtteil, meist jüdische Kolonien mit roten Ziegeldächern. Auf Anmut können diese freilich nur dann Anspruch erheben, wenn sie am Freitag abend von den Sabbatlampen wie illuminiert erscheinen, wenn über ihnen das letzte gelbe Abendlicht den unteren Rand des Westhimmels erleuchtet, und der junge Mond als eine dünne liegende Sichel mit dem Abendstern zusammen das alte Wappen von Konstantinopel über der Stadt erglänzen läßt. — Wohl nicht schöner, aber lehrreicher ist das Bild, wenn man Jerusalem vom Süden betrachtet aus der Gegend des Ölbaums, von dem aus nach der Sage Muhammed der Einnahme Jerusalems zugeschaut hat. Gegenüber steigt der Grat und die Kuppe auf, welche das älteste Jerusalem trugen, aber jetzt von der mittelalterlichen Stadtmauer teilweise außerhalb gelassen werden. Rechts erhebt sich jenseits des Kidrontales der Ölberg, dessen östlicher Abfall sich in beständiger Senkung durch die Wüste Juda bis zum Jordantal fortsetzt. So kann man hier, und nur hier, wahrnehmen, wie nahe Jerusalem dem niederschlagsarmen und deshalb zur Wüste neigenden Ostabfall des Landes steht, und wie hoch es über der Tiefe des Jordantales und des Toten Meeres liegt.

Der denkende Beschauer wird ganz besonders an dieser Stelle zu der Frage gedrängt, warum gerade an diesem Punkt eine Stadt sich hat entwickeln müssen, die zwar nach ihrer Größe keine Weltstadt ist, der aber die Bedeutung eines Mittelpunktes für die Menschheit nicht abgestritten werden kann. — Man wird zuerst darauf hinweisen dürfen, daß Jerusalem in einem Lande liegt, das den Weg zwischen den zwei ältesten Kulturländern in der Nähe des Mittelmeeres bildet, und weiter darauf, daß gerade auf dem hier überschauten Gelände vom Osten her der erste große Verkehrsweg nördlich des Toten Meeres den Rücken des Westlandes ersteigt¹. Damit wird erklärt, daß ein Mittelpunkt des Verkehrs, ein größerer Marktplatz, eine Hauptstadt des südlichen Palästina an dieser Stelle entstand. Aber es ist auch klar, daß diese Stadt auf dem wasserarmen Kalkrücken zwischen Wüste und Küstenland nicht der

¹ Näheres s. im zweiten Aufsatze S. 80 f.

Mittelpunkt einer Kulturläche ersten Ranges, nicht ein Handelsplatz von Weltbedeutung, nicht der feste Halt einer Großmacht hat jemals sein können. Was die Augen der Menschen aller Weltteile auf Jerusalem richtet, was veranlassen kann, mitten im Weltkriege dieser Stadt Aufmerksamkeit zu schenken, muß etwas anderes sein.

II. Das Jerusalem Davids.

Vor ungefähr dreitausend Jahren bewegte sich ein sonderbarer Zug von Westen her nach Jerusalem. Seinen Weg können wir leicht verfolgen, denn er entspricht im allgemeinen der jetzigen Fahrstraße, die wir selbst anfänglich zur Höhe des Landes hinaufzogen. Eine bewaffnete Menge kommt da heran, geschwungene Schwerter blitzen im Sonnenschein. Aber der Zug ist in aufgelöster Ordnung, nicht in geschlossenen Reihen, als ginge es dem Feind entgegen. Der Rhythmus dröhnender Widderhörner¹ übertönt das Klirren der Waffen und mischt sich mit dem Wechselgesang der Krieger. Einer stimmt eine Liedzeile an, Hunderte von Stimmen wiederholen sie mehr rufend als singend. Dem Zuge voran bewegt sich eine Person, nicht im gegürteten Kriegsgewand wie die anderen, und ohne Waffe — nur in linnenem Hemde —, wir würden jetzt in Palästina sagen, wie ein Derwisch. Dieser Mann schreitet auch nicht ruhig vorwärts wie jene, sondern er hüpfst, tritt rechts und links, dreht sich im Kreise und bewegt in langsamem Rhythmus die ausgestreckten Arme², während die hinter ihm gehenden Männer im Takt in die Hände klatschen. Die Erscheinung erinnert mich an einen abendlichen Zug, in dem ich vor 16 Jahren mich mit den Männern eines syrischen Bauernhofes zu einem Hochzeitsfeste begab. Der würdige Hausherr war an der Spitze des Zuges; aber nicht schreitend, sondern in gemessener Tanzbewegung ging er zum Festplatz. Im Abendlande, wo der feinere Einfluß des Tones, der Melodie und der Harmonie in der Musik in den Vordergrund getreten ist, versteht man es nicht, welche berauschende Gewalt der Rhythmus besitzt, wenn er mit siegender Alleinherrschaft auf dem Felde steht. Im Orient, wo selbst die Kirchenglocken wie in einer Marschmelodie ertönen, regiert noch der reine Rhythmus in der Tonwelt wie im Reigentanz.

¹ Die Erwähnung des schöfar 2. Sam. 6, 15 ist doch wohl das Ältere gegenüber der Ausstattung des Zuges mit vielerlei Instrumenten nach dem Muster der Tempelmusik 2. Sam. 6, 5, 1. Chr. 13, 8; 14, 28.

² Daß David selbst dabei ein Instrument gespielt habe, ist aus den Berichten nicht sicher zu folgern, es paßt auch nicht zum Tanze. Vgl. die Abbildung des Tänzers PJB 1910 Abb. 14.

Da versteht man es und fühlt es mit, wie festliche Freude naturgemäß, zu rhythmischer Bewegung führt, und wie diese ihrerseits wieder die Freude trägt und steigert. Aber noch etwas im Zuge ist auffallend. Hinter dem tanzenden Mann ziehen Rinder ein niedriges Gefährt, auf welchem ein goldglänzender, aber sonst schmuckloser Kasten steht. Einige Männer in ebensolchem Gewande wie der Tänzer leiten die Zugtiere. Wir fangen an zu begreifen, daß der ganze festliche Zug im Grunde als Geleit dieses Kastens gemeint ist, dem also eine besondere Bedeutung innewohnen muß. Auf unsere Frage sagt man uns: Dieser Kasten ist die Lade des Gottes Israels. Sie war in der Gefangenschaft der im Küstenlande wohnenden Fremden, soll aber nun eingeführt werden in Israels Hauptstadt. Der Tänzer vor dem Zuge ist David, der König von Israel.

Wir folgen dem Zuge. Langsam und stiller werdend zieht er hinauf nach der Höhe, wo damals in halbstündiger Entfernung Jerusalem sichtbar wurde, als eine kleine Doppelstadt, ummauert, aber ohne nach unserem Geschmack hervorragende Paläste, Tempel und Türme. Wenn ich jetzt el-Kerak im Ostjordanlande sehe mit seinen kuppellosen und fensterlosen Hütten, aber doch recht trozigen Stadttore und Mauerresten, scheint es mir wie ein Bild des ältesten Jerusalem, das dem jetzigen gegenübersteht wie das Landmädchen im Arbeitsgewand einer vornehmen Städterin. Die Männer des Festzuges empfinden anders wie wir. Ihnen ist das kleine Städtchen mit seiner Burg die Stadt, der Mittelpunkt ihrer nationalen Größe, der Sitz ihres Königtums und bald auch — eben dies bezweckt ihr Zug mit der vergoldeten Lade — der Fußschemel ihres Gottes. Im Anblick des Zieles erhebt sich der Jubel aufs neue. Es geht in langsamem Abstiege die jetzige Jaffastraße abwärts, bis in der Gegend des Jaffatores die Nordwestecke des damaligen Jerusalem erreicht ist. Hier drängt sich die daheimgebliebene Einwohnerschaft, Männer, Frauen und Kinder, vor dem Stadttore. Jubelnd begrüßen sie den Zug, der außerhalb der Stadtmauer ins Tal hinabsteigt, weil sein eigentliches Ziel die Zionsburg ist. Alles schließt sich ihm an, und der allgemeine Lärm steigert sich zum Triumphgeschrei, als er endlich vom Tale zur Burg hinaufsteigt und durch das Nordtor in sie einzieht. Der Mann an der Spitze des Zuges hat seinen Tanz wieder aufgenommen. Hüpfend schreitet er durch das Burgtor. Oberhalb der engen Gasse drängen sich auf den Dächern und an den Fensterlücken die Frauen. Ihr schrilles Trillern, das immer wieder in einen Schrei in höchster Tonlage austönt, füllt die Luft. Wenn hier eine aufhört, fangen dort drei andere an. Nur

eine der Frauen stimmt nicht ein, stolz und zornig tritt sie vom Fenster zurück, als sie den Tänzer an der Spitze des Zuges erblickt hat, über den ihre Mägde Bemerkungen austauschen. Der König, der in der Öffentlichkeit im langen Gewande sich nur gemessen bewegen soll, dessen Körpergestalt der scheue Blick der Untertanen nur ahnen darf, hüpfst da im Übermaß der Freude vor allem Volk. Es ist Michal, die älteste unter den Frauen des Königs und selbst eine Königstochter, die das nicht begreifen kann. Im Hofe der Burg endet der Zug. Ein Zelt ist da aufgeschlagen, vielleicht nur wie ein Beduinenzelt aus schwarzen Ziegenhaardecken. Die goldene Lade wird von ihrem Gefährt genommen und darunter niedergesetzt. Ein Altar aus rohen Steinen steht davor. Kälber und Schafe, die in Menge bereitgehalten sind, werden herangeführt. Der König selbst beteiligt sich an der Schlachtung. In Strömen fließt das Blut am Fuß des Altars in eine Rinne. Von einigen der Tiere werden, nachdem sie ausgenommen sind, alle Teile in das auf dem Altar entzündete Feuer gelegt. Das darüber geworfene Fett der anderen prasselt auf in der Opferflamme. Der Geruch von schwelendem Fleische füllt zusammen mit dem Rauche den Burghof, der zu klein ist, um die Masse der Teilnehmer am Feste zu fassen. Auf einer Reihe kleiner Herde an der Mauer stehen irdene Kessel, in denen das zum Opfermahl bestimmte Fleisch brodelte. Eine Schar von Mägden ist schon seit mehreren Tagen an der Arbeit, in den Backgruben der Burg Tausende von dünnen Brotsfladen herzustellen. Ganze Berge von kleinen Brötchen aus gepreßten Rosinen sind aufgehäuft. Das ganze Volk soll heut Gast des Königs sein. Er tritt an das Thor, legt mit aufgehobenen Händen den Segen Gottes auf die Menge, seine Diener teilen aus. Die Anstrengung des Zuges und die Freude macht hungrig. Man lagert sich auf dem freien Platz vor dem nördlichen Burgtor. Die Frauen bringen vom Gihon unten große Krüge mit Wasser. Es wird von dem Fleisch, dem Brot und den Preß-Rosinen des Königs nichts übriggelassen worden sein. Der König tritt sodann in sein Haus, um den Segen der Feier auch den Seinen zu bringen, froh und dankbar, daß der langgehegte Plan, der Lade des Gottes Israels in seiner Burg eine Ruhestatt zu geben, nun unter dem sichtlich Wohlgefallen Gottes ausgeführt war. Das Zeichen der irdischen Gegenwart von Israels Gott mit Israels Königtum, seinem Königtum verknüpft! Welche Sicherung seines Bestandes und der Überwindung aller Feinde nach innen und außen! Das Herz des Königs ist übergelb. Da tönt in seine Freude als schriller Mißklang von den Lippen der Königin Michal der Willkommengruß: „Wie herrlich

war heut Israels König, der sich vor den Mägden seiner Knechte entblößt hat wie ein loser Bube!" Auf diese maßlose Kränkung erwidert der König: „Vor dem Herrn, der mich statt deines Vaters zum Fürsten über sein Volk gemacht hat, will ich tanzen und gering sein in meinen Augen, aber bei jenen Mägden werde ich zu Ehren kommen!“ Das hieß: „Mein Tanz bedeutete, wie überwältigend groß mir die erwählende Gnade Gottes erscheint, für das Ansehen bei den Mägden werde ich zu sorgen wissen.“ — Das Wort darf als echt davidisch gelten. Die ganze Seele Davids ist darin, — sein an Gott hangendes Herz und seine starke menschlich natürliche Eigenart.

Das eben entworfene Bild aus der Vergangenheit Jerusalems ist kein entbehrlicher Zwischenakt. Es bedeutet einen Blick auf das geschichtlich feststehende Ereignis, welches den Grund legte zu der Weltbedeutung des ehemals kanaanitischen Städtchens an der Sihonquelle, und dessen dramatisch bewegte Schilderung in Psalm 132 im nachexilischen Tempel oft widergehallt sein mag. Uns mag es sonderbar erscheinen, daß die Überführung einer heiligen Lade unter den Feierlichkeiten eines Volkes des alten Orients dieses bedeutsame Ereignis war. Wir wissen nicht mit Sicherheit, ob die Lade damals irgendwelchen Inhalt hatte, aber es ist zweifellos, daß sie für David kein Fetisch war, sondern der ehrwürdige Behälter der Urkunde, durch welche Gott sich diesem Volk zu eigen gegeben hatte, indem er ihm seinen Willen auferlegte, er, der Gott der zehn Gebote, die mit dem Christentum über die ganze Erde Grundsätze der religiösen und sittlichen Pflichten verbreitet haben, der Gesetzgeber, dessen Vorschrift: „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus!“ von den Völkern zu eigenem Schaden mit Füßen getreten wird, vor dem auch wir in Krieg und Frieden unser Gewissen rein halten müssen, der Hüter des Rechts, zu dem im Weltkrieg unser Volk in Glauben und Vertrauen aufschaut. Aber der vor der Lade im Übermaß frommer Dankbarkeit tanzende König gehört dazu. Er bedeutet, daß durch ihn in Jerusalem ein Gottesglaube seinen Sitz erhielt, der nicht das Resultat denkender Abstraktion ist, auch nicht bloße Unterwerfung unter eine personifizierte Naturgewalt oder ein blindes Geschick, sondern Hingabe an den sich gnädig zum Menschen herabneigenden gerechten Gott mit der vollen Wärme des Gemüts. Daß David in derselben Burg, in welche er die Lade Gottes feierlich eingeführt hatte, das Gebot dieses Gottes schmähslich übertrat, hebt die Tragweite dieses Ereignisses nicht auf, sondern verstärkt sie, weil die Unterwerfung des Königs unter die göttliche Strafe die Unverbrüchlichkeit der zehn Gebote der Gotteslade nur um so fester stellt.

Englische Schatzgräber haben neuerdings drei Jahre hindurch große Summen vergeblich daran gewandt, um die von David nach Jerusalem gebrachte Lade aus der Erde zu graben. Das war für sie zum Teil eine Geldspekulation. Der Schwede Melander hoffte, die Lade werde bei ihrem Wiederauftauchen den Weltfrieden mit sich bringen. Wir bedürfen aber dieses Fundes nicht, weder zur Feststellung der Tatsächlichkeit der Geschichte von der Lade, noch zur Begründung der Weltstellung von Jerusalem. Diese ist eine unumstößliche Tatsache, an der alle in Mesopotamien ausgegrabenen Gesetze, Gebete, Beschwörungsformeln, Kriegsberichte und Heiligtumsurkunden nichts geändert haben. Götterbilder sind im alten Orient oft genug in feierlichen Prozessionen in Hauptstädte und Tempel geführt worden. Aber diese Züge haben weder Babel noch Memphis zu dem gemacht, was Jerusalem den Menschen wurde. „Von Zion geht das Gesetz aus“ (Mich. 4, 2), und Jerusalem ist das Prisma, durch welches Gottes Licht einst in die heidnische Finsternis unserer Väter geschienen hat und jetzt auch in die Götterdämmerung des Weltkrieges leuchtet.

Das Jerusalem der Könige Judas war nicht das Jerusalem Davids, sondern die Stadt seines Sohnes Salomo. Dieser hat nicht nur der Burg des Vaters ein neues Bollwerk verliehen, sondern ihr auch auf demselben Hügelzuge weiter nördlich eine zweite Burg hinzugefügt mit einem größeren und schöneren Palast und einem Tempelhaufe, in welches die Lade Gottes aus dem Zelte Davids hinüberwanderte. Die Doppelburg wurde dann von ihm mit der Stadt auf dem Westhügel zu einem ummauerten Ganzen vereinigt. Die weniger künstlerisch schönen als dauerhaften Bauten des baueifrigen Königs haben seinem Namen einen Glanz gegeben, der den seines Vaters überstrahlte. Man erzählt in Palästina noch jetzt von den Dämonen, deren Hilfe sie allein möglich machte. Von einer Gruppe großer, künstlich vom Felsen gelöster Blöcke bei Jerusalem weiß man, daß sie liegen blieb, als der Tod Salomos den Zauber brach, der die Geister in seinen Dienst bannte. Aber weder der Palast Salomos mit seiner Thronhalle und seinem Zeughaus, noch der Tempel mit seinem vertäfelten und vergoldeten Innenraum, so erstaunlich sie den Palästinern erschienen, konnten sich messen mit den gewaltigen Bauwerken Ägyptens und Mesopotamiens. Sie hatten ihre Bedeutung für die Erhaltung dessen, wofür David den Grund gelegt hatte. Aber die wirkliche Größe Jerusalems beruhte nicht auf ihnen, sondern auf dem Gotte, dessen Symbol David dahin eingeführt hatte. Wir pilgern deshalb in Jerusalem mit Recht zu dem Felsen, auf welchen Salomo nach der jüdischen

Sage die Lade Gottes niedergesetzt hat. Aber wir sollten das Grab Davids nicht vergessen, nicht dasjenige, welches eine junge Tradition fälschlich dafür ausgibt, sondern die Felsengewölbe, welche erst vorletzten Winter bei Ausgrabungen am Süden der Davidsstadt in der Gegend hervortraten, wo der große König und viele seiner Nachkommen wirklich zur Ruhe bestattet worden sind, und die nicht weit davon sichtbar gewordene, von einer Rinne umzogene Felsdecke, auf welcher aller Wahrscheinlichkeit nach die Südspitze seiner Burgmauer stand.

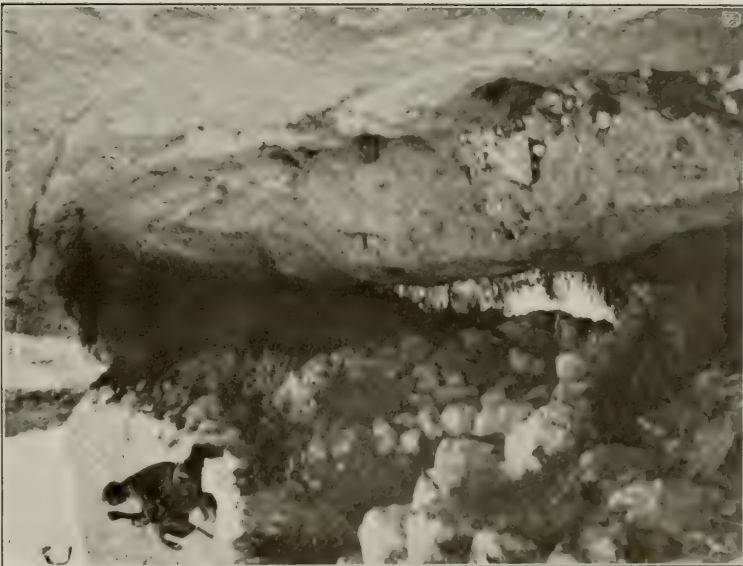
III. Das Jerusalem Jesajas.

Schon in alter Zeit ist in Jerusalem selbst die Erkenntnis klar ausgesprochen worden, daß seine Bedeutung nicht auf seinem äußeren Glanze beruht. Wir sahen die Stadt vorher im Sonnenschein der Festfreude. Andere Stimmung herrschte dreihundert Jahre später, als ihre mächtigeren Nachbarn im Norden, Syrien und das stammverwandte Ephraim, sie bedrängten. Eine Belagerung wurde erwartet, also Einschließung der Stadt und entweder Durchbrechung ihrer Mauern oder Aushungerung, dann Plünderung mit allen Greueln der antiken Kriegsführung. Man hatte ohne Zweifel alles Getreide der letzten Ernte aus der Umgebung zusammengeführt, man sorgte auch für den Wasservorrat der brunnenlosen Stadt durch Instandsetzung der Zuleitungen aus der Umgebung (s. Jes. 7, 3), in der Überzeugung, daß der Siloah, d. h. die Leitung der einzigen Quelle, des Gihon, nach dem Süden der Stadt, nicht genüge. In diese Vorbereitungen für die Belagerung hinein sprach der Prophet Jesaja das merkwürdige Wort (Jes. 8, 6 f.): „Weil dies Volk verachtet das Wasser des Siloah, das stille gehet, und zittert vor Rezin (von Syrien) und dem Sohne Remaljas (von Israel), siehe, so wird der Herr über sie kommen lassen starke und viele Wasser, nämlich den König von Assyrien und seine Macht.“ Das Siloahwasser kann man heute noch rieseln sehen. Vorletzten Herbst habe ich in der Dunkelheit seines wenig später durch den Felsen gebrochenen engen Kanals¹ mit einer Laterne 1½ Stunden darin gewatet. Was hat wohl Jesaja veranlaßt, dies bescheidene Quellwasser zu nennen? Er hätte sagen können: Denket daran, daß wir Gottes Tempel in Jerusalem haben, und an die Lade, die Israel zu manchem Siege voranzog! Er kann auch nicht meinen, der einzige Fehler der Jerusalemer sei, daß sie dies Wasser für ungenügend hielten und sich nach anderem umsahen. Das widerspräche allen Grundsätzen

¹ Jesaja dachte an den älteren Vorgänger dieses von Hiskia gegrabenen Kanals, der seit den Ausgrabungen Weills auch zugänglich, aber wasserlos ist.



Phot. 31. Zwickelfenst.
Felssecke mit Rinne am Süden der Davidsstadt.
Aus den Ausgrabungen Wellis (S. 28. 68).



Phot. 68. 3. st. man.
Das leise fließende Siloahwasser (S. 28).
Unter ablauf des Hieskanals unterhalb des Siloahstretches.

dieses Propheten. Er hat gerade damals für Jerusalem die Losung ausgegeben (Jes. 7, 9): „Glaubt ihr nicht, so bleibt ihr nicht!“ oder in das Positive eines anderen Propheten umgesetzt (Hab. 2, 4): „Durch den Glauben bleibt der Gerechte leben!“ Jesaja fühlt aus der Stimmung der Jerusalemer, denen das durch das Dunkel des Felsens leise rieselnde Quellwasser nicht genügt, heraus, daß es ihnen an Vertrauen fehlt auf den Gott, der in der Verborgtheit denen Kraft zuführt, die an ihm festhalten, wie Psalm 46, 5 im Urtext es sagt: „ein Strom erfreut mit seinen Bächen die Stadt Gottes“¹, während draußen Meereswellen gegen die Berge toben. Das ist der Gott, den jeder Mensch braucht im Gedränge seines Lebens, der Gott, ohne den unser Volk in seiner gegenwärtigen Not nicht durchhalten könnte. Die Stadt, aus deren Angst diese Wahrheit geboren wurde, die Stadt Jesajas, hat deshalb Anspruch auf Bedeutung im Weltkriege.

Die altchristliche Sage hat, wahrscheinlich nach jüdischem Vorgang, die Stätte des Märtyrertodes des Jesaja und sein Grab an den Ausgang des Siloahkanals gelegt. Ob mit Recht oder Unrecht, hat wenig auf sich. Wer nach Jerusalem kommt, hat jedenfalls geschichtlichen Anlaß, beim Rieseln des Siloahwassers und im Schatten des Jesajabaumes² des großen Propheten und seiner unvergänglichen Mahnung zu gedenken.

IV. Das Jerusalem Jesu.

Das Jerusalem Salomos ist zerstört worden und wieder erbaut. Ein König edomitischer Herkunft, der seine Herrschaft über die Stadt und das Volk Gottes befestigen wollte, Herodes, hat ihm schließlich einen Glanz verliehen, den es nie vorher gehabt hatte. Hellenistische Kunst, wie wir sie heut noch in Petra bewundern, verschönte seinen Tempel und seine Paläste. Den Tempel Salomos hätte unser Auge barbarisch gefunden, der Tempel des Herodes mit den Säulenhallen seiner weiten Höfe konnte wohl auch einen Griechen befriedigen. Noch heut liegt es wie ein Schimmer von Anmut und Größe über dem alten Platz, wenn man ihn vom Ölberge beschauct. Entzückt sagte einer der Jünger Jesu an eben dieser Stätte (Mt. 13, 1): „Meister, siehe, welche Steine und welch ein Bau ist das!“ Er erhielt aber von Jesus die herbe Antwort: „Nicht ein Stein wird auf dem andern bleiben, der nicht zerbrochen werde.“ Das war nicht nur ein Ausblick in eine

¹ Bei Luther: Dennoch soll die Stadt Gottes sein lustig bleiben mit ihren Brunnlein.

² S. o. S. 20.

schmerzlich bedauerte Zukunft. Denn aus demselben Munde stammt der wunderbare Ausspruch (Mt. 14, 58): „Ich will den Tempel, der mit Händen gemacht ist, abbrechen und in drei Tagen einen anderen bauen, der nicht mit Händen gemacht ist.“ Diese kühne Rede, deren genauen Wortlaut man im Prozesse Jesu nicht feststellen konnte, ist sicher historisch, wie auch das Johannes-Evangelium annimmt (Joh. 2, 19). Sie verkündigt im Anschlusse an Jesaja, aber auch über ihn hinausgehend, einen Gott, dessen Verehrung nicht an den Tempel von Jerusalem gebunden ist, aber doch nicht den Gott Gautama Buddhas, der das Weltall füllt, auch nicht den Gott Muhammeds, welcher von ferne die Menschen lenkt, sondern den, der durch Jesus den Menschen ein Heiland und ein Vater wird. Der Tempel des Herodes brauchte 46 Jahre zu seiner Fertigstellung, Jesu Tempel wird in drei Tagen, also in kürzester Frist, vorhanden sein. Wie rätselhaft klingt diese Rede!

Man hat Jesu aus dem Worte eine Schlinge drehen wollen, als hätte er geplant, an den Tempel des Herodes Hand anzulegen. Davon konnte nicht die Rede sein. Aber doch leuchtet daraus hervor die Überzeugung, daß die Zeit des jerusalemischen Gotteshauses zu Ende sei und daß es ihm obliege, an seine Stelle das Vollkommenere zu setzen. Das kann nach dem Gehalt seiner Lehre nur das Reich Gottes sein, wie es als die letzte und höchste Form der Weltordnung aller unvollkommenen und verkehrten Gottesverehrung ein Ende macht. Ein Bauen Jesu an diesem Reiche war schon sein Lehren, und wir Jerusalemer vergessen nicht, daß eine seiner wichtigsten Lehrstätten, die einzige, deren genauen Ort wir heute sicher kennen, eben der Tempel zu Jerusalem war. Die Halle Salomos, in welcher Jesus wandelte (Joh. 10, 23) und die auch der erste öffentliche Versammlungsort der Christen gewesen ist (Apg. 5, 12), lag nach den Angaben des Josephus an der östlichen Umfassungsmauer des Tempelhofes¹. Sie sieht nicht mehr, aber man kann auf ihrer Stätte noch heute auf grünem Rasen unter Bäumen entlanggehen oder auf der Mauer, deren Unterbau in die Zeit Jesu hineinreicht, sitzend des Lehrers gedenken, der den einst hier ragenden Tempel abbrach, ehe die Römer ihn zerstörten.

¹ Man hielt gerade diese Mauer damals für salomonisch (Jos. Antt. XX 9, 7, Bell. Jud. V 5, 1). Gajals Vorschlag (Zeitschr. f. Christl. Kunst 1913, Sp. 129 ff., 165 ff., Das Heilige Land 1914, S. 142 ff.), die Basilika des Herodes an der Südseite des Tempelplatzes für die Halle Salomos zu halten, scheidet an dieser Tatsache. Man kann vermuten, daß dieser hellenistische Prachtbau im Heiligtum den frommen Israeliten mehr anstößig als anziehend erschien.

Aber die drei Tage, von denen Jesus redete, erinnern doch an den Abschluß seines irdischen Wirkens in dem Triduum seines Todes und seiner Auferstehung, von dem er wußte, daß es ihm in Jerusalem bevorstand (Mt. 10, 33 f.). Sein Bauen vollendete sich durch seinen Opfertod zur Vergebung vieler und durch eine Auferstehung, welche ihn dahin versetzte, wo er zur Rechten der Majestät des Erscheinens der Königsherrschaft Gottes in Herrlichkeit harret. Die Evangelien haben auch gewollt, daß man wisse, wo in Jerusalem Jesus zuletzt und endgültig die Hand an sein Tempelwerk legte. Sie sagen: außerhalb der damaligen Stadt an der Stätte Golgotha, welche in jener Zeit jeder Jerusalemer kannte. Im römischen Jerusalem kennzeichnete sie ein Benustempel, bis Kaiser Konstantin ihn durch eine christliche Kirche ersetzte, um auch dadurch das Christentum dem Bau seines Reiches dienstbar zu machen. Bei ihrer Grundlegung entdeckte man wider Erwarten ein Felsengrab, das man wahrscheinlich mit Recht für die Stätte der Auferstehung Jesu hielt und in den Hof des neuen Heiligtums einschloß. Das Reich Konstantins und sein Bau zerfiel. Die Kreuzfahrer wollten mit ihrer Grabeskirche die Stätte der Auferstehung in die römische Christenheit einbeziehen. Aber die Araber und nach ihnen die Türken machten auch diesem Plane ein Ende. Alle diese Wechselfälle ändern nichts an der Tatsache, daß die Gegend von Golgotha an der Stätte der Kirche wirklich im heutigen Jerusalem vorhanden ist, wenn auch das gefundene Felsengrab vor 900 Jahren zerstört wurde und das in der Kirche gezeigte Kreuzesloch nie echt war. Nicht der authentische Fels ist die Hauptsache daran, noch weniger das darüber gesetzte Bauwerk, aber der Ort, wie er zu jeder auf dieser Erde geschehenen Tatsache notwendig gehört, ein Ort, an dem man stehen, sinnen und beten kann, wenn man alle seine gegenwärtige Entstellung vergißt, der Ort, wo Gott das Recht und die Gnade in unauflöslicher Verbindung zur Weltmacht erhob, als er unser aller Sünde auf seinen Knecht warf und ihn dann aus dem Tode in das Licht des Lebens führte, der Ort, wo damit die Begründung des neuen Hauses Gottes auf Erden zu ihrer Vollendung gelangte.

Als dies große Ereignis, welches das Heiligtum der Lade mit dem Gesetze endgültig beiseite setzte, in Jerusalem geschah, war die brennende Frage des Tages wie heut: Wer ist der Herr über die Welt und auch über Jerusalem? Jesus hat darauf nicht mit Ratschlägen für das politische Verhalten geantwortet, sondern mit Worten und Taten, welche Gottes Reich der Gnade und der Wahrheit in die Herzen einführten. Wer in den Frieden dieses Heiligtums eingetreten

ist, wird unabhängig von allen Wechselfällen der politischen Weltgestaltung als Bürger eines unvergänglichen Reiches. Das Zischen der Granaten, der Verlust der bis über den Tod Geliebten, die Mißhandlung unserer Volksgenossen im Ausland, die boschaste Verleumdung der Feinde, der Treubruch der Freunde kann seine Seele wohl erschüttern, aber nicht entwurzeln. Nach dem Ausdruck des Hebräerbriefes (12, 22) ist er „gekommen zu dem Berge Zion und zu der Stadt des lebendigen Gottes, dem himmlischen Jerusalem“. Sein Anker ruht sicher in dem Inwendigen des Vorhangs (Hebr. 6, 19). Aber es kann auch nicht anders sein, als daß die irdische Stadt, wo der Grund zu seinem Glück gelegt wurde, ihm für immer teuer bleibt.

Vierzig Jahre nach Jesu Tod wurde der Tempel des Herodes zerstört und nie wieder erbaut. Die Juden beten trotzdem noch immer auf der ganzen Erde mit dem Antlitz nach Jerusalem. In Jerusalem richten sie das Gesicht nach der Stätte des Tempels. Sie lieben es, an seiner alten Umfassungsmauer zu beten, weil der Himmel noch immer offen stehe über der alten Stätte. Eine solche Bindung an Jerusalem kennen wir nicht, weil der von Jesus aufgetane Weg zum Vater überall zugänglich ist und in Jerusalem keineswegs leichter gefunden wird. Aber wir sollten zugeben, daß wir unsere Zukunft auch in diesem Kriege nicht sichern können, ohne Stellung zu nehmen zu den Geschichten, die in Jerusalem geschahen.

V. Das Jerusalem der Juden, Moslems und Christen.

Das neue Jerusalem wäre nicht, wenn das alte nicht gewesen wäre. Seine einzigartige Vergangenheit zieht jedes Jahr Tausende von christlichen Pilgern nach den heiligen Stätten. Der übermächtigen Gewalt Jerusalems hat auch der Islam sich gebeugt. Der Betplatz Davids und Salomos ist ihm das zweitwichtigste Heiligtum nach dem Betplatz Abrahams in Mekka. Jüdische Greise, die bei der Stätte der Auferstehung sterben wollen, und jüdische Jünglinge, die in Palästina für ihr Volk einen neuen Mittelpunkt suchen, gesellen sich zu den Christen und Moslems. Aber es wäre unzutreffend, wenn man sich Jerusalem nur als die Stätte ehrwürdiger Trümmer vorstellen wollte, bei welchen fromme Pilger beten. Es ist eine beständig wachsende Stadt, deren Bautätigkeit nie ruht, deren Straßen sich beständig verlängern, deren Häuserreihen sich verdichten, zwar noch ohne elektrisches Licht, Straßenbahn und moderne Wasserleitung, aber doch leidlich erleuchtet und mit einem regen Wagenverkehr in ihren neuen Teilen. Zu Handel in größerem Stil fehlt Jerusalem die geeignete Lage, für die Entwicklung

von Industrie sind die Steinkohlen zu kostspielig. Aber der Wettbewerb der Nationen und Religionen um Jerusalem belebt Handel und Wandel und läßt die viertausendjährige Stadt, die mit mehr Recht als Rom die „ewige“ heißen könnte, niemals stille stehen.

Uns Christen ist es, wie es sich gehört, eigentümlich, daß uns Jerusalem die Stätte von Jesu Tod und Auferstehung ist, und daß wir uns vorzugsweise da niederlassen, um Jesu Arbeit fortzusetzen, d. h. um dafür zu sorgen, daß es an dieser uralten Stätte der Gottesverehrung nicht an solchen fehle, die den Vater im Geist und in der Wahrheit anbeten. Dafür arbeiten Griechen und Lateiner nach ihrer Erkenntnis, über die wir heut nicht streiten wollen. Wir Protestanten, Deutsche und Schweden, Briten und Amerikaner, gehen vielfach andere Wege. Nicht Klöster mit beschaulichem Leben sind uns die höchste Form der Gottesverehrung, sondern die Bewahrung des Glaubens im Kampf ums Dasein unter den Mitmenschen. So muß es verstanden werden, wenn unsere deutschen Templer den Versuch gemacht haben, christliches Leben in Jerusalem zur Darstellung zu bringen, hauptsächlich im Handel und Handwerk, und wenn Amerikaner und Schweden in einem christlich-kommunistischen Gemeinwesen dem Ideal des Christentums nachstreben. Vor allem aber gehört hierher alle Tätigkeit, welche die Christen des Heiligen Landes der wahren Anbetung Gottes näher zu bringen sucht. Da ist von deutscher Seite zu nennen das vielverzweigte Werk des Syrischen Waisenhauses, einer Erziehungsanstalt für gegen 300 arabische Knaben, welche durch Unterricht, Werkstätten und landwirtschaftlichen Betrieb bis an die Schwelle der Selbständigkeit geführt werden, das Mädchenheim und das Hospital der Kaiserswerther Diakonissen, unter den Hospitälern Jerusalems zweifellos das am besten geleitete, das Ausfägigenasyl der Brüdergemeinde mit seiner Arbeit ausdauernder Geduld, arabische Schule und Gottesdienst des Jerusalemsvereins. Auf ihre Weise will auch Licht und Leben verbreiten die um die Erlöserkirche gescharte deutsche evangelische Gemeinde mit ihrem Progymnasium. Das wie eine Burg über der Stadt thronende Hospiz der Kaiserin-Auguste-Viktoria-Stiftung bietet Erfrischung allen, die im Dienste des Evangeliums müde wurden, und ladet alle Christen ein zu einem Besuche Jerusalems, der nicht der Zerstreuung, sondern der inneren Sammlung dient. Das Evangelische Institut für Altertumswissenschaft, dem ich dienen darf, ist ein Verbindungsglied zwischen Jerusalem und der Kirche der Heimat, die ihm ihre Geistlichen zuwendet, damit sie, was sie im Heiligen Lande gewannen, in treuer Tätigkeit für Jerusalem heimzahlen. Welch eine Fülle verschiedenartigsten Wirkens!

Neben uns arbeiten andere, Engländer, Schweden, Amerikaner, mit der gleichen Hingabe und in der Hauptsache dem gleichen Ziel. Das Wesentlichste und Beste an dem heutigen Jerusalem ist alles, was dort gelten darf als Arbeit an dem neuen Tempel, für den Jesus den Grund gelegt hat. Wer an diesem Heiligtum selbst innerlich beteiligt ist, für den kann deshalb auch das heutige Jerusalem nicht fern und fremd sein. Auch im Weltkriege ruft seine ganze Seele mit Psalm 122, 8. 9: „Um meiner Brüder und Freunde willen will ich dir Frieden wünschen, um des Hauses willen des Herrn unsers Gottes will ich dein Bestes suchen.“

Es ist schön, auf dem Tätigkeitsfeld Jesu wirken zu dürfen. Aber die evangelische Mission in Jerusalem ist keine Blüte romantischer Ideen, sondern eine harte Notwendigkeit. Sie muß aufgefaßt werden wie die ausgestreckte Hand des Heilands, welche Petrus vor dem Versinken behütet. Dem Seher Johannes ward einst ein Rohr in die Hand gegeben mit dem Befehl (Offb. 11, 1 f.): „Stehe auf und miß den Tempel Gottes und den Altar und die darinnen anbeten. Aber den Vorhof außerhalb des Tempels wirf hinaus und miß ihn nicht, denn er ist den Heiden gegeben.“ In einer jüdischen Apokalypse würde das bedeuten: das alte ursprüngliche Heiligtum von Jerusalem mit seinen gesetzestreuen Anbetern ist unverleßlich, der hinzugekommene äußere Hof, der ohnedies den Heiden zugänglich ist, wird preisgegeben. In einer Offenbarung Jesu Christi heißt es: ein schweres Gericht kommt über seine Gemeinde, aber ein Nest bleibt erhalten unter dem Schutze seines Hirtenstabes. Das gilt auch von Jerusalem. Ein Achtel seiner Bevölkerung dürften Christen sein, sieben Achtel sind Juden und Moslems. Die Moslems haben die nächste Beziehung zur Landesregierung, ihnen gehört der Platz von Salomos Tempel. Aber die Juden bilden mit ihren 40 bis 50000 Seelen die weit überwiegende Mehrheit in der Bevölkerung. Ihre Sabbatsdrähte rings um die ganze Stadt bezeichnen sie als einen Bezirk talmudischer Gesetzesübung. Ihr Handel und Handwerk durchseht alle Straßen der Altstadt, ihre Kolonien umlagern sie von außen. Ein jüdischer Triumphbogen mit hebräischer Inschrift war das erste, was unsern Kaiser begrüßte, als er in Jerusalem einritt. Als ich nach Jerusalem kam, stand das Mietshaus unseres Instituts in durchaus christlicher Umgebung. Jetzt sind wir von Juden eingeschlossen, Tag und Nacht umtönt uns das jüdische Nationallied. In einem am Studiertisch erfundenen neuen Hebräisch plaudern die Schulkinder auf der Straße. Nicht ein neuer Tempel, sondern eine jüdische Universität soll neben

dem Hospiz der Deutschen Kaiserin als der von den Zionisten erstrebte Mittelpunkt des neuen Israel auf der Ölbergkette erstehen. In einer Stadt, wo neben einem reichen Maß des Aberglaubens aus der Urzeit der Menschheit der Islam regiert, und weniger das Judentum als die Judenheit nach der Herrschaft strebt, ist die Kirche Jesu Christi wenn irgendwo eine ecclesia pressa. Der Atem könnte ihr ausgehen, der letzte Rest des Geistes aus der Höhe erstickt werden, wenn nicht helfende Hände zugreifen. Als im Mittelalter ein ägyptischer Kalif das Grab Christi zerstörte, ging ein Schrei des Entsetzens durch die Christenheit. Aber hier sind höhere Güter gefährdet. Gustav-Adolfs-Männer echten evangelischen Glaubens sollten ihre Hand halten über der flackernden Flamme auf dem Leuchter, den Gott in Jerusalem hingestellt hat, und frisches Öl eingießen, ehe sie verlöscht. Es ist Kriegszeit, aber die Friedensarbeit der helfenden Liebe darf nicht stillstehen.

VI. Das Jerusalem des Weltkrieges.

Wir sahen die Stadt, deren Namen man gern als „Wohnung des Friedens“ deutet, schon zu Anfang als selbst einbezogen in den Weltkrieg, sie ist ein wichtiger Stützpunkt der türkischen Südarmerie. Zwar wurde infolge der Energie der Türkischen Regierung die äußere Ordnung dort niemals gestört. Die einheimischen Christen hatten die Erklärung des Krieges gegen die Bedränger der Türkei zum „heiligen“ mit Entsetzen vernommen und gemeint, damit sei zu ihrer Ausrottung das Signal gegeben. Viele von ihnen erwarteten von den Feinden der Türkei mehr Heil als von ihrer mit uns verbündeten Regierung. Nur die Moslems sammelten sich mit Begeisterung um die vom Grabe des Propheten gebrachte blutrote Fahne und haben die Erfolge der deutschen und der türkischen Waffen mit Jubel begrüßt. Schon vor Ausbruch des Krieges waren viele Engländer, Franzosen und Russen geflüchtet. Schulen und Hospitäler wurden teilweise schon von ihnen selbst geschlossen. Die Türkische Regierung hat dann ihrerseits jede Tätigkeit der feindlichen Nationen unter ihren Untertanen aufgehoben und die Angehörigen der feindlichen Nationen, auch die russischen Juden, ausgewiesen. Die Hospize der Russen und Franzosen, die Schulen der Franzosen und Engländer wurden Kasernen, das französische Seminar von St. Anna eine türkische Schule. Unser deutsches Hospital rüstete sich für die Aufnahme von Verwundeten, das türkische General-Kommando schlug seinen Sitz auf im Hospiz der Deutschen Kaiserin. Vor der Stadt üben Truppen unter Mitwirkung deutscher Offiziere, große Heereszüge und Kamelkarawanen mit Proviant und Munition

passieren in der Richtung nach der ägyptischen Grenze. Als wären alle Gewalten in Bewegung, flogen Milliarden von Heuschrecken, welche sich im Küstenlande niederließen, erst küstenwärts, dann landeinwärts über die Stadt, daß man gut tat, sich mit Schirmen vor ihrem Unrat zu schützen. Was bedeutet das alles für Jerusalem?

Wie wir hoffen, keinen ihm bevorstehenden feindlichen Angriff, zumal es trotz seiner Mauern keine Festung mehr ist. Die Tatsache, daß Jerusalem, wie so oft seit dreitausend Jahren, weil nahe der großen Heerstraße zwischen zwei Kontinenten liegend, an einem großen Kriege beteiligt wird, hat an sich wenig zu besagen. Die heilige Stadt hat Schlimmeres überstanden. Aber ihr Wesen würde angetastet, wenn die Forderung des Metropoliten von Petrograd am letzten Epiphaniensfeste in Erfüllung ginge und Jerusalem russisch würde. Das würde bedeuten die Lahmlegung aller protestantischen und katholischen, vor allem aller deutschen Missionsarbeit und die Knebelung der einheimischen Griechischen Kirche, die dauernde Herrschaft des toten Schaugepräges und des Bilderdienstes, die Niederhaltung der Verehrung Gottes im Geist, also nicht Aufbau, sondern Zerstörung des Tempels Gottes. Die Freiheit, welche die Türkei der christlichen Kirche und ihren Missionen ohne Unterschied zuteil werden läßt, wäre dahin. Die Selbstbehauptung der Türkei muß hier dem Tempel Gottes, sie muß Jerusalem dienen.

VII. Das Jerusalem des Völkerfriedens.

Eine berühmte schwedische Verfasserin, Selma Lagerlöf, hat in ihrem Buche „Jerusalem“ ein Kapitel mit der Überschrift: „Das Jerusalem, das tötet.“ Sie zeichnet darin ein Bild davon, wie dort religiöser und nationaler Haß durch bösen Leumund und offenen Kampf zerstören und morden. Allbekannt sind die von Zeit zu Zeit sich wiederholenden blutigen Zusammenstöße der Mönche bei den heiligen Stätten, und mit Befremden sieht der Pilger, daß in der Grabeskirche Moslems Wache halten und das Schlüsselrecht ausüben. Der in Jerusalem Ansässige hat Veranlassung, diese Dinge mit anderen Augen anzusehen. Die Türkische Regierung betrachtet sich als Besitzerin der Grabeskirche, die christlichen Religionen nur als Nutznießer. Sie ist um so mehr ihre Hüterin, als die Benutzungsrechte der Christen auf Ansprüchen beruhen, welche unter ihnen nicht vertragsmäßig festgelegt sind, und auch nicht wohl ausgeglichen werden können. Ihre Konflikte müssen deshalb von der Staatsgewalt geschlichtet werden. Wohl uns Protestanten, daß wir damit nichts zu tun haben! Aber die Vorstellung

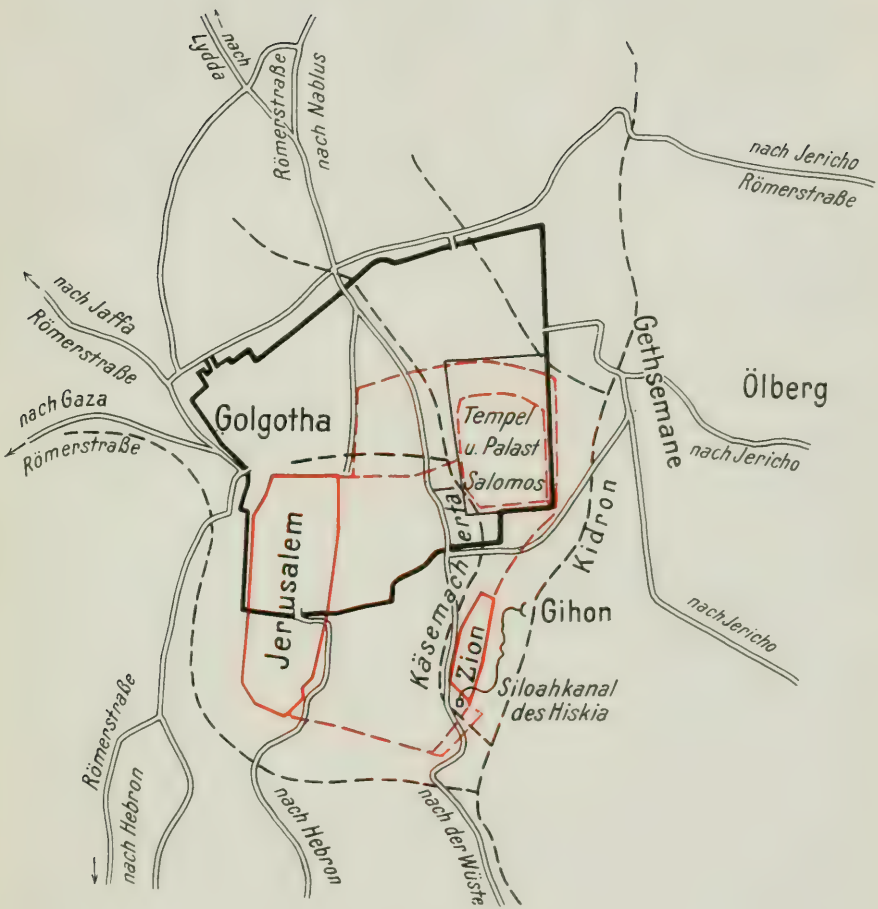
ist doch irrig, als lebten wir Jerusalemer in beständigem Meid und Streit. Der griechische und der lateinische Patriarch von Jerusalem, beide gegenwärtig verehrungswerte Vertreter ihrer Kirchen, tauschen regelmäßig zu den Festzeiten Besuche aus, sie zeigen sich auch in unserem protestantischen Institut. Ich brauche nicht zu sagen, daß protestantische und katholische Deutsche treu zusammenhalten. Es gibt in Jerusalem nicht mehr kirchliche Reibungen als in manchen deutschen Städten mit konfessionell gemischter Bevölkerung. Man sollte es sogar beachtenswert finden, daß dort so viele Nationen und Religionen mit verwandten Bestrebungen nebeneinander leben, ohne in beständigem Zwist zu liegen.

Zu den Dingen, die mir den Aufenthalt in Jerusalem wertvoll machen, gehört gerade der friedliche und freundliche Verkehr, den ich da finde, mit Griechen und Lateinern, Juden und Moslems, mit Engländern, Russen und Franzosen, Arabern und Türken. Als ich vor 16 Jahren zum erstenmal in Jerusalem Wohnung nahm, teilte ich im Gasthause das Zimmer mit einem Amerikaner, dem Leiter der elektrischen Hinrichtungen in New York. Er rühmte sich, über den Religionen zu stehen, trotzdem zog ihn etwas nach Jerusalem. Und als ich damals zum erstenmal durch die dunkeln Gänge der Grabeskirche mit einer Kerze wanderte, folgte mir ein schwarzer Afrikaner, ein abessinischer Christ. Ich beleuchtete ihm alles, was es zu schauen gab. Wir konnten nicht miteinander reden. Aber ich denke, wir empfanden beide, daß zwischen uns ein Band der Gemeinschaft bestand, der Glaube an den Gekreuzigten von Golgotha. Ja, warum drängen sich in Jerusalem Vertreter der ganzen Welt zusammen? Warum bauen sie da Hospize und Kirchen, welche Kaiser und Könige schmücken? Warum möchten alle einen Anteil daran ihr eigen nennen? Weil sie alle von Jerusalem etwas empfangen, für das sie niemals erkenntlich genug sein können. Einst fand man es in Jerusalem wunderbar, daß Parther und Meder und Elamiter, Ausländer von Rom, Kreter und Araber die großen Taten Gottes in ihren Zungen hörten (Apg. 2, 9—11). Jetzt ist es ein viel größerer Weltkreis, der dort in seiner Zunge diese Taten verkündigt. Jerusalem ist für meine Empfindung nicht die Stadt der nationalen und konfessionellen Feindschaft, sondern nach dem Psalmwort (Ps. 122, 3) „die Stadt, da man zusammenkommt“, trotz aller Gegensätze eine Weissagung auf das vom Himmel herniederfahrende Jerusalem, in dessen Licht die Völker wandeln und in das die Könige der Erde ihre Herrlichkeit bringen (Dffb. 21, 24). Die Aufgabe des irdischen Jerusalem ist und bleibt es, durch seine Erinnerung an das Heiligtum, in das Gott alle Völker ruft, ein Einigungspunkt zu sein für die Menschheit.

Der Weltkrieg hat das Zusammengehörnde jetzt auseinandergerissen, so sehr, daß gerade wir Jerusalemer am wenigsten verstehen, wie der Riß jemals wieder geheilt werden kann. Vor noch nicht vier Jahren wurden von Jerusalem aus Sendschreiben an alle Regierungen der Erde versandt mit der Aufforderung, jede möge zwei Delegierte entsenden zu einem Kongreß, der im Davidsturme zu Jerusalem, bei dem Jesus einst die Dornenkrone aufgesetzt wurde, den Weltfrieden beschließen solle und von dort aus die Geschicke der Völker bestimmen. Die Türkische Regierung ließ mich fragen, was es mit diesem Vorschlage auf sich habe. Ich habe ihn als eine Seifenblase bezeichnet. Nicht der Friedensverein von der siebenten Posaune, auch keine andere menschliche Versammlung wird jemals dauernden Weltfrieden herbeiführen.

Was den Menschen unmöglich ist, hat Gott angebahnt, und zwar in Jerusalem. Wohl liegt es wie ein Alp auf meiner Seele, daß ich, so Gott will, nach dem Kriege in Jerusalem den alten Verkehr mit Vertretern aller uns feindlichen Nationen außer den Japanern wieder aufzunehmen haben werde. Aber ich sage mir: es gilt, die Wurzeln tiefer zu senken in den Grund, den Jesus Christus in Jerusalem gelegt hat, dann, nur dann wird es gehen. Laßt uns glauben an den Heiligen Geist als die Gottesmacht des Rechts und der vergebenden Liebe, eine heilige allgemeine christliche Kirche, die Gemeinde der Heiligen! Dann glauben wir auch an die Zukunft des vom Kriege zerrissenen Jerusalem und der im Kampfe liegenden Menschheit.





- Die Doppelstadt der Kanaaniten.
- - - Die Erweiterungen der Israeliten.
- Die Stadt der Römer und Araber.

Plan des alten Jerusalem.



Zion, die Burg Jerusalems.

Von Professor G. Dalman.

A. Die Aussagen der Quellen.

I. Die Eroberung der Zionsburg.

2. Sam. 5, 6—9 wird von David berichtet: „Und es ging der König mit seinen Mannen nach Jerusalem zu dem Jebusiter, der das Land bewohnte, und dieser sagte zu David also: Du wirst nicht hier hereinkommen, denn die Blinden und Lahmen werden dich vertreiben (was heißen sollte: David soll nicht hier hereinkommen). Aber David nahm die Burg Zion ein (das ist die Stadt Davids), und David sagte an jenem Tage: Jeder, der einen Jebusiter erschlägt, der treffe die Rinne; denn die Lahmen und die Blinden sind David in der Seele verhaßt (deshalb pflegt man zu sagen: ein Blinder und ein Lahmer soll nicht ins Haus kommen). Und David nahm seinen Wohnsitz in der Burg und nannte sie die Stadt Davids.“ Der Bericht ist kurz und sagt nichts über die eigentlichen näheren Umstände bei der Eroberung der späteren Residenz des großen Königs. Wir erfahren nicht, wo und wie man sie stürmte, sondern nur, mit welchen höhnischen Worten die Jebusiter wahrscheinlich Davids Aufforderung zur Übergabe erwiderten, und was für eine Antwort David ihnen zuteil werden ließ. Diese Rede und Gegenrede war offenbar das Eigenartigste an jener Eroberung und blieb deshalb im Gedächtnis. Die uns wichtiger erscheinenden Einzelheiten der Eroberung selbst sanken in Vergessenheit. Es ist begreiflich, daß man aus dem Mitgeteilten hat Schlüsse ziehen wollen, welche einen Teil des Fehlenden ergänzen. Der Chronist (1. Chr. 11, 4—7) schon verrät in seiner abgekürzten Wiedergabe des älteren Berichts diese Neigung. Er streicht das Hohnwort der Jebusiter und macht aus der zornigen Antwort Davids die Aus-

setzung einer Belohnung für den, welcher den ersten Zebusiter erschlägt. Das sei Joab gewesen, der zuerst die Burg erstieg und deshalb zum Hauptmann (der Burg?) ernannt wurde. Da wir auch sonst öfters beim Chronisten die Neigung finden, die Ereignisse zu erzählen, nicht wie sie ihm berichtet waren, sondern wie sie nach seiner Meinung geschehen sein mußten, dürfen wir uns über diese etwas gewaltsame Aufklärung eines dunklen Punktes in der Geschichte nicht wundern. — Die chronistische Deutung ist bis in die Gegenwart hinein für viele bei der Auslegung der alten Erzählung maßgebend geblieben. Man ist nur bemüht gewesen, das vom Chronisten weggelassene Wort vom Berühren der Rinne damit in Einklang zu bringen. Es nenne als die Stelle, an welcher die Burgmauer überstiegen werden soll, etwa, wie Hieronymus übersetzte, die Dachrinne, wobei man freilich nicht an unsere an das Dach angehängten Rinnen, sondern an die Wasserspeier¹ denken mußte, welche römische Stadtmauern in der Tat zur Ableitung des Wassers vom Laufgange hatten². Diese wurden freilich von den Juden später nicht *sinnör*³, „Rinne“, genannt, sondern *marzēb*, wie noch heute im Arabischen *mizrāb*. Eine Rinne am Dache scheint nur für die Leitung des Wassers zu einem Kanal oder einer Zisterne vor gekommen zu sein⁴, käme aber hier nicht in Frage.

Eine phantasiereiche Vorstellung von jener Eroberung hat die jüdische Sage dem biblischen Berichte abgewonnen. Sie ist originell genug, um wiedergegeben zu werden. „Als Abraham die drei Männer im Hain Mamres bewirtete, entfloh das Kalb, das er für sie schlachten wollte, und verbarg sich in der Höhle Machpela. Er ging ihm nach und fand dort Adam und Eva auf ihren Lagern schlafen; darum wollte er die Höhle als Erbbegräbnis gewinnen und bot den Zebusitern, welche eigentlich Hetiter waren und nur nach der Stadt Zebus diesen Namen führten, einen hohen Kaufpreis. Die Zebusiter wollten erst nicht darauf eingehen, forderten aber dann als Vorbedingung von Abraham einen Eid, daß seine Nachkommen die Stadt Zebus nur mit

¹ So vielleicht schon Aquila und jedenfalls Levi ben Gerschom im Kommentar zur Stelle.

² S. Durm, Baukunst der Römer, Fig. 494, vgl. S. 436.

³ Dies bedeutet sonst im N. T. Ps. 42, 8 „Wasserfall“, Sach. 4, 12 in der Form *santeroth* „Rinne“, in der rabbinischen Literatur „Rinne“ oder „Wasserstrahl“.

⁴ S. Jos. Grub. IX 22 f. Die Rinne (*sinnör*) wird unterschieden von der *mazhila*, dem überhängenden Tropfsims, der das Wasser von der Hauswand ableitet, ohne es zu sammeln. Unzutreffende Definitionen bei Levy im Wörterbuch, Rosenzweig, Das Wohnhaus in der Misnah, S. 57, Krauß, Talmudische Archäologie I, S. 34.

Einwilligung der Zebusiter einnehmen würden. Darauf ging Abraham ein. Die Leute von Zebus machten nun eiserne Götzenbilder, stellten sie auf den Platz der Stadt und schrieben auf sie den Eid Abrahams. Als nun David Zebus einnehmen wollte, sagten die Einwohner: Du kommst nicht herein, bevor du jene Götzen mit dem Eide Abrahams, welche den Israeliten Lahme und Blinde sind, entfernst! Da rief David seinen Leuten zu: Wer zuerst hinaufkommt und die Götzen beseitigt, soll Anführer werden¹. Dabei galt es vor allem, den *sinnör*, die „Rinne“, zu erreichen. So hieß ein hoher Ort mit einem Turm, auf welchem nach der Meinung einiger jene Götzen standen, deren zwei waren, einer blind wie Isaak, der andere lahm wie Jakob, beide nach dieser zweiten Form der Erzählung mit dem Schwur Abrahams an Abimelech (1. M. 21, 23) im Munde². Dort hinaufzukommen war nicht leicht. Weitern von der erforderlichen Höhe fehlten. Da hatte Joab einen Einfall. Er brachte eine frische schlanke Zypresse, setzte sie neben der Mauer in den Boden, beugte ihren Wipfel, den er von David festhalten ließ, sprang dem König auf den Kopf, hing sich an die Zypresse und ließ sich von ihr auf die Mauer schnellen. David war zuerst verblüfft, tröstete sich aber mit dem Wort (Ps. 141, 5): Es schlägt mich der Gerechte in Liebe. Und Gott belohnte seine Demut damit, daß er die Mauer niedrig werden ließ und ihm dadurch den Eingang in die Stadt eröffnete³.

So die jüdische Sage, welche auf die Bedeutung des Wortes *sinnör* keine Rücksicht nimmt. Ihr ist man besser gerecht geworden, als man darunter nicht einen Festungsturm, sondern einen Zugang zur Burg verstand, der als Rinne bezeichnet werden konnte. So verstand den Bericht Josephus, wenn er die Eroberung der Burg „durch die vorliegenden Schluchten“ geschehen ließ⁴, in neuester Zeit Mommert⁵ und Conder⁶, nach denen eine Schlucht benutzt wurde, um zur Burg

¹ Bis dahin nach Pirke Etscher 36. — Eine sehr ähnliche Vorstellung entwickelt unabhängig von der Sage Mommert, Topographie des alten Jerusalem I S. 32. 181.

² So nach einem Midrasch, welcher David Kimchi vorlag, s. seinen Kommentar zu 2. Sam. 5, Bibl. Rabb. Ven. 1518. Auch das Targum zu 2. Sam. 5, 8 könnte bei *sinnör* an ein Festungswerk gedacht haben, denn es übersetzt: „Wer den Zebusiter tötet und anfängt, die Stadt zu erobern.“

³ Nach Midrasch zu Ps. 18, 30, vgl. Jalk. Schim. II § 161, Jalk. Mechiri zu Ps. 18.

⁴ Antt. VII 3, 1.

⁵ Topographie I, S. 33.

⁶ The City of Jerusalem. S. 48.

hinaufzukommen. Aber man hat auch bei der „Rinne“ an einen unterirdischen Gang gedacht, der zwar nicht ablaufendem Wasser diene, aber seiner Gestalt wegen „Rinne“ geheißten hätte. So hat es sich zuerst Caspari (Theol. Stud. u. Krit. 1864, S. 327) und dann der Engländer Birch vorgestellt¹, nachdem Warren im Jahre 1867 oberhalb des alten Gihon, der Marienquelle, einen Felsengang gefunden hatte, der durch einen senkrechten Schacht mit der Quelle in Verbindung steht². Vincent hat neuerdings diese Deutung wieder aufgenommen und sorgsam begründet, zuletzt im ersten Bande seines Jerusalem (1912), S. 146 ff. Er überträgt dementsprechend das Davidswort: „Wer den Zebusäer erschlägt und durch den sinnör erreicht —“, und nimmt an, daß der Rest fehlt. Die Aussetzung einer Belohnung, wie die Chronik sie erwähnt, sei ursprünglich hier gefolgt. Nun ist das Versprechen einer Belohnung für jeden, der einen Zebusiter erschlägt, recht unwahrscheinlich, da das von der Chronik hinzugefügte „zuerst“ im Samuelsbuche fehlt. Daß allein die Auffindung jenes Schachtes die Veranlassung der neuen Deutung ist, zeigt sich auch darin, daß niemand ohne diesen besonderen Anlaß das gewöhnliche hebräische *nāga' be* „etwas berühren, treffen, schlagen“ mit „berühren durch Vermittelung von etwas“ wiedergeben würde, am wenigsten hier, wo insolge davon das Objekt der Berührung als weggefallen gelten muß, während es doch unentbehrlich ist. Was David nach dieser Ansicht hätte sagen sollen, wäre: „Wer vermittelt des Gihon-Schachtes zur Burg hinaufkommt, dem soll das und das zuteil werden.“ Der Vorderiaß hieße hebräisch: *kōl ma'ale lam-mešūdā be'ad mehillat hag-gihōn* (oder kurzweg: *derek hag-gihōn*). Was der Text wirklich hat, ist etwas ganz anderes. Außerdem ist bedenklich, daß das Erschlagen der in ihrer Festung verborgenen Zebusiter vor dem Erklimmen der Burg genannt sein soll.

Wollte man dieser Schwierigkeit dadurch abhelfen, daß man bei dem Zebusiter an die Wächter des Felsenganges denkt, so gibt man dem einfachen Wortlaut, bei welchem man an die Zebusiter überhaupt denken muß, einen ungewöhnlichen und aus dem Zusammenhang nicht zu erratenden Sinn. Dazu kommt, daß Davids Haß gegen die Zebusiter, wie er gleich nachher betont wird, mit dem bloßen Ersteigen ihrer Burg in keinem erkennbaren Zusammenhang stünde. Schon ehe sie ihn durch ihren Spott reizten, wollte er ihre Stadt erobern. Er muß

¹ PEFQ 1878, S. 130 ff.

² The Recovery of Jerusalem. S. 244 ff. — Warren selbst sucht die „Rinne“ an anderer Stelle, s. Hastings Diet. of the Bible II. S. 386.

eine Maßnahme anbefehlen, welche die Zebusiter seinen Hatz in besonderer Weise fühlen läßt. An etwas Derartiges werden die griechischen Übersetzer gedacht haben. Sie verstanden Davids Wort folgendermaßen: „Jeder, der einen Zebusiter tötet, ergreife (nämlich ihn) bei dem Hakenmesser!“ Das soll doch wohl heißen: man behandle die Zebusiter nicht wie ebenbürtige Krieger, mit denen man die Waffen kreuzt, sondern wie Lahme und Blinde, die man wehrlos macht und abschlachtet. Die LXX setzen voraus, daß sinnör, weil es „Haken“ heißen kann, hier eine Waffe bedeute, was sonst nicht bekannt ist. Viel näher liegt aber, daß damit ein Körperteil gemeint wird, der getroffen werden soll, wie 1. M. 32, 26 der Engel im Kampf mit Jakob „seine Hüfte trifft“. Wellhausen sagt mit Recht: „sinnör muß etwas an den Lahmen und Blinden Befindliches, mit anderen Worten, ein menschliches Glied sein. — Röhre kann ein Vulgärname vieler Glieder sein, z. B. der Gurgel oder des Halses.“ Nun ist im Späthcbräischen in der Tat kane, das als Parallelwort zu sinnör gelten kann, die „Lufttröhre“. Davids Wort würde dann besagen: „Wer einen Zebusiter schlägt, schneide ihm den Hals ab!“ Man soll den Feind sofort tödlich verwunden. Aber auch ein anderer Sinn ist nicht undenkbar. Im Alt-hebräischen war sehophkā „Ausguß“², Bezeichnung des männlichen Gliedes (s. 5. M. 23, 2), im Neu-hebräischen amma „Kanal“, im Syrischen kanjā „Röhre“. Dann sollen die Zebusiter da ergriffen oder getroffen werden, wo dies für sie einen schweren Schimpf bedeutet, wie man aus 5. M. 25, 11 f. sieht. Dieser Schimpf rächt dann die den Israeliten angetane Beschimpfung. David kann Krüppel nun einmal nicht leiden. Die Zebusiter haben durch ihr Schimpfswort sich selbst mit Lahmen und Blinden verglichen, so sollen sie denn in noch schlimmerem Sinne Krüppel werden. Es wird nicht geradezu befohlen, sie zu entmannen, dafür wäre ein anderer Ausdruck zu erwarten. Aber was man ihnen antun soll, liegt doch in dieser Richtung. Es ist nun begreiflich, daß der Chronist das von Hatz erfüllte Wort Davids in eine „unschuldige“ Form umgoß (s. o.), weil es zu der Würde des frommen Königs nicht zu passen schien.

Der Erzähler im Samuelbuche erinnert daran, daß Davids Hatz der Blinden und Lahmen im Einklang stehe mit dem Volkswort, welches solche Menschen nicht ins Haus lassen will. Es muß also eine Volksvorstellung gegeben haben, wonach der Eintritt eines Krüppels in das Haus als ein böses Omen zu betrachten ist. Nur Wehrhafte

¹ Der Text der Bücher Samuels, S. 163 f.

² Vgl. aram. schäpbekā „Wasserspeier“ b. Bab. bathr. 6a.

sollen Hausgenossen sein. Daß David den lahmen Sohn Jonathans an seinen Tisch nahm (2. Sam. 9, 7), war dann etwas sehr Ungewöhnliches. Der Redensart der Israeliten entspricht das arabische Sprichwort: „Wenn du einen Blinden siehst, schlage ihn; du bist nicht freundlicher als sein Schöpfer“ (Littmann, Arabic proverbs, Nr. 90), und Jes. 53, 3: „Wie einer, vor dem man das Angesicht verhüllt, verachtet“, wonach der durch Leiden von Gott Gezeichnete Gegenstand des Abscheus ist.

Die LXX und ähnlich Pirke Elieser 36 denken bei dem Haus, in das die Krüppel nicht eintreten sollen, an den Tempel, wohl im Gedanken daran, daß nach 3. Mos. 21, 18. 23 lahme und blinde Priester Altar und Tempel nicht betreten durften. Aber keine Bestimmung ist bekannt, welche lahme und blinde Laien vom Heiligtum ausschloß.

Wie auch das Wort *šinnör* zu deuten ist, so bedeutet der vom Bericht wiedergegebene Wortwechsel in jedem Fall, daß David die Zionsburg nur mit Gewalt und nicht ohne leidenschaftlichen Kampf nehmen konnte. Es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß in der eroberten Burg, die David für sich herrichtete, für Jebusiter nennenswerter Raum blieb. Aber deshalb müssen nicht alle Jebusiter getötet worden sein. Nach 2. Sam. 24, 21; 1. Chr. 21, 18 war noch zu Davids Zeit der Jebusiter Aravna¹ (Ornan) in der Nähe der Burg Grundbesitzer. Sach. 9, 7 setzt voraus, daß Jebusiter und Judäer später in Jerusalem gleichberechtigt waren, und 1. Chr. 11, 8 scheint ausdrücklich zu bezeugen, daß Joab den Nest der Jebusiter leben ließ². Dabei lassen wir hier vorerst die Frage unbeantwortet, ob nicht neben der Zionsburg schon damals ein Jerusalem bestand, das auch jebusitische Bewohner haben konnte.

II. Die Davidsstadt und der Millo.

David ließ sich mit seiner Familie, seinen Beamten und seinen Mannen in der Burg nieder, die fortan seinen Namen tragen sollte. Das erste, was er an ihr tat, war begreiflicherweise die Neuherstellung ihrer Befestigung. Nach 2. Sam. 5, 9 hat er sie „ringsum gebaut“, d. h. ihr eine neue Ringmauer gegeben.

Ungewissen Sinnes ist die hinzugefügte Bemerkung, daß er gebaut habe „vom Millo ab nach innen zu“, oder wie es die LXX verstehen, „von der Burg ab und sein Haus“. Daß Millo eine Burg

¹ Josephus hat gemeint, Aravna sei von Anfang an ein Freund der Hebräer gewesen (Antt. VII 3, 3).

² Wohl um die spätere Erwähnung Ornans vorzubereiten.

bedeutet, kann nach dem Gebrauch des Wortes in Ri. 9, 6. 20¹ und der Übersetzung der LXX nicht zweifelhaft sein. Nun war aber nach 1. Kön. 9, 24 Salomo der Erbauer dieser Burg, und man wundert sich, daß die Ausdehnung der Bautätigkeit des David nach einer Größe bestimmt wird, die zu seiner Zeit noch gar nicht vorhanden war. Außerdem, wenn Millo eine Burg war, ist nicht verständlich, wie David ringsherum bauen konnte und doch innerhalb derselben. An eine innere Mauer, um welche herum der Millo sich als Außenmauer erhob, ist doch schwerlich zu denken. Aber der Schlüssel zu der sonderbaren Erwähnung des Millo ist wohl in 1. K. 11, 27 zu suchen, wonach Salomo durch den Millo den Riß der Davidsstadt geschlossen hätte. Der Palästinier Jochanan machte sich davon im 3. Jahrh. nach Chr. die sonderbare Vorstellung², David habe Risse in die Mauer (offenbar von ganz Jerusalem) gemacht, damit die Israeliten (durch sie von allen Seiten) zu den Festen hinauszögen, aber Salomo habe sie, wie Jerobeam ihm vorwarf, geschlossen, um der Tochter Pharaos einen Trondienst zu leisten (weil sie nur in einer geschlossenen Stadt wohnen wollte). Auf diese Weise wird das Wort Millo „Füllung“ mit einer phantasiereichen, aber ganz unwahrscheinlichen Deutung versehen. Aber 1. K. 11, 27 wird im Grunde auch nichts Besseres sein. David hat doch gewiß in der Mauer seiner Burg keine Lücke gelassen, und bis zur Zeit Salomos hat, soweit wir wissen, kein Eroberer der Burg in ihre Mauer eine Lücke gerissen. Ein Späterer hat aus dem Worte Millo irrigerweise geschlossen, daß eine Lücke, natürlich an der Davidsstadt, in deren Gegend sich der Millo befand, auszufüllen war. Es wird nichts anderes übrigbleiben, als jene Bemerkung von 1. K. 11, 27 als einen aus dem Worte Millo geschlossenen Deutungsversuch eines Späteren zu betrachten, der dem ursprünglichen Berichte fremd war. Dann wird aber auch 2. Sam. 5, 9 die Erwähnung des Millo nur aus Rücksicht auf 1. K. 11, 27 eingeschaltet sein, und es bleibt dort am Schlusse des Verses nur das Wort wabajta übrig, das nun füglich gelesen wird als ubetö „und sein Haus“. Daß David in seiner Stadt vor allem auch sich einen Palast erbaute, sollte ja doch hier nicht übergangen sein. Es wird auch im Grunde von der sonst unveranlaßten Bemerkung in V. 11, wonach Hiram von Tyrus Material und Werkleute für diesen Bau sandte, vorausgesetzt.

¹ Zu Sichem gehört hier als eine selbständige Größe das Haus Millo. Es wird mit dem „Turm“ von Ri. 9, 46 ff. identisch sein.

² b. Sanh. 101b, vgl. Jalk. Schim II § 196.

Vom Palaste Davids müssen nach Neh. 12, 37 noch im nachexilischen Jerusalem erkennbare Reste vorhanden gewesen sein. Sonst hören wir aus jener Zeit (Neh. 3, 16) noch vom „Heldenhaus“, das doch wohl nach den Helden Davids (2. Sam. 16, 6; 23, 8) den Namen führte, und von einem Teich in derselben Gegend, der nach dem biblischen Texte, „der gemachte“ (hā-‘asūjā) hieß, was Guthe dadurch erklärt¹, daß es zur Zeit seiner Herstellung noch keinen anderen künstlichen Teich bei Jerusalem gegeben habe. Aber die Beibehaltung einer solchen Benennung bis in Nehemias Zeit ist doch sehr befremdlich. Der Teich war wohl eher nach einem Asaja (2. K. 22, 12) oder Maaseja (Esr. 10, 18) genannt. Da er innerhalb der Davidsstadt lag, kann er nur zur Sammlung von Regenwasser gedient haben. Wann man durch seine Herstellung für den Wasserbedarf der Davidsstadt gesorgt hat, wissen wir nicht.

Den Millo Salomos, von dem schon die Rede war, werden die LXX mit Recht für die „Burg“ (ἀκρο) des nachexilischen Jerusalem gehalten haben. Nach ihrem Text in 1. Kön. 9, 15 bedeutete er eine Herstellung der Mauern der Davidsstadt. Die davidische Ringmauer der Davidsstadt genügte Salomo nicht. Er hat ihr einen besonderen Burghau eingefügt, den wir auf ihrem höchsten Punkt vermuten dürfen und der wahrscheinlich den Palast Davids in sich schloß. Auch Josephus setzt Antt. VII 3, 12; XII 5, 4 voraus, daß die „Burg“ nur ein Teil der späteren „Unterstadt“ war, welche der Davidsstadt entsprach. Obwohl Salomo im Norden der Davidsstadt eine „Salomostadt“ aufführte, welche einen umfangreichen Palastbau und ein Heiligtum in sich schloß, hat er offenbar die Zionsburg nicht aufgeben wollen, sondern ihr erhöhte Festigkeit verliehen. Jerusalem sollte statt eines einfachen einen doppelten Rückhalt haben, die Dynastie nicht nur einen, sondern zwei feste Stützpunkte, und zwar sollte offenbar der Millo der Davidsstadt die eigentliche Festung, der neue Palast mehr ein Prunkbau sein. Im übrigen entsprach es der antiken Sitte, wie wir sie besonders aus Babel kennen, daß große Fürsten ihren Namen durch eigene Palast- und Tempelbauten verewigten, ohne daß sie deshalb die Bauten großer Vorgänger in Trümmer sinken ließen. Die bleibende Bedeutung der Davidsstadt für die Befestigung Jerusalems wird dadurch deutlich, daß man zur Zeit Hiskias gerade die Ritze ihrer Mauer ausbessert, als es gilt, die Stadt auf eine Belagerung vorzubereiten (Jes. 22, 9f.). Dieselbe Arbeit wird 2. Chr. 32, 5 gemeint sein mit

¹ ZDPV 1882, S. 334.

der Verstärkung des Millo der Davidsstadt. Nach 2. K. 12, 21 wurde König Joas erschlagen „im Hause Millo“ oder wie eine Glosse sagte: „als er nach Millo hinabging“¹. Der König hatte, wie es scheint, in der Burg Zuflucht gesucht, wurde aber von den Verschwörern erreicht. Den besten Beweis für die Wichtigkeit der alten Burg bietet die Tatsache, daß die Syrer im Jahre 168 vor Chr. gerade hier sich festsetzten, um von da aus Stadt und Tempel zu überwachen (1. Makk. 1, 35)². Die Zionsburg, welche damals auch von den semitisch Redenden schlechtweg die Akra genannt wurde³, war offenbar die festeste Position Jerusalems. Selbst als die Hasmonäer den ehemaligen Salomobau in eine starke Festung verwandelt hatten (1. Makk. 4, 60), war die Burg noch so fest, daß sie nur ausgehungert werden konnte (1. Makk. 13, 49 f., vgl. 6, 19 f.; 11, 20; 12, 36). Erst die Abtragung ihres Hügels machte ihrer Geschichte für immer ein Ende. Josephus berichtet davon so, als sei sie sogleich nach der Einnahme durch den Hasmonäer Simon im Jahre 142 erfolgt⁴. Aber die Aussage des ersten Makkabäerbuches (13, 50), daß Simon die Burg nach der Einnahme rituell gereinigt habe, beweist, daß dies erst später geschehen ist, wahrscheinlich unter Johannes Hyrkanus (135—105 vor Chr.). Daß man von der Burg selbst keinen Gebrauch mehr machen wollte, ist dadurch erklärlich, daß die Tempelfeste jetzt als die Hauptburg der Stadt dienen sollte und durch ein schon länger bestehendes zweites Kastell (Neh. 2, 8) auf der Nordseite geschützt war. Wahrscheinlich hatte Hyrkan dies damals, als er die Zionsfeste abtragen ließ, zum Ersatz neu und fester als bisher hergestellt⁵. Damals verschwanden die meisten Reste davidischer und salomonischer Herrlichkeit, welche die chaldäische Zerstörung der Stadt überlebt hatten, mit der Burg der

¹ Dies: wehä jored millö für das unverständliche haj-jored silla.

² Wandel (Theol. Studien u. Kritiken 1914, S. 329 ff.) findet, daß die 2. Makk. 4, 12, 27; 5, 6 erwähnte „Akropolis“ eine andere Burg sein müsse als die in 15, 31, 35 erwähnte „Akra“, aber ohne Notwendigkeit. Der unbefangene Leser hätte das sicher nicht vermutet. Die „Akropolis“ scheint nach 4, 14 nahe am Tempel gelegen zu haben, weil das unterhalb gebaute Gymnasium die Neugier der Priester weckte. Wäre sie an der Stelle der jetzigen Zitadelle gewesen (so Wandel), so hätte dieser festeste Punkt von Jerusalem in den Zuerkämpften eine Rolle spielen müssen.

³ Man hatte das griechische ἀκρα zu hakra semitiisiert, wie Kastenrolle II und Targ 2. S. 5, 7, 9 zeigen.

⁴ Antt XIII 6, 6.

⁵ Die Burg nördlich vom Tempel wird zum erstenmal im Aristasbrief (100 ff.) erwähnt, s. auch Antt. XIII 11, 2. Die Erbauung durch Hyrkan ist bezeugt Antt. XVIII 4, 3, vgl. XV 11, 4.

Syrer. Nur der Name Akra für den Stadtteil, welcher die Stelle der Feste einnahm¹, zeugte noch von ihrem einstigen Vorhandensein.

Ein Rest der Befestigung der alten Davidsstadt an ihrem Südenende könnte der „Turm in Siloa“ gewesen sein, welcher zu Jesu Zeit bei seinem Einsturz achtzehn Menschen erschlug (Lk. 13, 4). Eine Proseljtin, die Königin Helena von Adiabene, hat zur Zeit der Apostel etwa an der Stätte des Davidshauses ihren Palast gehabt (Bell. Jud. V 6, 1; VI 6, 2). Es ist ein sonderbares Spiel des Schicksals, daß ihr noch immer erhaltenes Prachtgrab im Norden Jerusalems den Namen der jüdischen „Königsgräber“ geerbt hat.

III. Die Treppe, die äußere Mauer und das „Fernhaus“.

Aber noch einige Einzelheiten aus der Davidsstadt sind uns aus den Quellen bekannt. Eine Treppe führte aus dem Tal zu ihr hinauf (Neh. 3, 15), aber wohl auch in ihrem Innern von der Mauer in die Höhe in der Richtung des Davidshauses (Neh. 12, 37). Sie beweist, daß die Stadt nicht nur auf dem Gipfel eines Hügels lag, sondern einen steilen Abhang in sich schloß, der nur mit Stufen erstiegen werden konnte. Die Prozession, welche zur Zeit Nehemias hier die Weihe der neuhergestellten Stadtmauer vollzog, bewegte sich vom Quelltor her „auf den Stufen der Davidsstadt (und dann) auf der Mauer“ neben³ dem Davidshause hin bis zum Wassertor im Osten“ (Neh. 12, 37).

Von einer äußeren Mauer der Davidsstadt redet 2. Chr. 33, 14 als einem Werke Manasses. Sie habe sich befunden „westlich von Sion im Tale“ und habe sich erstreckt bis zur Gegend des Fischtores und den Dphel umringt. Nun befand sich das Fischtor im Norden Jerusalems (Neh. 3, 3; 12, 39) weit entfernt von der

¹ Josephus braucht die Namen Akra für den „Unterstadt“ Antt. XIV 16, 1, Bell. Jud. I 1, 4, IV 9, 12, V 1, 3; 6, 1, VI 6, 3; 7, 2; 8, 4, für die Davids- oder Syrerburg Antt. VII 3, 1; 9, 3, XII 3, 3; 5, 4; 6, 2; 7, 6, XIII 6, 7, Bell. Jud. I 2, 2. Mißverständlicherweise dehnt er Bell. Jud. V 4, 2, vielleicht auch II 17, 2, den Namen aus auf die „Vorstadt“ (Antt. XIV 13, 4, XV 11, 5) oder „Neustadt“ (Bell. Jud. V 8, 1) zwischen der innersten und der zweiten Mauer.

² Das unverständliche bam-ma'ale lahomä ist durch umē'al lahomä „und auf der Mauer“ entsprechend der Ausdrucksweise in 12, 38. 39 zu ersetzen. Vgl. in V. 38: mē'al lahomä mē'al—we'ad mit V. 37: boma'ale lahomä mē'al—we'ad.

³ Der Ausdruck mē'al in der Schilderung des Weges der Prozession bedeutet gewöhnlich „auf“, nicht „oberhalb“ (wegen V. 31: „Und ich ließ hinaufsteigen“), aber hier wohl „neben“ wie 2. Chr. 26, 19. Es müßte denn der Weg auf der östlichen äußeren Mauer des Davidspalastes ein Weg „auf“ ihm genannt sein.

Davidstadt. Die Mauer, um welche es sich handelt, ist offenbar eine zweite Ostmauer Jerusalems, welche nicht auf der Höhe, sondern im Tale, genauer wohl am Abhange, entlang lief. Es scheint, daß die Bestimmung „westlich von Gihon im Tale“ den Anfangspunkt der Mauer angeben soll. Da aber der Gihon nach allem, was wir wissen (s. u.), nahe dem Nordende der Davidstadt gelegen hat, wäre dann die neue Mauer weniger eine Mauer der Davidstadt als des Ophel gewesen. Daß der Chronist den Anfangspunkt der Mauer nicht erwähnt habe und nur betonen wollte, daß sie die Gihonquelle nicht einschloß, ist äußerst unwahrscheinlich¹. Wenn die Nennung der Davidstadt beseitigt wird, ist alles klar. Dann hat die Mauer Manasses sich westlich vom Gihon an die Mauer der Davidstadt angeschlossen und galt nicht der Burg Jerusalems, sondern dem Palast- und Tempelquartier des Ophel nördlich davon, sowie der besseren Verbindung beider Größen.

Ein „letztes Haus“², doch wohl der Davidstadt, nach dem Ölberg zu wäre nach den Kommentaren von Nowack, Budde und Kittel das bêt ham-merhāk gewesen, bei welchem der vor Abjalom fliehende David über seine Truppen Revue abhielt (2. S. 15, 17). Aber bêt ham-merhāk heißt nicht „letztes Haus“, sondern „Haus der Ferne, Firnhaus“, und würde also die Zugehörigkeit der Lokalität zur Stadt nicht betonen. Aber bêt ham-merhāk ist hier, wo ein weiter Raum für das zuschauende „Volk“ und den Vorbeizug der Krieger nötig war, eher ein Platz als ein Haus. Die Vermutung liegt nicht weit ab, daß bêt ham-merhāk „Weitthaus“ zu lesen ist und daß es sich um den Platz (rehōb) vor dem Wassertore handelt, der zu Nehemias Zeit einer Volksversammlung diente (Neh. 8, 1. 3). Durch das Wassertor mußte der Zug des Königs nach dem Ölberge zu notwendig die Stadt verlassen.

IV. Die Gräber, Kellern und Gärten des Königs.

Innerhalb der Stadt Davids lagen nach 1. Kön. 2, 10; 11, 43 und oft die Gräber Davids und seiner Nachfolger bis auf Ahas, und zwar nach Neh. 3, 15 f. nicht weit vom Siloahsteich, nahe der Treppe der Davidstadt unterhalb des Stadtteiches und des Heldenhauses.

¹ Die Kommentare von Benzinger, Kittel und Rothstein, auch G. N. Smith in seinem Jerusalem, verzichten auf eine Aufklärung der dunklen Stelle. Eine eingehende Erörterung von Guthe i. ZDPV 1882, S. 293 f. 327.

² Budde übersetzt richtig „Firnhaus“ und vermutet dies als Bezeichnung des letzten Hauses auf der Westseite des Ölberges.

David wird zuerst für sich und seine Angehörigen ein Felsengrab angelegt haben, die späteren Könige werden Kammern hinzugefügt haben, bis der Raum zu weiteren Vergrößerungen fehlte. Nur Hiskia soll am Aufgange zu den Gräbern der Söhne Davids noch sein Grab gefunden haben (2. Chr. 32, 33), das Grab dieses Königs wurde also etwas unterhalb gezeigt¹. Bei der jüdischen Zerstörung der Davidsstadt wurde die davidische Grabanlage, die man sich als sehr umfassend denken muß, verschont. Man kannte sie sehr wohl zur Zeit Christi (Apg. 2, 29) und war überzeugt, daß sie einen unglaublichen Reichtum von Schätzen in sich berge. So wurde erzählt, Hyrkan habe einer Kammer derselben 3000 Talente, d. h. etwa 22½ Millionen Mark, entnommen², Herodes einer anderen Kammer viele goldene Geräte, obwohl er zu den Grabstätten Davids und Salomos selbst nicht vordringen konnte³. Es ist wenig wahrscheinlich, daß so gewaltige Schätze in einem wohlbekannten Grabe trotz der wechselnden Geschichte Jerusalems über ein halbes Jahrtausend erhalten blieben, wenn sie jemals da niedergelegt wurden. Josephus bemerkt, die Grabmäler der Könige selbst habe niemand gesehen, weil sie unterirdisch künstlich verborgen seien. Daraus erhellt, daß der Besucher jener Königsgräber damals dort nur leere Kammern erblickte. Die Annahme, daß es noch andere, aber unfindbare Grabräume gebe, wird eine Täuschung gewesen sein. Die Gräber waren natürlich längst ausgeraubt. Herodes errichtete über dem Eingang des Grabes ein kostbares Denkmal aus weißem Kalkstein⁴, das, wie es scheint, erst um 130 n. Chr. von selbst zusammenstürzte⁵.

Wohl kurz vorher wurde der jüdische Rechtslehrer Akiba veranlaßt, sich darüber zu äußern, wie die Gräber des Hauses Davids und das Grab der Prophetin Hulda haben in Jerusalem sein können, wo doch etwas so Unreines wie ein Grab sonst nicht zugelassen wurde. Er erklärte, ihr Vorhandensein innerhalb der Stadt beweise, daß an

¹ Unbekannt ist die Lage der Gräber von Amon und Manasse im Garten Uffas (2. Kön. 21, 18, 26). Von einem einzigartigen, Feigen tragenden Rosengarten innerhalb der Stadt „seit der Zeit der alten Propheten“ redet die jüdische Tradition (Maaser. II 5, Jos. Reg. VI 2, b. Bab. b. 82, Ab. N. Nathan 35). Ezechiel tadelt die Verunreinigung des Wohnsitzes Gottes durch die Leichen der Könige (43, 7). Danach hat man vielleicht den Garten Uffas in größerer Nähe des Tempels beim Königspalast zu suchen.

² Antt. VII 15, 3, XIII 8, 4, Bell. Jud. I 2, 5.

³ Antt. VII 15, 3, XVI 1, 1.

⁴ Josephus sagt Marmor.

⁵ Nach Dio Cassius, Hist. Rom. 69, 14.



Phot. G. Falman.

Der fünfhundertjährige Isajabaum auf dem Sperrdamm des
Käsemachertales (S. 20. 29. 51).

Im Sintergrunde das Südende des Hügels der Davidsstadt, rechts Mührutne,
darüber das Dorf silwän.



Phot. G. Falman.

Der Verschuß des Käsemachertales oberhalb der ehemaligen
Königsgärten (S. 69).

Links und im Sintergrund Westhügel, rechts Hügel der Davidsstadt. Bei dem Minaret
der Siloabteich.

diesen Gräbern eine Höhlung gewesen sei, welche ihre Unreinheit nach dem Kidrontal abführte¹. Damit ist gemeint, daß eine Öffnung des Grabraumes nach außen zu vorhanden war, in Folge deren nach Dhal. III 7 die rituelle Unreinheit des Grabes nicht nach oben wirken und ein darüber stehendes Haus unrein machen konnte. Eine derartige Einrichtung jener Gräber schließt Akiba aus ihrem Vorhandensein innerhalb der Stadt, sie ist deshalb keine Tatsache. Wir können aus den Worten Akibas aber entnehmen, daß sie dem Kidrontal nahe lagen.

Die letzte Nachricht von den alten Königsgräbern bringen die dem Epiphanius zugeschriebenen Vitae Prophetarum², indem sie die Lage des Grabes des Propheten Jesaja bestimmen. Dies Grab zeigte man danach in der byzantinischen Zeit an dem Auslauf der Siloahquelle, den die Fürbitte des Propheten, wie man meinte, sicherte, nicht weit von den Königsgräbern, südlich von den Gräbern der Priester und östlich vom Zion (der christlichen Tradition). Vom Eingang der Königsgräber sagte man, daß er sich bei dem 20 Stadien entfernten Gibeon befinde, aber nur wenigen bekannt sei. Das bedeutet, daß man den Ort der Königsgräber zwar kannte, aber ihr Inneres als unzugänglich betrachtete. Man war überzeugt, daß das an diesem Ort Sichtbare und Zugängliche doch nicht das eigentliche Grabinnere sei. Somit war der Stand der Dinge kein wesentlich anderer als zur Zeit des Josephus, und wahrscheinlich der gleiche Irrtum herrschend wie damals.

Das Grab Jesajas hat man jedenfalls schon 1480 bei dem Maulbeerbaum³ gezeigt, welcher am Südennde des Dammes der jetzigen birket el-hamra noch jetzt steht. Aber das ist zu weit abseits vom Ausgang des Siloahkanals, um zur alten Tradition zu stimmen. Im 12. Jahrhundert fand man den Ort der Zersägung Jesajas und sein Grab bei der sogenannten Siloahquelle, und zwar den ersteren näher bei der Quelle⁴, wo auch Burchard⁵ (um 1280) ihn findet. Nun

¹ Jos. Bab. b. I 11, Sem. XIV, Ab. R. Nathan 35, 1, j. Naz. 57 d. In Sem. XIV ist die Erwähnung der Davididengräber notwendig zu ergänzen, in j. Naz. 57 d wohl nithpannia hinter kibre bone dawid zu streichen, um die Berichte in Einklang zu bringen.

² Nestle, Marginalien und Materialien, S. 16 f., vgl. Chronicon Paschale. ed. Dindorf, S. 291, syrisch in der Chrestomathie von Nestles Syrischer Grammatik.

³ Felix Fabri (161 A) meint ihn mit seinem lindenähnlich n Jesajasbaum zwischen Siloahkanal und Apostelversteck. Als Maulbeerbaum benennt ihn dann Rauwolf 1573. Ritter Grünemberg hat ihn 1486 abgezeichnet; j. Goldfriedrich und Fränzel, Ritter Grünembergs Pilgerfahrt. S. 132 f.

⁴ S. Anonymus II, IV, V, VII.

⁵ Ausz. Laurent, S. 70.

nennen heutzutage die Salawine die unterste Terrasse des Hügels über dem Siloahreich, die ihnen teilweise als Kinderfriedhof dient, tell el-minschär „Hügel der Säge“, weil man dort sidna zakarja habe zerfägen wollen, was nach der Meinung der Juden wirklich gelungen sei, während die Moslems es verneinen. Die Jesajasage ist hier zu einer Sacharjasage geworden¹. Die Lage der Terrasse oberhalb des Kanalausgangs paßt genau zur Angabe der Vitae Prophetarum. Die älteste Tradition wird Zerfägungsort und Grab des Propheten hier zusammen gezeigt haben. Damit ist aber auch die Lage der Königsgräber ziemlich genau bestimmt. Da sie nach Neh. 3, 15 am Südhang der Davidsstadt mehr ostwärts gelegen haben müssen, müssen sie östlich vom südlichen Ausgang des Siloahkanals auf diesem gelegen haben. Nördlich davon lagen die Gräber der Priester, bei denen nach den Vitae Prophetarum Sacharja und Haggai begraben waren. Dazu stimmt, daß das jetzt sogenannte Jakobusgrab im Kidrontal in-schriftlich als Priestergrab bezeichnet ist. Die Sacharja-Tradition hat wahrscheinlich schon damals an der ihm benachbarten Grabpyramide gehaftet. Man hat also wohl etwa bis zur arabischen Zeit die Lage der Königsgräber gekannt. Erst seit der Zeit der Kreuzzüge hat man begonnen, sie mit der ersten christlichen Versammlungsstätte auf der Höhe des Westhügels von Jerusalem zu verknüpfen.

In der Gegend der Königsgräber, aber gewiß tiefer und dem Talgrund näher, lagen auch die königlichen Kellern, welche Sach. 14, 10 als Südpunkt Jerusalems genannt werden. Man wird sich darunter vorzustellen haben eine Anzahl von in den Felsen gehauenen Traubentretplätzen, verbunden mit tieferen Kufen für den ablaufenden Most. Aber auch Plätze zum Zerquetschen und Pressen von Oliven könnten zur Anlage gehört haben.

Unterhalb im Tal war dann der vom Gihon her bewässerte Königs-garten (2. Kön. 25, 4, Jerem. 39, 4, Neh. 3, 15), das wertvollste Kultur-land in der ganzen Umgebung der Burg, geeignet für Anbau von Gemüse und Fruchtbäumen. Schon David mag es als Besitz der Krone erklärt haben.

V. Vermeintliche Schätze.

Einen unterirdisch verborgenen Schatz ohnegleichen soll der Hügel der Davidsstadt noch immer bergen nach der „Entdeckung“ des Finnen Walter Juvelius. Infolge einer von dem Schweden Henning

¹ Schon et-Tabari erzählt das sowohl von Sacharja als von Jesaja.

Melander gegebenen Anregung¹ fand er 1907 mit Hilfe einer Chiffreschrift bei Ezechiel Andeutungen, wonach die Bundeslade und wohl auch das Original des Mosaischen Gesetzes sich in einer Felsenkammer unter der Davidsstadt befinde. Die Kammer habe einen doppelten Zugang, einen südlichen, aber gefährlicheren, vom sogenannten Hafeldama her, und einen nördlichen bei der Gihonquelle. Auf die Hoffnung, den Schatz zu heben, wurde eine Aktiengesellschaft gegründet, welche unter der Leitung des Engländers Parker von 1909—1911 alle Fessengänge in der Umgebung der Gihonquelle ausgeräumt hat, natürlich ohne den gewünschten Erfolg, zur Enttäuschung der leichtgläubigen Aktionäre. Die erst abgelehnte, dann aber zugelassene Mitwirkung sachkundiger Beratung hat die Arbeit der Schatzgräber doch schließlich für die Altertumswissenschaft nutzbar gemacht. Es wird weiter unten deshalb öfter davon die Rede sein. Da aber ein preußischer Kammerherr versichert hat, daß auch ein deutscher Schatzkundler von dem Vorhandensein eines Schatzes in dieser Gegend überzeugt sei, man habe nur nicht an der richtigen Stelle gesucht, werden wohl neue Schatzgräber den ersten folgen, hoffentlich mit ähnlichen von ihnen selbst nicht beabsichtigten Erfolgen.

Mit Unrecht hat Melander die jüdische Literatur zum Beweise dafür herangezogen, daß die Bundeslade in der Gegend der Davidsstadt verborgen worden sei. Es gibt eine Tradition, wonach sie da, wo sie stand, d. h. unter dem Allerheiligsten des Tempels, verwahrt wurde². Und zwar hat man unter Hinweis auf einen mißverständenen Ausdruck in 2. Chr. 35, 3 den Verbergungsort genauer bezeichnet als einen unterirdischen Raum, den schon Salomo dafür hergerichtet hatte und den dann Josia zur Verbergung der Lade benutzte³. Maimonides⁴ und David Kimchi⁵ reden wohl auf Grund eines jetzt unbekannt-

¹ Dieser hat seit 1887 in drei Druckschriften den Gedanken verfochten, daß die Bundeslade im sogen. Hafeldama am wadi er-rababs bei Jerusalem verborgen sei.

² Jos. Sot. XIII 1, b. Zom. 53^b, j. Schef. 49^c.

³ Jos. Sot. XIII 1, b. Hor. 12^a, Keritt. 5^b, Zom. 52^b, j. Schef. 49^c, Zom. 52^b, Sot. 22^c. Von einer Verwahrung der Lade vor der chaldäischen Zerstörung Jerusalems ohne Ortsangabe reden Bem. R. 15, 10, Ab. R. Nathan 41, 9, von einem Verschlingenwerden durch die Erde Baruch, Apok. 6, 7 ff.

⁴ Gilchoth Beth ha-Behira IV 1.

⁵ Kommentar zu 1. Kön. 6, 19 und 2. Chr. 35, 3. Der Midrasch hat nach 1. Kön. 6, 19 etwa gelautet: „Salomo schaute im Heiligen Geist, daß der Tempel einst zerstört werden soll, grub im Boden des Allerheiligsten und baute dort einen Raum, darin kurz vor der Zerstörung des Tempels die Lade zu verwahren, und zwar baute er ihn mit tiefen und krummen Verstecken, und er legte einen Stein auf die Öffnung jenes Raumes. Auf diesen Stein wurde die Lade gesetzt, und Josia verberg dort die Lade.“

Midrasch von tiefen und verschlungenen Verstecken unter dem Stein im Allerheiligsten, auf welchem die Lade gestanden hatte. Da die Juden seit langem bei diesem Stein an den heiligen Felsen des Haram in Jerusalem denken¹, wäre unter ihm der Zugang zur Bundeslade zu vermuten, und das Parker-Syndikat hat nicht verfehlt, auch da Nachforschungen anzustellen, die resultatlos verliefen.

Aber die Juden hatten auch andere Berichte über den Ort der Bundeslade. In der Holzkammer am Frauenhof des Tempels wurde man auf einen sonderbaren Stein im Pflaster aufmerksam. Der Priester, welcher seinen Genossen davon Mitteilung machte, starb plötzlich, oder wurde, als er mit seinem Beil darauf schlug, vom Feuer verzehrt. Da wußte man, daß dort der Verbergungsort der Lade war². Andere, die weniger leichtgläubig waren, ließen die Lade mit den anderen Tempelgeräten nach Babel wandern³. Das 2. Makkabäerbuch (2, 5) dachte an eine Höhle auf dem Berge Nebo⁴, ein alter Traktat von den Geräten der Stiftshütte an eine unzugängliche Grotte in der Felswand bei 'en kehäle unterhalb 'akbara in Obergaliläa⁵, die Samaritaner an eine Höhle auf ihrem heiligen Berge⁶. Kein einziges Zeugnis, wenn man derartige legendarische Vermutungen so nennen darf, weist nach der Davidsstadt⁷. Wer hier Schätze suchen will, welche die Römer, Griechen, Juden und Araber übrigließen, wird sich mit der Wunschkrute des Schatzgräbers bewaffnen müssen.

VI. Die Gihonquelle und ihre Leitung.

Einen wirklichen und unbezahlbaren Schatz besaß die Davidsstadt an der Gihonquelle. Nach 1. Kön. 1, 33, 38 muß man annehmen,

¹ Dalman, Neue Petra-Forschungen und der heilige Felsen von Jerusalem.

² j. Schef. 49^c, ähnlich Schef. VI 2, b. Zom. 53^b, 54^a.

³ 4. Efr. 10, 23, Jos. Cot. XIII 1, b. Zom. 53^b, j. Schef. 49^c, Bem. R. 15, 13, Tanch. behaalotecha 14 (Ausg. Vuber).

⁴ Nach den Vitas Prophetarum, Ausg. Nestle, S. 18 f., brachte Jeremia die Lade an irgendeine Stelle zwischen Nebo und Hor.

⁵ Chibbath Jeruschalajim (Wilna 1875), Bl. 29^a, 85^a, nach der in Emef ha-Melech (um 1600) mitgetheilten alten Schrift.

⁶ So schon zur Zeit Christi nach Jos. Antt. XVIII 4, 1; s. auch Liber Josuae 42, Kommentar Markas, Ausg. Heidenheim, 77^b, Mery, Der Messias oder Ta'eb der Samaritaner, S. 39 f., Jacob Son of Amran, The History and Religion of the Samaritans, S. 21.

⁷ Nach Gen. 90, 28 wird beim letzten Gericht der alte Tempel abgebrochen und im Süden deponiert, um einem neuen Platz zu machen. Das kann auf den Kessel von silwän deuten, hat aber mit der Verbergung der damals nicht mehr vorhandenen Lade nichts zu tun.

daß gihon (im Hebr. ohne Artikel), bei dem Salomo gesalbt wurde, sich unterhalb der Davidsstadt im Tale befand. Aus 2. Chr. 32, 30 (vgl. 2. R. 20, 28, Sir. 48, 19) lernen wir, daß dort eine Quelle war, deren Wasser Hiskia nach dem Westen der Davidsstadt leitete¹, woraus dann wieder gefolgert werden darf, daß diese Quelle sich im Osten der Davidsstadt befand. Zu den Quellen, welche Hiskia nach 2. Chr. 32, 3 f. bei Jerusalem verstopfte, muß jedenfalls die Gihonquelle gehört haben, während dunkel bleibt, was mit dem ebenda als verstopft erwähnten „Bach, der mitten im Lande daherflutet“, gemeint ist. Ein Kanal würde nicht so bezeichnet worden sein. Wahrscheinlich haben die LXX recht, welche für „Land“ (ares), „Stadt“ (ir) lesen. Dann wäre ein Wasser gemeint, das mitten in Jerusalem ein Tal durchfloß, und man kann die Maßregel in Verbindung setzen mit der „Wasserjammung“ zwischen „den zwei Mauern“ von Jes. 22, 11, welche ein von oberhalb kommendes Wasser innerhalb der Stadt festhalten sollte. Von den Teichen in der Nähe der Davidsstadt und dem Ursprung ihres Wassers wird in einem anderen Aufsatz im Zusammenhang die Rede sein.

B. Der örtliche Befund.

I. Wo lag die Davidsstadt?

Die geschichtlichen Berichte von der Davidsstadt müssen zusammengehalten werden mit dem, was die archäologische Untersuchung an Ort und Stelle zutage liefert. Sie zeigt, wie sich weiter unten ergeben wird, daß der südliche Ausläufer des Tempelhügels von Jerusalem zu den biblischen Voraussetzungen für die „Davidsstadt“ paßt, daß wir also dort nach ihren Spuren zu suchen haben. Doch wird es nötig sein, gleich hier uns mit den Vertretern anderer Ansichten darüber kurz auseinanderzusetzen.

Schon Josephus hat den Sachverhalt dadurch verdunkelt, daß er einmal den Stadtteil, welcher zu seiner Zeit der „Obermarkt“ hieß, d. h. die Gegend südlich von der jetzigen Davidsstraße bis zum wadi er-rabäbe, als denjenigen bezeichnet, den David „Kastell“ (φρούριον) nannte². Aber er läßt anderwärts³ keinen Zweifel darüber, daß die

¹ Ein anderes Verständnis des biblischen Verichts wird unten S. 57 f. zurückgewiesen.

² Bell. Jud. V 4, 1.

³ Antt. VII 3, 1. 2. Danach eroberte David erst die Unterstadt, dann die „Burg“, zu der er die Oberstadt hinzunahm und durch den Bau einer alles umfassenden Mauer mit ihr vereinigte. S. auch Antt. XII 5, 4, Bell. Jud. I 1, 4; V 4, 1-6, 1; VI 6, 3; 7, 2; 8, 4.

von David den Philistern abgenommene „Burg“ (ἀκροα) sich von der „Oberstadt“ unterschied und vielmehr zur „Unterstadt“ gehörte, welche nach seiner Schilderung der „Oberstadt“ halbmondförmig gegenüber lag. Er hielt es für selbstverständlich, daß schon zur Zeit der Einnahme Palästinas durch die Israeliten der am meisten feindlichen Angriffen ausgesetzte Stadtteil im Nordwesten dementsprechend befestigt war (Antt. V 2, 2). Im römischen Jerusalem betrachtete man später sogar einen an dieser Stelle errichteten Turm aus der Zeit des Herodes als Teil des Davidspalastes¹, im Einklang damit, daß nach der christlichen Tradition der Name Zion gerade an dem Hügel der ehemaligen „Oberstadt“ haftete. Nach Benzinger (Hebr. Archäologie², S. 32) sollte man dieser späten Tradition sogar die Entscheidung zuweisen, obwohl sie in offenbarem Widerspruch steht zu der Ansicht des fünften vorchristlichen Jahrhunderts, wie sie nicht irgendein Pilger, sondern der damalige persische Gouverneur von Jerusalem nach Neh. 3, 15 f. und 12, 37 (f. u.) vertrat. Die Tradition wird gestützt durch die Ansicht Conders³, daß nur auf dem Westhügel eine Burg habe errichtet werden können, und genauer bestimmt durch Mommert, wonach man an den östlichen Teil des Westhügels denken muß³. Wandel⁴ dagegen vereinigt die Tradition mit den Angaben des 1. Makkabäerbuches in der Weise, daß er den Palast Davids und die „Davidsstadt“ der späteren Zeit auf dem südlichen Teil des Osthügels sucht, dagegen die Zionsburg, welche David zuerst zu seiner Stadt machte, an der Stelle der jetzigen Zitadelle auf dem Westhügel. Diese vermittelnde Ansicht hat aber keine Stütze in den Angaben der biblischen Schriftsteller, welche nirgends andeuten, daß sie um einen Wechsel der Lage der Davidsstadt wußten, und 2. Sam. 5, 9; 6, 12; 1. Chron. 15, 1 den Palast Davids in der von ihm eroberten Burg erstehen lassen. Auch für die von Wandel behauptete Wanderung des Namens Zion von der Westburg nach dem Tempelberg spricht keine Wahrscheinlichkeit. Daß die Stätte der jetzigen Zitadelle nicht ohne weiteres der beste Platz für eine Burg bei Jerusalem ist, zeigt Merrill, welcher die Gegend der Grabeskirche für den einzig brauchbaren Platz dafür erklärt⁵

¹ So zuerst der Pilger von Bordeaux um 333 n. Chr., während das Targum Jerem. 31, 38, Sach. 14, 10 den Hippikus für den Turm Hananels hält und also nicht an den Palast Davids denkt.

² The City of Jerusalem (1909), S. 39. 47.

³ Topographie des alten Jerusalem 1 (1900), S. 260 ff.

⁴ Theol. Stud. u. Krit. 1914, S. 326 f. 337 f.

⁵ Ancient Jerusalem (1909), S. 247, vgl. S. 219.

und damit eine schon früher von manchen vertretene Akra-Theorie erneuert.

Alle die genannten Ansichten hängen mit der Forderung zusammen, daß die Burg Jerusalems an ihrer gefährdetsten Stelle gelegen haben müsse. Aber die Akropolen des Altertums sind nicht derartige nach außen vorgeschobene Schutzwerke, sondern der gesicherte Rückhalt einer großen Stadt. Die Akra des alten Jerusalem war nach Josephus von der „Oberstadt“ getrennt durch das bei der Siloahquelle endende Käsemachertal¹, womit nicht eine bisher nicht nachgewiesene Schlucht gemeint sein kann, die nach Mommert einmal den östlichen und westlichen Teil des Westhügels von Jerusalem schied. Nach Josephus reichte ja auch die Oberstadt bis zu dem am Heiligtum vorübergehenden Tal und umfaßte somit auch den östlichen Teil des Westhügels². Dies Tal ist vielmehr diejenige Senke, die früher erkennbarer als jetzt beim sogenannten Hiskiateich begann, erst in östlicher Richtung, dann südwärts gewendet, nahe dem jetzigen Siloahteich in den Kessel von silwān mündet. Wenn dabei die Möglichkeit bliebe, sich die Burg mit Merrill im Norden dieses Tales bei der Grabeskirche zu denken, führen jedoch die Schilderungen des Mauerbaues und der Mauerweiche bei Nehemia (3, 15; 12, 37) notwendig zur Ansetzung der „Davidstadt“, welche auch nach dem 1. Makkabäerbuch (1, 33; 2, 31; 7, 32) die „Akra“ des späteren Jerusalem war, im Süden des Nithügels von Jerusalem. Endlich kann man 2. Chr. 32, 30 nicht aus Rücksicht auf die angenommene westliche Lage der Davidstadt übersetzen: „er (Hiskia) leitete es (das Wasser des Gihon) hinab westwärts nach der Davidstadt“. Das wäre zwar sprachlich allenfalls möglich, aber sachlich auch bei jener Annahme nicht zutreffend, denn die Richtung des nach der Überzeugung aller hier ins Auge gefaßten Siloahkanals ist vor allem südlich und nur wenig westlich, auch würde er die Davidstadt gar nicht erreicht haben, welche damals weitab von der unteren Kanalmündung

¹ Josephus sagt, daß es das „Tal der Käsemacher“ (τὸν τοσοποιῶν) geheißt habe, woraus man den unerlaubten Ausdruck „das Tyropocon“ gemacht hat. Der Name ist aber verdächtig, weil man eher Käsehändler als Käsemacher in einer großen Stadt erwartet. Sollten wirklich Herdenbesitzer da gewohnt und ihre Milch gekäst haben? Die Vermutung liegt deshalb nahe, daß die Bezeichnung bei Josephus nur ein Deckname ist, der den wirklichen Namen mehr verhüllt als andeutet. Da am Ausgang des Tals nach Neh. 2, 13; 3, 13 f. sich das „Mittor“ befand, ist nicht unwahrscheinlich, daß es das „Mittor“ hieß, daß man aber aschepöth „Mist“ in shephöth „Käse“ (2. Sam. 17, 29) umsetzte.

² S. Bell. Jud. II 16, 3; VI 6, 2; 8, 1, vgl. Wandel, Theol. Stud. u. Krit. 1914, S. 314 ff.

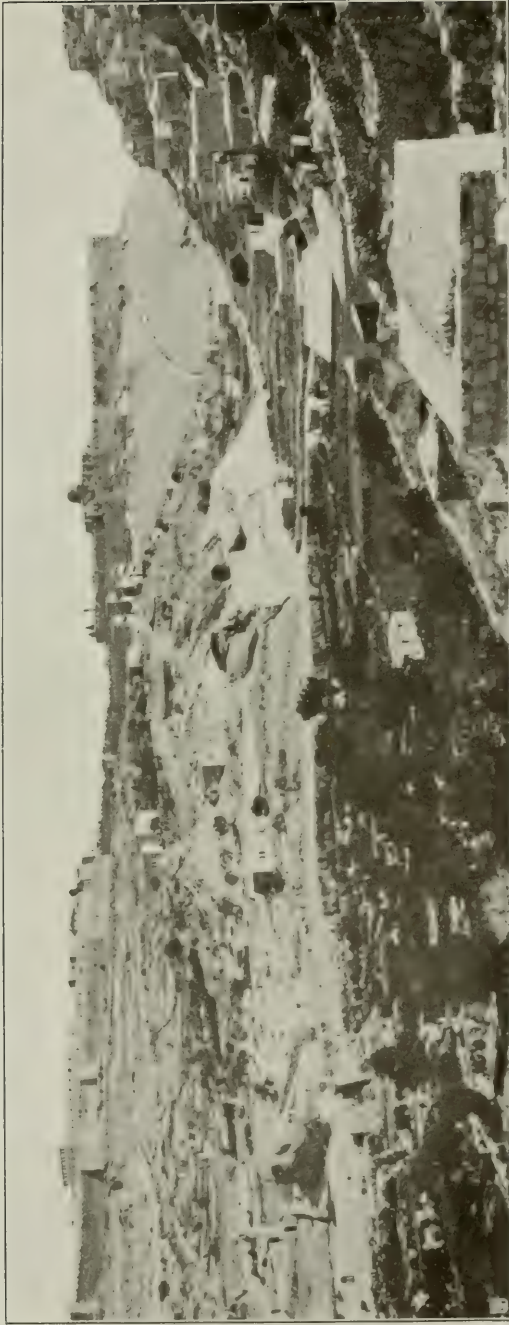
auf der Höhe des Westhügels gelegen haben mußte. Jene Leitung sollte aber zweifellos von der östlich des Hügels liegenden Quelle das Wasser nach seiner Westseite bringen. Dazu stimmt die biblische Aussage bei ihrer zunächstliegenden Übersetzung: „er leitete es hinab westwärts von der Davidsstadt“. Der Kanal selbst ist das beste Zeugnis dafür, daß die Davidsstadt hier im Südosten Jerusalems über ihm, also auf dem südlichen Ausläufer des Tempelhügels, gelegen hat, dessen oberen Teil die Bauern von silwān schlechtweg ed-dhūra „die Rücken“ nennen, weil der Hügelrücken durch seine Terrassen für sie in verschiedene Feldfluren geschieden ist, deren jede sie nach den Eigentümern als „dahr von N. N.“ bezeichnen. Wir haben somit festen Grund unter den Füßen, wenn wir die Davidsstadt an dieser Stelle suchen.

II. Der Burghügel.

Für den, welcher den Hügel von ed-dhūra jetzt im Gedanken an die Zionsburg überschaut, ist der erste Eindruck ein enttäuschender. Eben dieser Eindruck hat einen so ortskundigen Palästinaforscher wie Conder zu dem Urteil veranlaßt, daß eine Burg hier nie gelegen haben könne¹. Man erwartet einen die Umgebung beherrschenden Burgberg, und man sieht, wenn man aus dem jetzigen Moghrebintor hinaustritt, nur eine vom Tempelplatz her sich langsam nach Süden senkende schmale Feld- oder Gartenfläche, an die sich westlich eine breite, aber gar nicht tief eingesenkte Mulde schließt. Ersteigt man die östlich oder südlich gegenüberliegenden Höhen, so entgeht einem zwar nicht der steile Abfall jener Fläche nach Osten, aber der ganze Hügelrücken nimmt sich nur aus wie ein unselbständiger Abfall des Tempelhügels und wie eine niedrige Vorterrasse für die gewaltige Erhebung des Westhügels, auf welchem jetzt das Davidsgrab und die Todesstätte der Mutter Jesu nebeneinander gezeigt werden. Man möchte meinen, daß eine Burg auf jenem Hügel sehr wohl ein Städtchen auf dieser Vorterrasse beherrschen konnte, findet aber unmöglich, daß eine Burg auf der letzteren neben der Stadt oder auch neben dem nahen Tempelhügel eine eigene Bedeutung hatte.

Dagegen ist zunächst einzuwenden, daß dieses Nebeneinander nicht immer bestanden haben muß, daß also nicht ohne weiteres die Frage vorliegt, warum man diese Größen nebeneinander stellte. Daß der Tempelhügel ein Tempelplatz war, ehe sich dort Heiligtum und Palast Salomos erhoben, wird aus 2. Chron. 3, 1, vgl. 2. Sam. 24, 16 ff.

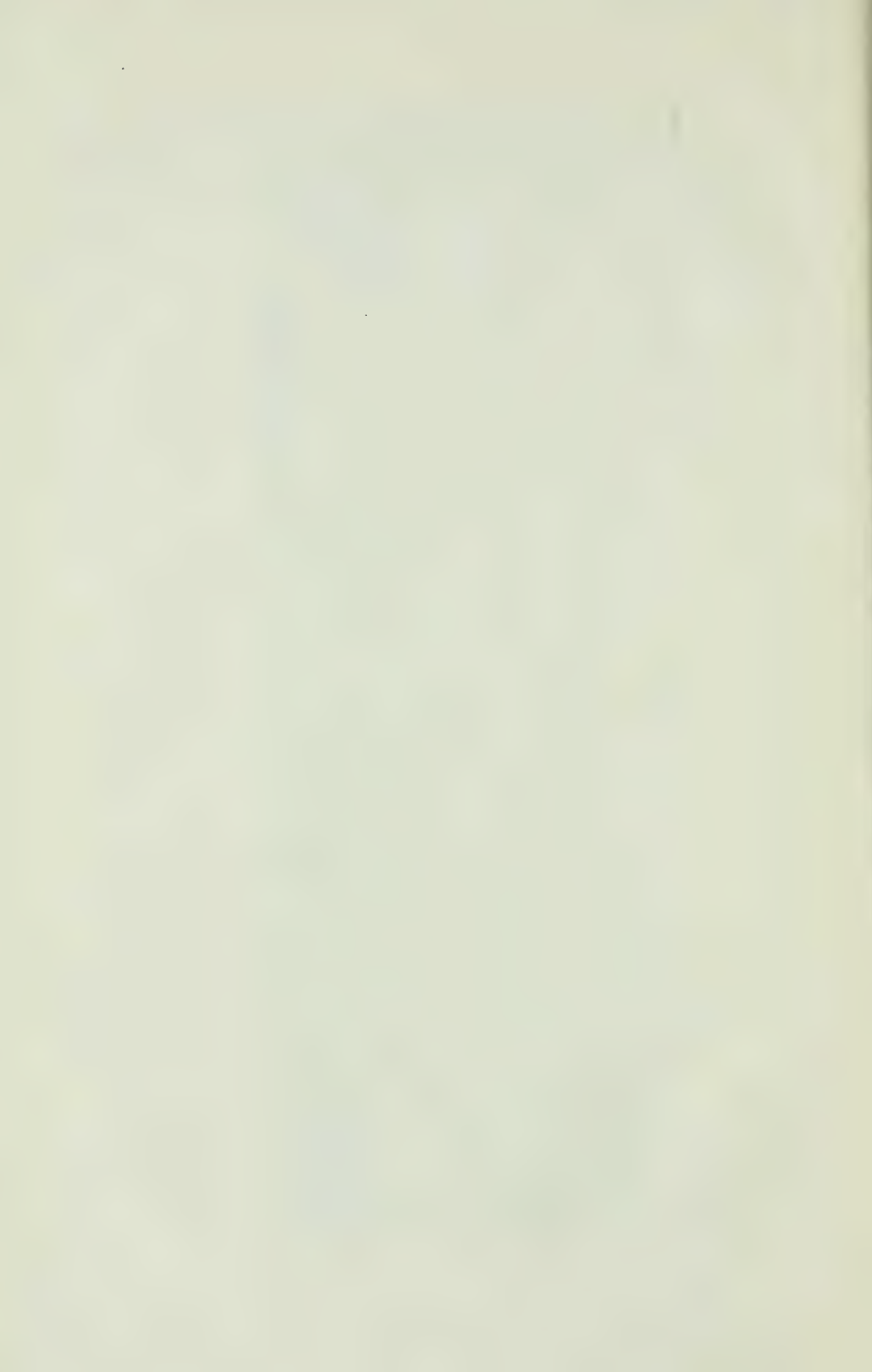
¹ The City of Jerusalem (1909), S. 39. 47.



Bust. 61. Fatman.

Der Zionshügel von Südostr.

In der Mitte der Zionshügel, zwischen den beiden Häusergruppen die einst höhere Kuppe, welche die Burg trug. Unterhalb das Kidronthal, darin oben unter dem linken der beiden Hüter die Gihonquelle, diesseits des Tals das Dorf silwān. Im Hintergrund links der Westhügel, rechts der Tempelhügel.



entnommen werden dürfen. Dafür, daß aber nicht die Stadt durch die Burg ergänzt wurde, sondern daß zur Burg die Stadt hinzutrat, spricht, daß die Zionsburg als die älteste Ortschaft in dieser Umgebung wird gelten müssen.

Der imponierende Westberg hatte den Nachteil, daß seine geräumige Gipfelplatte für eine palästinische Stadt der ältesten Zeit zu weit war. Rechnen wir für ihren Raum das Terrain vom Davids-turm bis zur Gobatschule und von der westlichen Stadtmauer bis zur Straße *harat en-nebi dänd*, so ergibt das eine Fläche von 15 Hektar, während Taanach und Megiddo etwa 5 Hektar groß waren, Gezer etwa 9 Hektar, Jericho nur $2\frac{1}{2}$ Hektar, *Li (et-tell)* etwa $2\frac{1}{4}$ Hektar, Mizpa (*tell en-nasbe*) $1\frac{1}{2}$ Hektar. Füllte die Stadt nur einen Teil der zu Gebote stehenden Fläche, so fehlte ihr der natürliche Schutz, zog sie die Mauer am Hügelrande, so war die Verteidigung der allzu weiten Befestigungslinie für die kleine Bevölkerung schwierig. Die Gipfelfläche des Tempelhügels, dessen alter Name wohl *Ophel* war, wäre kleiner gewesen; aber an seinem Nordende ragte er nach Westen zu nur wenig über das ihn hier begrenzende Tal. Größere natürliche Festigkeit zeigte sein südlicher Ansaß. Nach ihm zog vor allem die an seinem Ostfuße entspringende, in der ganzen Gegend einzigartige Quelle des *Gihon*. Zwar ist der Satz nicht zutreffend, daß der Beherrscher der Quelle „auf die Dauer der einzig gesicherte Herr des umliegenden Gebiets“ gewesen sei¹. Eine so entscheidende Bedeutung hatte der Besitz einer Quelle nicht, die doch höchstens den Bewohnern einer kleinen Stadt und einem beschränkten Gartenland das nötige Wasser bieten konnte. Die Umgebung Jerusalems hat gar manches Beispiel von antiken Ortslagen ohne Quellswasser. Ich nenne *Gibea (tell el-kül)*, *Rama (er-rām)*, *Anathoth*, *Michmas*, beide *Beth Horon*, *Bethlehem*. Aber allerdings das Beieinandersein eines zu fester Ortslage geeigneten Hügels und einer Quelle bedeutete einen so großen Vorteil, daß seine Nichtausnutzung schon in ältesten Zeiten in Palästina als unbegreiflich gelten müßte.

Es wird also vor allem darauf ankommen, ob der Quells Hügel wirklich die Vorzüge besaß, wegen deren notwendig an dieser Stelle das älteste Jerusalem erwartet werden muß. Wir werden zu diesem Ende ihn in genaueren Augenschein nehmen müssen und beachten zunächst seine Abhänge. Jetzt kann man jedenfalls auf der Ostseite von einem steilen Anstiege von etwa 27 m im Süden bis 54 m im Norden

¹ So Guthe, PRE³ VIII, S. 676.

reden. Im Westen liegt die Talsohle nur etwa 6—18 m unter der Gipfelinie des langgestreckten Hügels. Aber die ursprünglichen Verhältnisse waren nicht dieselben. Die Sohle des Kidrontals muß früher wohl 16—30 m tiefer als jetzt gelegen haben, und der jetzt aus Schutt und Erdmassen bestehende östliche Abhang des Hügels bestand nach den Grabungen aus steilwandigen Felsterrassen. Auf der Westseite müßte man 10—23 m in die Tiefe graben, um den Felsengrund des Tales zu erreichen, so daß der Unterschied zwischen ihm und dem Hügelgipfel $16\frac{1}{2}$ — $37\frac{1}{2}$ m beträgt¹. So ergibt sich eine ansehnliche relative Höhe des Hügelkammes über den beiderseitigen Tälern, nämlich von etwa 60 m auf der Westseite und ungefähr der Hälfte auf der Ostseite. Aber zu dieser Höhe muß noch der nicht genau bekannte Betrag hinzugezählt werden, den die oben S. 47 erwähnte Abtragung des Hügels durch die Hasmonäer ausmachte. Wenn die Jerusalemer daran drei Jahre arbeiteten, wie Josephus sagt², muß er sehr bedeutend gewesen sein. Außerdem hat man nach 2. Sam. 13, 34 LXX von einem Turm der Davidsstadt aus die Nordstraße des Landes bis zur Berghöhe überblicken können. Das war nur möglich, wenn dieser Turm zum mindesten die Höhe des Tempelplatzes überragte. Dazu müßte er nach den jetzigen Höhenverhältnissen über 50 m hoch gewesen sein. Auf der anderen Seite scheint die Behauptung des Josephus, daß der Burghügel den Tempelhügel überragt habe, nicht damit übereinzustimmen, daß man nach 1. K. 9, 24 von der Davidsstadt zum Salomopalast auf dem Tempelhügel hinaufstieg³. Indes der Ausdruck würde schon gerechtfertigt sein, wenn eine zwischen beiden Größen liegende Einlenkung ein Steigen zur zweiten notwendig machte, wie man nach 2k. 18, 10 und Apg. 3, 1 von der Stadt Jerusalem trotz der höheren Lage ihrer wichtigsten Teile zum Tempel „hinaufsteigt“. Aber man kann dem Tempelhügel seine überragende Höhe lassen und sich damit begnügen, dem Burghügel nur 30 m mehr als gegenwärtig zu ver-

¹ Warren fand südlich von der Südmauer der Stadt (nicht des Haram) nach einem Plane vom 24. September 1868 (Kopie von Schick) Felsengrund bei 81' = 24,69 m Tiefe, während der Höhenrat des Hügels hier 54' = 16,46 m höher liegt. Westlich von der Dreifstelle des Siloahkanals lag nach Wliß, Excavations of Jerusalem, S. 169, die Talsohle einst 70' = 24,36 m tiefer als jetzt, d. h. 30,78 m statt 9,45 m jetzt unterhalb des Hügelkammes. Am Ostende von birket el-hamura liegt der Fels nach Wliß a. a. O., S. 102, sicher 50' = 15,24 m unterhalb des hier vorüberführenden Weges, d. h. 37,49 m unter der nächstliegenden Höhe des Hügels.

² Antt. XIII 6, 6. S. auch Böll. Jud. V 4, 1.

³ Vgl. auch 2. Sam. 24, 18 f.; 1. K. 8, 4.

leihen, so daß er immer noch 14 m hinter jenem zurückbleibt. In dieser Höhe vermochte die Burg erst ihrer Aufgabe als „Warte“¹ gerecht zu werden. Der jetzige Hügel hat auf allen Seiten in der Nähe höhere Berge und bietet keinerlei Fernsicht. Erst eine Erhöhung um wenigstens 30 m gibt die Möglichkeit, nicht nur im Osten über die südliche Achsel des Ölbergs (727 m) nach der Wüste hin zu schauen, sondern auch im Norden bis zum Scopus, im Nordwesten bis zur Wasserscheide, und im Südwesten den Abstieg der Hebronstraße nach dem Oberlauf des wādi er-rabābe zu überwachen. Das bedeutete einen Überblick über alle bedeutenden Zugänge Jerusalems.

Gegen die Annahme eines besonderen Burghügels von wenigstens 730 m Meereshöhe² an dieser Stelle bestehen keinerlei geologische Bedenken. Der von Nordwest nach Südost gerichtete Tempelhügel läuft nördlich vom Orte der Davidsstadt nach dem Kidrontale zu in einen noch immer sehr erkennbaren Vorsprung aus. Die Erosion, welche ihn schuf, konnte sehr wohl weiter südlich einen fast ebenso hohen Kamm stehen lassen. Daß das Käsemachertal von hier ab seine Richtung ändert und sich direkt südlich fortsetzt, beweist, daß das Wasser auf der Ostseite festen Widerstand fand. Deshalb konnte gerade hier der zwischen dem Käsemachertal und dem Kidrontal stehen bleibende Rücken mit veränderter Richtung auch eine Kuppe besitzen, welche bei der endgültigen Formung des Tempelhügels nicht weggewaschen wurde, und die durch einen niedrigeren Grat mit jenem zusammenhing. Beispiele von derartigen erhöhten Enden von Hügelzügen, die zu Ortslagen benutzt sind, finden wir beim Oberen Beth Horon, bei Kaphira, Abdullam (chirbet esch-schēeh madkūr), Etam (chirbet wādi et-chōeh), Mizpa (tell en-našbe), Gedor (et-tell bei es-salt), Notapata (chirbet edschfat), Edrei (der'a). War der Hügel von ed-ḏhūra einst von dieser Art, müßte er als eine oft vorkommende Lage für eine antike palästinische Ortschaft gelten.

Einen westlichen Nebenzweig des Kidrontales, der zum Käsemachertal hinüberführte, hat Guthe bei seinen Ausgrabungen am Nordende des Burghügels zu erkennen gemeint³. Aber die gegen 9 m tiefe Einsenkung des Felzbodens, welche er oberhalb des Gihon auf der Ostseite des Hügelkammes auf eine Strecke von wenigstens 40 m wahr-

¹ Das hebräische Wort für Burg mešūda heißt ursprünglich „Zpähort, Warte“, s. Fleischer bei Delitzsch, Psalmen⁴, S. 188 f. Eine Warte muß notwendig hoch liegen.

² Der Tempelhügel mißt 744 m, der Hügel der Oberstadt 773 m.

³ ZDPV 1882, S. 166. 316 ff., vgl. PRE³ VIII, S. 675 f.

scheinlich machte, würde nur beweisen, daß der Grat, wenn er nicht durch Steinbruch zerstört wurde, hier ein Stück eingezogen ist. Nach den Beobachtungen Guthes¹ in der neuerdings wieder benutzten Kloake, die den Hügel in dieser Gegend quert, scheint er hier kaum 30 m breit zu sein. Bei der geringen Ausdehnung seiner Grabungen kann man von keiner sicheren Feststellung reden. Das Parker-Syndikat hat in derselben Gegend Mauern und eine Höhle gefunden (i. u.), aber die von Vincent, RB 1912, S. 443 Anm. 1, verheißenen Profile, welche die Höhenverhältnisse klären sollen, sind bisher nicht erschienen. In jedem Falle würde man die ehemalige Einsattelung des Berggrates und die schmalste Stelle des Überganges vom Tempelhügel zum Burghügel an der Grenze beider Größen erwarten, also etwa in 120 bis 150 m Entfernung von der jetzigen Stadtmauer beim Moghrebintor. So gelangt man in der Tat in die Gegend von Guthes Einsenkung. Hier irgendwo wäre das Nordende der Davidsstadt zu vermuten.

Josephus mag die eben besprochene Einsattelung mit dem weiten Tale meinen, das Tempel und Burg ursprünglich getrennt haben soll². Er hat vielleicht gedacht, das jetzige Stadttal sei ursprünglich südlich vom Tempel nach dem Kidrontal umgebogen, während das Käsemachertal davon unabhängig die Oberstadt umzogen habe, und kam so zu der unglücklichen Drei-Hügel- und Drei-Täler-Theorie seiner Beschreibung von Jerusalem, welche zu der in Jerusalem vorhandenen Wirklichkeit auf keine Weise paßt³. Nach seiner Vorstellung hatte man mit dem Schutte des Burghügels jenes trennende Tal ausgefüllt. Aber nach der Abtragung der Burgkuppe war hier kaum etwas auszufüllen,

¹ ZDPV 1882, S. 159. 324.

² Bell. Jud. V 4, 1.

³ Wandel (Theol. Stud. u. Krit. 1914, S. 342 ff.) denkt ebenfalls an eine Ausfüllung des Tales westlich vom Tempelberge durch die Trümmer des Akrahügels, sieht aber in dem dritten Hügel des Josephus auf der anderen Seite des weiten Tales nicht den Tempelhügel, sondern die Höhe von Golgotha, welche nur ein wenig höher sei als der Ophel. Aber die Darstellung des Josephus wird dadurch nicht besser gerechtfertigt. Nachdem er erst der Oberstadt die Unterstadt auf dem Südosthügel gegenübergestellt hat, kann er nicht der Unterstadt als dritten Hügel Jerusalems die Golgothahöhe gegenüberstellen, da diese doch in Wirklichkeit nicht ihr, sondern der Oberstadt gegenüberliegt. Er konnte außerdem den Tempelhügel nicht ungenannt lassen. Auch seinen Angaben von den Höhenverhältnissen der Hügel kommt man durch die neue Hypothese nicht näher. Der Akrahügel war nach seiner Angabe von Natur höher als jener dritte Hügel. Nun steigt der Südosthügel bis 700 m an, Golgotha liegt 59 m höher, während der Tempelhügel nur um 44 m den Südosthügel übersteigt, also die Vorstellung eines ursprünglich umgekehrten Verhältnisses leichter erlaubt.

während dagegen eine umfangreiche Ausfüllung an der Südwestecke des Tempelplatzes eine nachweisbare Tatsache ist. Dorthin wird der Schutt des Burghügels gekommen sein.

Zur obigen Ansetzung des Nordendes der Davidsstadt passen die hier vorauszusetzenden Wegeverhältnisse. Vom höheren oberen Stadttal konnte ein ebener am westlichen Hange des Grades entlang führender Weg hier münden. Auch vom Kidrontal her mußten in alten Zeiten wie jetzt Wege nach dieser Stelle aufsteigen. Der dem „Dreifachen Tore“ entsprechende, auf dem Hügelgrat liegende Zugang zur Tempelburg der hasmonäischen Zeit wurde von hier aus am bequemsten erreicht. Die Zionsburg hatte somit neben einem wichtigen Übergang vom Kidrontal nach der Oberstadt auch einen Zugang zum Tempel oder in älterer Zeit zum salomonischen Königspalast zu bewachen. Das erste Makkabäerbuch betont mit Recht, daß die Syrer von der Burg aus den Tempelbesuch und den Tempeldienst bedrohten (1. Makk. 1, 38f.; 4, 41).

Neuerdings ist von Vincent der Versuch gemacht worden, das Nordende der jehusitischen Stadt bis an die Südmauer des jetzigen Tempelplatzes vorzuschieben, weil die von Warren 1868 von dort ab in südwestlicher Richtung 240 m lang festgestellte Mauer als jehusitisch angesprochen werden müsse¹. Wir vermögen uns diesem Urteil nicht anzuschließen. Zwar fand Warren hier unter einer Mauer aus glatten behauenen Steinen einen 6—7 m hohen rohen Unterbau aus kleinen Steinen. Aber diese Bauweise läßt sich nicht durch das Beispiel des alten Jericho als kanaanitisch erweisen, selbst wenn dort der äußere Mauerkreis aus der Zeit der Kanaaniter herzuweisen ist. Denn wir haben in Jericho unter der eigentlichen Mauer eine schräge Böschung aus unbehauenen großen Steinen, welche den Druck des im Stadttinnern höheren Erdreiches aufnehmen sollte, während der Unterbau hier völlig senkrecht ist² und als haltbar nur gedacht werden kann, wenn er ein in den Erdboden gefestetes Fundament war, wie auch Warren annahm³. Bei der Annahme Vincents hätte Herodes bei dem Bau der Südmauer des Tempelplatzes die jehusitische Mauer abschneiden lassen. Aber die Wiedergabe des Anschlusses beider Mauern bei Warren (Pl. XIX) gibt der Ansicht dieses Forschers recht, wonach die südliche Mauer an die Mauer des Tempelplatzes angefügt wurde. Man vermißt die Anzeichen eines Schnittes oder einer Reparatur, welche die notwendige

¹ Jérusalem I, S. 193f.

² S. Warren, Recovery of Jerusalem. S. 296f., Portfolio Pl. XX, XL.

³ A. a. O., S. 300.

Folge einer Kürzung gewesen wäre. Auch die Meinung Vincents, daß es „unklug gewesen wäre, diesen Hügel außerhalb des Mauergürtels zu lassen“, überzeugt nicht, weil der Gipfel des Hügels auch nach seiner Annahme doch nicht eingeschlossen gewesen wäre. Die Einsattelung zwischen Tempelhügel und Burghügel, welche angenommen werden darf (s. o.), macht eine andere Abgrenzung wahrscheinlicher.

Ebensowenig gesichert erscheint uns der Versuch desselben ausgezeichneten Archäologen, das westliche Ende der nördlichen Umwallung der Davidsstadt dadurch festzulegen, daß er das von Salomo gebaute Millo (s. o. S. 46) mit Schick als Sperre des Käsemachertales betrachtet und dabei an die gewaltigen Steine der jüdischen Stadtmauer östlich vom Moghrebintor denkt¹. Ein Millo an dieser Stelle wäre jedenfalls kein Verschuß einer Lücke der Davidsstadt gewesen, wofür es 1. K. 11, 27 angesehen wird (vgl. S. 45), sondern ein Verschuß der Lücke zwischen Ost- und Westhügel. Jene Steine, von denen auch Vincent nicht annimmt, daß sie in ihrem ursprünglichen Verbande seien, stammen offenbar von einem anderen Bauwerk, das nicht an ihrer jetzigen Stelle gestanden haben muß. Ihrer Art nach stimmen sie zur herodianischen Zeit, kein bestimmtes Anzeichen spricht für eine tausend Jahre weiter zurückliegende Bauperiode. Erst eine Untersuchung des Grundes der Mauer und des Raumes zwischen ihr und dem Tempelplatz könnte ergeben, ob bei ihrer Errichtung eine ältere Talsperre benutzt worden ist. Aber selbst wenn sich etwas Derartiges im Talgrunde fände, wäre es nicht das an der Davidsstadt haftende Millo. — Nach Josephus hat im herodianischen Jerusalem südlich vom damaligen und jetzigen Tempelplatz der Stadtteil Ophel (Ophla) gelegen² und also die Tempelburg von der Akra getrennt. Das spricht entscheidend gegen die von Vincent vertretene Nordlinie der Davidsstadt.

Das Südennde der Davidsstadt dürfen wir wohl da suchen, wo später die Außenmauer des größeren Jerusalem am Ausgang des Käsemachertales ihren Hügel erstieg. Weiter unten wird von den da gefundenen Mauer Spuren die Rede sein. War der Hügel einst höher als jetzt, so mag auch sein Abfall nach Süden steiler gewesen sein als gegenwärtig. Heutzutage beobachtet man vier deutliche Stufen desselben, an deren etwa 10 m hohen Abstufungen der Fels zutage tritt. Nach dem Eindruck, welchen der Hügel jetzt macht, würde die erste und zweite Staffel zusammen mit einer Länge von 200 m und einer Breite

¹ Jérusalem I, S. 182 ff.

² Bell. Jud. V 4, 2; 6, 1; VI 6, 3.

von 80 m einen für die eigentliche Burg der Davidsstadt, den Miffo, hinreichenden Raum abgeben. Innerhalb dieses Bereiches erwartet man auch die ehemalige größte Erhebung des Hügels.

Für die ganze Davidsstadt, welche den südlichen Abhang mit umfaßt haben wird, ergibt sich so ein Raum von etwa 310 m Länge und 60—80 m Breite, also ein Areal von etwa 2,17 Hektar, was hinter dem Flächeninhalt des alten Jericho nur um etwa $\frac{1}{3}$ Hektar zurückbleibt. Conder¹ vergleicht den sehr viel größeren Umfang von Städten wie Tyrus, Samaria, Caesarea, beachtet aber nicht, daß die Zionsburg mit den Großstädten der hellenistischen Zeit gar nicht zusammengestellt werden darf.

III. Der Schachtgang zur Quelle.

Der entscheidende archäologische Beweis für das Vorhandensein einer sehr alten Ortslage auf diesem Hügel besteht in dem unterirdischen Zugang, welcher die Gihonquelle an seinem Ostuße von oben her zugänglich machte. Man erzählte in der byzantinischen Zeit von dieser Quelle, daß ihr Wasser vor den Belagerern von Jerusalem flos, während es den schöpfenden Jerusalemern entgegenkam, wovon das seitdem stetig gewordene Intermittieren der Quelle ein nachträgliches Zeichen sei². Aber auf bessere Weise war dafür gesorgt, daß man von oben her das Wasser schöpfen konnte, wenn sein natürlicher Ausgang unten unzugänglich gemacht war. Wenn man jetzt zur Quelle hinabsteigt, deren erstes Emporsprudeln aus dem Boden ihres Beckens infolge seiner Verschüttung mit Steinschutt unsichtbar bleibt, blickt man hinein in eine runde Grotte mit gewölbter Decke, in deren Hintergrund sich links die türartige Öffnung eines Felsenganges zeigt. Wer ihn verfolgt, geht zunächst 12 m in westlicher Richtung, wendet sich dann nördlich und gelangt nach weiteren 7 m in eine kleine Erweiterung des Ganges, mit der er endet. Durch eine nicht sehr weite Öffnung gelangt man von hier in den Grund eines 13 m senkrecht in die Höhe gehenden, etwa 2 m weiten Schachtes. Der Engländer Warren, der ihn 1867 entdeckte, errichtete darin eine Leiter und fand oben an den Schacht sich anschließend einen in Bogenlinie schräg aufwärtsführenden geräumigen Felsengang³ mit Treppe, der oben unter einem gemauerten Gewölbe endet. Auf Grund der aufklärenden Arbeit des Parker-Syndikats hat Vincent dann eine genaue Beschreibung des jetzt unzugänglichen

¹ The City of Jerusalem, S. 39.

² Pseudoepiphanius, Vitae Prophetarum, Ausg. v. Nestle, S. 16 f.

³ Nach Vincent 1,60 bis 2,46 m hoch.

Ganges geben können¹. Daher wissen wir, daß eine Treppe schließlich noch weiter aufwärts führte, vielleicht zu einem Törrchen, das 8 m vor der eigentlichen alten Stadtmauer wohl in einem besonderen Vorbau lag². Der Felsengang beginnt oben mindestens 10 m³ unterhalb der vollen Höhe des Hügels, auf welcher die Stadtmauer sich erhob, und 25 m in wagerechter Linie außerhalb dieser Mauer. Er verband also nicht das Innere einer oben liegenden Stadt mit der Quelle. Aber es ist ohne weiteres klar, daß Gang und Schacht hergestellt wurden, um oben Wohnenden einen Weg zum Wasser zu bahnen. Man stieg unter dem Schuß der Stadtmauer zum Schacht hinab und schöpfte das Wasser mit einem Eimer an langem Seil. Auffallend ist allerdings, daß der Schacht sich 4½ m über dem Grunde auf 1,20 m verengt. Das Wasser mußte unten auf etwa 1½ m Tiefe gestaut werden, wenn das Schöpfen sich ohne schlimmes Hindernis vollziehen sollte. Daraus folgt, daß die ganze Einrichtung ihren Zweck verlor, sobald das Quellwasser wie jetzt durch einen tiefer liegenden Kanal abgeleitet wurde. Sie mußte somit diesem Kanal vorangehen. Da der jetzt im Gebrauch befindliche Felsenkanal auf König Hiskia zurückgeführt werden muß, war der Schachtgang in der ersten Hälfte der Königszeit Israels vorhanden, kann aber auch noch über sie in die Zeit der jebusitischen Zionsburg hinaufreichen. Er hat seine beste Parallele weniger in dem zu einer tiefgelegenen Quelle innerhalb der Stadt hinabführenden Tunnel des altkanaanitischen Gezer⁴, als in dem noch zugänglichen unterirdischen Treppengang, durch welchen man in Gibeon aus der ehemaligen Stadt zu der am Fuß des Stadthügels gelegenen Quelle gelangte⁵, und in dem in den Ausmessungen bescheideneren Treppenweg zur Stadtquelle von Etam, der um so bedeutsamer erscheint, als die Umgebung von Etam sonst mit Wasser so reichlich

¹ RB 1912, S. 86 ff.

² RB 1912, S. 442 Fig. 13.

³ So nach Vincent RB 1912, S. 87, nach seinem Durchschnitt auf Pl. XI 26 m. — Jetzt ist der untere Zugang vermauert, aber das Innere soll auch verschüttet sein. Ich habe deshalb hier nicht eindringen können.

⁴ Macalister, The Excavation of Gezer III, Pl. I. II. Nach Bd. I S. 264 hätten sogar arabische Blutagen, welche das Wasser durch einen tannür zur Oberfläche kommen lassen, zum Hintergrund die Erinnerung an einen derartigen Treppengang, der sinnör „Rinne“ hieß, aber bei den Arabern zum tannür wurde. Aber es ist unbewiesen, daß ein solcher Felsengang „Rinne“ heißen konnte, und sehr unwahrscheinlich, daß die Araber sinnör in tannür verwandelten

⁵ S. den Plan von Abel, Jérusalem I S. 159. Eine genauere Aufnahme habe ich im Herbst 1913 ausgeführt.

versehen ist. Die Anlagen in Gibeon, Gezer und Etam waren vollkommener und bequemer als die von Jerusalem. Aber die letztere hatte den Vorteil, daß sie einer oben liegenden Stadt nicht leicht gefährlich werden konnte. Der Schacht war zu weit und zu hoch, um erklettert werden zu können. Lange Leitern ließen sich nicht ohne weiteres einführen, und wer doch hinaufkam, war noch außerhalb der Mauer. Es hätten viele glückliche Nebenumstände dazu gehört, wenn jemand von hier aus eine oben liegende Burg überrumpeln sollte, wie Vincent es von den Mannen Davids annimmt¹. Ein Glück, daß der biblische Bericht von der Eroberung der Zionsfeste (i. o. S. 39) dies nicht verlangt, sondern geradezu ausschließt. Aber fehlt auch für jenen Schachtgang jedes geschichtliche Zeugnis, so ist er doch selbst ein untrüglicher Beweis dafür, daß oberhalb des Gihon ein Gemeinwesen hauste, das vor einem solchen, für jene alte Zeit bedeutenden Werke nicht zurückschreckte, wenn es galt, einen Weg zur Quelle zu schaffen, der zugänglich blieb, auch wenn Feinde den Hügel umlagerten. Über der Quelle lag also eine feste Stadt, die Belagerungen sollte aushalten können. Wenn nun doch die Feste Zion hier irgendwo seit alters gelegen haben muß, wird eben sie diese Stadt gewesen sein. Noch andere Arbeiten in Verbindung mit derselben Quelle wären an sich zu erwähnen, der Kanal Hiskias (i. o. S. 55) und zwei an der Außenseite des Hügels entlanglaufende Leitungen. Ihre Besprechung bleibt einem besonderen Aufsatze vorbehalten.

IV. Die Umfassungsmauer und die Tore.

Auf der Westseite ist die Erhaltung nennenswerter Mauerreste nicht zu erwarten, weil schon in der herodianischen Zeit hier keine Mauer mehr bestanden haben wird. Trotzdem ist durch den scharfen Felsabfall für ihre größere südliche Hälfte die Linie klar bezeichnet, auf der man die Mauer vermuten muß, vorausgesetzt, daß die hasmonäische Abtragung der Hügelspitze nicht auch hier die ursprünglichen Verhältnisse geändert hat. Bliß hat bei seiner Untersuchung dieser Linie die Stadtmauer nicht finden können². Die wenigen größeren Steine, welche an einer Stelle liegen, wird man nicht mit Weill als Teil der alten Befestigung betrachten müssen.

Dagegen hat die Grabung Weills³ die Südspitze der Umfriedigung

¹ Jérusalem I, S. 146 ff.

² Excavations, S. 173 ff.

³ R. Weill hat über seine Grabungen in Jerusalem in zwei von mir gehörten Vorträgen, in Paris in der Académie des Inscriptions et Belles Lettres am 29. Mai und 12. Juni nach Orient. Lit. Ztg. 1914, Sp. 377f. berichtet. Das gedruckte Referat über den letzteren Bericht scheint in Deutschland unerreichbar zu sein. Was ich hier und anderwärts über diese Ausgrabungen sage, beruht auf eigener Beobachtung.

des Hügels ziemlich klargelegt. Er fand da eine von Nordwesten kommende Felsenescarpe, welche etwa 9 m vom östlichen Hügelrande entfernt in einem stumpfen Winkel nach Südwesten umlenkt. Sie ist auf der äußeren Seite begleitet von einer an ihrem Fuß in den Felsen gehauenen Rinne von etwa 60 m Tiefe und 30 cm Breite. Leider ist der nach Nordwesten laufende Schenkel des Knies nur 5 m, der andere nur 3,40 m verfolgt worden. Aber die Lage des Knies ergibt mit Notwendigkeit, daß zwischen ihm und dem östlichen Felsrand die Ost- und Westmauer der Davidsstadt ihren Treffpunkt hatten. Von da aus zog sich die Mauer in 7—8 m Dicke, vielleicht von einem Turm überragt, welcher der in 2. 13, 4 erwähnte (S. 48) sein könnte, den Felsen hinab, um sich in der inneren der beiden Sperrmauern des Käsemachertales geradlinig fortzusetzen. Unmittelbar ehe sie diese erreichte, zweigte sich von ihr in südöstlicher Richtung ab der über 6 m dicke Ansaß der äußeren Sperrmauer. Die Fortsetzung jener Escarpe nach der Westseite des Hügels ist nicht festgestellt worden. Im jetzigen Wege nach der Höhe des Hügels ist eine Felsstufe sichtbar, welche ihr angehören wird. Ein dort ansässiger Bauer sagte mir, daß eine Rinne wie jene unterhalb des Felsrandes östlich vom jetzigen Siloachteich entlanglaufe. Die Mauer hat danach das äußerste felsige Ende des Burghügels draußen gelassen, ist hier in nordwestlicher Richtung quergegangen und erst östlich vom Siloachteich nach Norden umgebogen.

In dieser Gegend kam die Treppe der Davidsstadt (s. o. S. 48) herab. Schick hat gemeint, in dem jetzigen Wege auf der untersten Hügelterrasse drei oder vier Stufen derselben erkennen zu können. Weiter oben sah Guthe Gruppen von fünf und von zwei Stufen, welche Teile der Treppe gewesen sein sollen¹. Die Felsstufen, welche man an der Südspitze des Hügels wahrnimmt, bilden keine Treppe, sondern sind als Lager für die hier herabkommende Mauer oder ihren Turm zu erklären. Die umfassenden Steinbrucharbeiten, welche Weills Ausgrabungen hier am Hügelabhänge nachgewiesen haben, machen wahrscheinlich, daß der alte Treppenweg, wenn er in der herodianischen Zeit noch vorhanden war, seitdem zum größten Teil zerstört wurde. Die von Bliß in der Mitte des Käsemachertales gefundene breite Treppenstraße, wohl aus römischer Zeit, hat mit den „Stufen der Davidsstadt“ nichts zu tun, obwohl der Entdecker dies für möglich zu halten scheint².

Die äußerste Südspitze des Burghügels ist außerhalb der Mauer durch je eine natürliche Kluft von beiden Seiten teilweise abge-

¹ ZDPV 1882, S. 315.

² So auch Th. W. Wright in Journ. of Bibl. Lit. XVI (1897), S. 171 ff.

trennt worden. Hier sollte einst wie jetzt der Weg von oben herabgekommen sein. Auch ein hier zu dem an dieser Stelle durch den Felsen laufenden Kanal hinabführendes Schöpfloch, das ich entdeckte, wird ihn voraussetzen. Dann könnte das Südtor der Davidsstadt etwa 20 m oberhalb in ihrer Westmauer gelegen haben. Man stieg darauf längs der Mauer in südöstlicher Richtung herab, gelangte an die Stelle, wo die Ostmauer in sie einmündet, wandte sich hier südsüdwestlich und kam so an die innere Seite der inneren Sperrmauer, wo Bliß eine fünfstufige gebaute Treppe von 3,80 m Breite gefunden hat¹, die nach Nordwesten zu, d. h. stadtwärts, zu einer Plattform hinabführt, deren Ausdehnung unbekannt ist. Die Treppe konnte der Anfang eines Abstieges zum Boden des alten Unterteiches von Siloah sein und also ein Weg zum Wasser. Aber da wir das Gelände zwischen Teich und Hügel hier nicht kennen, wäre auch möglich, daß die Plattform zu einem Wege gehört, welcher wie der heutzutage hier vorüberführende Weg zum oberen Siloahteich und weiterhin zum oberen Käsemachertal führte. Ein direkter Weg zu dem „Tor zwischen den zwei Mauern“, das wir jenseits des Käsemachertales suchen, konnte auf der inneren Sperrmauer entlang geführt haben, oder, wenn der Raum zwischen den Sperrmauern überdacht war, auf dem dadurch hergestellten Dammweg. In uralter Zeit wird man in der Talöffnung selbst zum Kessel von silwān hinabgestiegen sein. Seit Errichtung der Talsperre war das nicht mehr möglich. Es war aber auch kein Umweg, wenn man nun zu dem südlich vom Tal sich öffnenden Tore hinüberging. Denn in dieser Richtung mußte man sich damals wie jetzt in jedem Fall bewegen, um ohne unbequemen Abstieg am westlichen Rande des Kessels von silwān entlang an der Mündung des wādī er-rabābe vorüber in den Verkehrsweg des wādī en-nar einzumünden.

Freilich hat es gewiß an einer direkten Verbindung der Davidsstadt mit den königlichen Kellern und dem Königsgarten (s. oben S. 52) in der Zeit der israelitischen Könige nicht gefehlt. Im Nehemiabuche (2, 14; 3, 15; 12, 37) wird im Süden Jerusalems in unmittelbarer Nähe des „Misttores“ ein Duelltor genannt, das in der Außenmauer der Stadt gelegen haben muß. Zwei Stadttore, welche sich so nahe beieinander öffnen, fordern notwendig eine dringliche Veranlassung für die Existenz eines jeden. Diese war vorhanden, wenn das westlichere „Misttor“ auf der Südseite des gesperrten Käsemachertales hauptsächlich dem Jerusalem des Westhügels und dieses Tales diente, während das östlichere

¹ Excavations, S. 176.

„Quelltor“ für die Davidsstadt den notwendigen südlichen Ausgang bildete. Bedenklich ist dabei, daß beide Tore zum nächsten Ziele die Rogelquelle, den jetzigen Hiobsbrunnen, haben, während gerade das fernere gelegene Tor nach ihr genannt wird und daß Neh. 2, 14 der „Königsteich“, Neh. 3, 15 die „Mauer des Siloachteiches nach dem Königsgarten zu“ erst hinter dem Quelltor genannt wird, als habe dies diesseits des Teiches, somit südlich vom Ausgang des Käsemacher-tales, gelegen. Für die entgegengesetzte Lage spricht aber, daß sich in Neh. 12, 37 an das Quelltor der Aufstieg zur Davidsstadt unmittelbar zu schließen scheint. Die Nennung der Teichmauer nach dem Tore ließe sich allenfalls rechtfertigen, wenn das Tor in so naher Beziehung zur Teichmauer stand, wie es der Fall sein würde, wenn es sich unmittelbar an ihr Nordende schloß, wie man nach den Ortsverhältnissen erwarten muß. Aber nicht einmal Spuren eines Aufgangs zum Tore, geschweige des Tores selbst, hat Bliß in dieser Gegend entdeckt. Es ist auch nicht ganz unmöglich, daß das Tor, das freilich dann nicht mehr am Teiche läge, sich ein wenig weiter nördlich auf der Ostseite des Burghügels befand. Gerade da, wo man sich die südliche innere Ecke der Davidsstadt vorstellen muß, befindet sich im östlichen Felsabsturz eine nur 50 cm breite, völlig verstopfte Kluft, welche Schick eine „Tür“ genannt hat¹, obwohl eine künstliche Bearbeitung der Öffnung nicht zu erkennen ist. Es sollte untersucht werden, ob das eine Kanalöffnung ist, oder ob etwa eine Schlupföffnung von oben hier hinabführt, oder ob es sich um einen natürlichen Felsenriß handelt. Wohl mindestens 20 m weiter nördlich behauptete, ohne durch mein Fragen dazu veranlaßt zu sein, der hier ansässige Araber, eine Treppe gesehen zu haben, die in einen nach seiner Ansicht unterhalb vorhandenen Teich führte. Untersuchungen wären hier dringend nötig. Leider haben die Ausgrabungen Weills den in ihrem Bereich liegenden östlichen Abfall des Hügels nicht vollständig aufgeklärt. Die genaue Lage des Südtors der Davidsstadt und des Quelltores des Nehemiabuches bleibt bis auf weiteres ein Rätsel.

Am Ostrand der Südspitze des Burghügels hat Weill mit Kalk hergestellte Mauer Spuren freigelegt, welche ohne Zweifel der Stadtmauer angehören, aber aus byzantinischer Zeit stammen dürften. Zum Fundament dieser Mauer gehört die gemauerte Füllung einer Vertiefung im Felsen, welche schon Guthe beschrieben hatte². Nach der

¹ PEPQ 1886, S. 199.

² ZDPV 1882, S. 43 ff., Taf. 1.

Aussage des Besitzers sollen früher Mauerreste die Felsenwand nach außen hin umkleidet haben, was ganz glaubhaft ist. Nur Untersuchungen des Fußes der Felswand könnten hier weiterführen. Erst etwa 100 m nördlich von der Südspitze des Hügels hat Weill eine kurze Strecke des Abfalls freigelegt. Hier wurde am oberen Rand ein Mauerstück sichtbar, das seiner Lage nach als ein Teil der Stadtmauer betrachtet werden muß. Die Mauer war hier durch eine nach innen zu darangesetzte Verstärkung verdoppelt worden. Nach Süden zu fehlte die Fortsetzung vollständig. Der hier freigelegte Fels zeigt, daß sie wohl in dieser Richtung fortgelaufen sein kann, aber kein Stein war liegengeblieben. Unterhalb eines steilen Felsabsturzes, in den eine Grabkammer eingehauen ist, fand man eine parallellaufende zweite Mauer, welche im Süden durch ein zurücklaufendes Knie sich an die Felswand ansetzt und im Norden nach vorn ein zweites Mauerknie entsendet, während sie weiterhin durch eine rückwärts zur oberen Mauer hinauflaufende Quermauer mit jener verbunden ist. Diese Quermauer ist so dünn und unfest, daß sie als Stütze der oberen Mauer nicht gedacht werden kann. Sie konnte nur die Bestimmung haben, den Raum zwischen beiden Mauern zu zerlegen. Die nächstliegende Annahme ist, daß die Besitzer des Abhangs in einer Zeit, als hier schon viel Erdreich angehäuft war, ihre Grundstücke durch derartige Mauern trennten. Weniger wahrscheinlich ist der Gedanke an einen fortifikatorischen Zweck. Eine solche Quermauer wäre ein Verkehrshindernis gewesen, aber ebenso für die Verteidiger als für die Angreifer. Bei der unteren Längsmauer kann man an eine Terrasse, aber vielleicht auch an ein hier auf größerem Unterbau errichtetes Haus denken.

Nur wenig tiefer als die obengenannte Längsmauer erkennt man eine zweite Längsmauer, vor welcher sich der vielleicht einmal damit verbundene Unterbau eines runden Turmes erhebt. Diesen Turm kann man sich als ein festes Bauwerk denken, während beide unteren Längsmauern, aus recht kleinen Steinen hergestellt, in keiner Weise imponieren und mit dem Rest der Stadtmauer oben nicht verglichen werden können. Weitere Untersuchungen nach Norden und Süden wären unumgänglich, wenn erwiesen werden sollte, daß es sich um äußere Befestigungswerke handelt, die sich am Südende des Hügels an die innere Mauer angesetzt haben mußten.

In der Gegend des wahrscheinlichen Nordendes der Davidsstadt oberhalb der Sihonquelle hat Guthe nach Spuren der ehemaligen Stadtmauer gesucht. Er fand hier eine 5 m lange Stein-

schicht¹ und weiter nördlich das Fundament eines wohl 8 m im Geviert messenden Turmes², aber keine daran anschließende Mauer, so daß die Deutung des Fundes nicht völlig sicher ist. Mehr Vertrauen erwecken die bei der Grabung der Parker-Gesellschaft³ am Rande des Hügels entdeckten, 4 m voneinander entfernten, 2 m dicken Parallelmauern, die auf etwa 5 m Länge festgestellt wurden und von denen die innere etwas höher liegt als die äußere. Vincent sieht darin Reste der Stadtbefestigung aus kanaanitische Zeit. In 10 m Abstand von der äußeren Mauer fand man eine Pforte, 1,82 m hoch, 0,82 m weit, nach der Überzeugung Vincents ein Teil eines Turmes aus altisraelitischer Zeit, wahrscheinlich gemeint als Ausgang zu dem 16 m entfernten Anfang des Schachtganges zum Gihon (s. v. S. 65 ff.). Noch tiefer unten über dem Schacht selbst erkannte man die Ecke einer 5 m dicken Mauer, ebenfalls aus kanaanitische Zeit. Der Verband, dem alle diese Mauern angehörten, wurde nicht festgestellt. Wenn sich das Urteil Vincents über die kanaanitische Herkunft dieser Mauerstücke bestätigt, wäre der archäologische Beweis geliefert, daß schon vor der Zeit Davids ein ansehnliches Befestigungssystem den Zionshügel oberhalb des Gihon schützte und auch dem Zugang zur Quelle zugute kam. Sonst läge es nahe, hier an die äußere Mauer Manasses (s. v. S. 48 f.) zu denken.

Auf der Ost- und Westseite hatte die Davidsstadt schwerlich Tore. Im Osten war der Hügelabfall sehr steil und hoch, im Westen bestand kein besonderes Bedürfnis dazu, weil der Verkehr nach dem Gipfel des Westhügels doch wie jetzt infolge der Geländeverhältnisse sich am meisten vom Süden und Norden der Davidsstadt her dorthin bewegt haben wird. Aber neben dem Südtor mußte es notwendig ein Nordtor geben, das sogar der wichtigste Zugang der Zionsburg gewesen sein wird. Von hier stieg man auf einem reitbaren Wege (1. Kön. 1, 33. 38) zur Gihonquelle hinab, vor allem aber mußte von hier der Anschluß an die großen Verkehrslinien des Landes gewonnen werden. Nordwärts gelangte man geradlinig durch das jetzige Stadttal nach den großen Straßen des Nordens und Nordwestens und westlich abbiegend nach der Oberstadt von Jerusalem und der an ihr vorüberziehenden Südstraße. Auf diesem Nordzugang brachte David „samt dem ganzen Israel“ die Lade Gottes in seine Stadt und sein Haus (2. Sam. 6, 12 ff.). Hier kamen seine Söhne weinend von der

¹ ZDPV 1882, S. 150, Taf. IV.

² Ebenda S. 146 ff., Taf. V.

³ RB 1912, S. 546, vgl. S. 442 Fig. 13.

Ermordung Ammons (2. Sam. 13, 36), und Absalom wird hier am Wege zum Tore die Israeliten abgefangen haben, welche beim Könige Recht suchten (2. Sam. 15, 2). In nordöstlicher Richtung gelangte man ins Kidrontal und fand am Elberg den Anschluß an die Straßen des Ostens, — auf dem Wege, welchen einst David mit seinen Mannen auf der Flucht vor Absalom gezogen ist (2. Sam. 15, 17 ff.). Aber auch der Weg auf dem Hügelgrat nach dem breiteren Tempelhügel war von nicht geringer Bedeutung. Denn hier war naturgemäß der Tennenplatz der Stadt (2. Sam. 24, 16). Jedermann hatte im Sommer dort zu tun. Beim Nordtore wird man Ausschau gehalten haben nach den Zugangsstraßen und denen, die darauf wandelten. Zum Pflügen zogen die Stiere hier vorbei nach den Äckern auf den nördlichen Flächen, aber auch die Krieger Davids zu ihren friedlichen und kriegerischen Unternehmungen. Hier konnte man Neuigkeiten vernehmen von denen, die aus allen Teilen des Landes oder aus fremden Ländern zur Königsburg kamen. Hier war sicher ein Platz, an dem die Männer saßen, der Unterhaltung pflogen, aber auch Beratungen abhielten. Das Westende der Ortslage von Etam gibt noch heute von den lokalen Verhältnissen des Nordendes der Davidsstadt ein gutes Bild. Auch da ist der geeignete Platz zur Ausschau, es münden die wichtigsten Wege, und auch die wichtigste Quelle des Orts ist in der Nähe im Tal. Nach der Eingemeindung der Davidsstadt in das größere Jerusalem durch den Mauerbau Salomos und der Befestigung des Tempelhügels durch Salomos Palast und Tempel hat der Platz vor dem Nordtore der Burg und dieses selbst viel von seiner ursprünglichen Bedeutung verloren. Aber das „Wassertor“ in der östlichen Außenmauer Jerusalems (Neh. 3, 26; 8, 1. 16; 12, 37) muß einen Teil seiner Bedeutung übernommen haben. Dort befand sich ein größerer freier Platz, der zu einer so wichtigen Volksversammlung wie der zur Verlesung des Gesetzes durch Esra (Neh. 8, 1 ff.) benutzt wurde. Man kann es sich schwer denken, daß dieser Platz „vor dem Wassertor“ (Neh. 8, 1) sich außerhalb der Stadtmauer befand, wenn nicht eine westliche Einknickung der Mauer in der Gegend des Zusammenstößens von Davidsstadt und Ophel den dafür nötigen Raum auf der Höhe des Hügels freiließ. Er wird um so mehr in die Nähe des Nordendes der Davidsstadt gerückt werden müssen¹, als die hier von

¹ Bedenken kann erregen, daß das Wassertor Neh. 3, 26 scheinbar weiter nördlich in der Nähe des Palastes Salomos angelegt wird. Indessen geschieht es in einer der eigentlichen Erzählung fremden Glossen, deren genauer Sinn ohnedies nicht ganz klar ist.

ihr ausstrahlenden Wege gewiß nicht bei der Erbauung der neuen Stadtmauer kassiert wurden, und der nächstnördliche Stadtteil des Ophel im „Rossetor“ seinen eigenen östlichen Ausgang hatte (Neh. 3, 28; 2. Kön. 11, 16). Daß hier das „Weithaus“ von 2. Sam. 15, 17 zu suchen ist, war oben S. 49 vermutet worden.

V. Die Bauwerke und Zisternen.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß von den Bauwerken der alten Davidsstadt etwas erhalten ist. Die Mauerreste, welche Guthe auf der Höhe des Hügels nach Westen zu aufgedeckt hat¹, zeigen keine Spuren höheren Alters. Auch die Kleinfunde (Mosaiken und Keramik) reichen nicht über die hellenistische Zeit hinaus², ein Beweis dafür, wie vollkommen bei der Abtragung des Hügels aufgeräumt worden ist. Ob unter den dachlosen Felsräumen, die gefunden wurden, solche sind, die wirklich Wohnhäusern der israelitischen Königszeit gedient haben, wie Guthe annahm³, ist nicht beweisbar. Nachdem wir durch die Ausgrabungen vom Hausbau schon der Kanaaniter so reiche Beweise erhalten haben, geht es nicht mehr an, den Bau freistehender Häuser für jene Zeit als eine auf ausländischem Einfluß beruhende Ausnahme zu bezeichnen. Aber gewiß ist anzunehmen, daß in der alten Davidsstadt die an steilen Abhängen liegenden Häuser oft teilweise in den Felsen hineingebaut waren. Aber an Zisternen unter diesen Häusern hat es gewiß auch nicht gefehlt, und auch jetzt deckenlose Räume können einmal neben den noch als Zisternen vollständig erhaltenen⁴ demselben Zweck gedient haben.

Von größeren Wasserbecken hat Guthe in der Gegend des Nordendes der Davidsstadt eines von 20,15 zu 3,12 m, etwa in ihrer Mitte ein zweites von 15,05 zu 4,90 m gefunden⁵. Er selbst wagt keines derselben als den „Kunsteich“ des Nehemiabuches (s. v. S. 46) mit Sicherheit zu bezeichnen und weist dafür auf einen 6 m langen Zisternenrest am Ostrande des Hügels hin. Aber bei der Abtragung des Hügels und späteren Steinbrucharbeiten kann auch dieser Zeuge alter Zeiten zerstört worden sein. Die Zisternen hatten natürlich auch ihre Zuleitungsrinnen, teils von den Hausdächern her — solche verschwanden mit den Häusern —, teils auf dem Erdboden und gelegentlich im Felsboden.

¹ ZDPV 1882, S. 145 ff.

² Ebenda S. 348 ff.

³ Ebenda S. 342 f.

⁴ Ebenda S. 336 ff. und unten S. 76.

⁵ Ebenda S. 334 f. 369.

Aber es wird auch Leitungen gegeben haben, welche das Oberflächwasser des Hügels nach den Tälern ableiteten. Solcher Art waren zum Teil die Stücke von Wasserrinnen, welche Guthe auf der Westseite der Höhe des Hügels fand¹. Eine besondere Bedeutung beanspruchten nur die Leitungen, welche, an der Außenseite der Stadtmauer entlanglaufend, wahrscheinlich ein größeres System bildeten. Es ist ungewiß, ob sie das Ablaufwasser der Mauer selbst, oder das Bodenwasser des Höl, d. h. des Raumes zwischen Mauer und Vormauer, sammelten. Eine solche Leitung war die S. 68 erwähnte Rinne am Südennde des Burghügels. Ihr Ziel ist nicht geklärt worden, aber der Richtung ihres letzten Endes nach sollte es innerhalb der inneren Sperrmauer des Käsemachertales liegen. Eine Rinne derselben Art war vielleicht diejenige, welche Guthe am östlichen Hügelrande etwas weiter südlich als die Gihonquelle etwa 10 m lang aufdeckte². Sie war 90 cm tief und 30 cm breit. Jedenfalls aber gehört hierher, obwohl außerhalb des Bereichs der Davidsstadt liegend, die Felsenrinne, welche Warren unterhalb der jogen. Ophelmauer fand. Sie hatte sogar 2,80 m Tiefe bei 70 cm Breite. Auf der Innenseite der Mauer wird die von Guthe nahe dem Südennde des Hügels nach Osten zu gefundene Rinne entlanggelaufen sein, welche, 60 cm tief und 40 cm breit, dort erst südwestlich lief, dann aber nach Osten, also dem Tale zu, umbog³.

VI. Die Gräber.

Obwohl Schätze in Gold und Edelsteinen dabei nicht zu erwarten waren, würde ein wichtiger Punkt der Davidsstadt klargelegt worden sein, wenn es Weill gelungen wäre, das Grab Davids aufzudecken. In der Gegend, wo man es am ehesten erwarten mußte, hat er die ganze den Felsen bedeckende Erde abräumen lassen und alle Höhlungen im Felsen ausgeleert und untersucht. Das Resultat bedeutete zunächst eine große Enttäuschung. Wo vor allem die Baureste einer uralten Siedelung zu vermuten waren, gab es, abgesehen von dem kleinen Stadtmauerreste am Rande des Hügels, der schon erwähnt wurde, kein Mauerwerk von irgendwelcher Bedeutung, ja fast keine Steine in altem Verbande. Was hier von dem alten Jerusalem über der Erde gestanden hatte, war bis auf den Grund zerstört, und sogar die Steine davon waren zum größten Teil weggeschleppt worden. Eine griechische Inschrift bezeugt, daß ein (jüdischer) Synagogenvor-

¹ ZDPV 1882, S. 171 ff. 199 f., vgl. S. 338.

² N. a. S., S. 150, Taf. IV.

³ N. a. S., S. 41 f., Taf. I.

tieher, dessen Vorfahren seit mehreren Generationen in demselben Amt standen, hier ein Bethaus, ein Hospiz und ein rituelles Bad begründet habe. Also wurde wohl in der spätrömischen Zeit hier auf dem Boden der alten Davidsstadt weitab von der Aelia Capitolina jüdischer Gottesdienst geübt, entweder weil man Synagogen in der Stadt nicht zuließ, oder weil das Bethaus sich an seinem Orte in der Nähe von Wasser befinden sollte, wie auch das galiläische Giskala die eine seiner beiden Synagogen entfernt von der Stadt im nächsten Tale hatte. Aber nicht nur die Gebäude der Gegend, auch ihr Baugrund und ihre unterirdischen Räume sind gewaltsam zerstört worden. Die von den Ausgrabungen freigelegte Felsoberfläche, die nirgends mehr ihre natürliche Urgestalt hat, ist bedeckt mit den Spuren künstlicher Bearbeitung und zeigt dabei umfangreiche Einschnitte, welche früher hier vorhandene künstliche Felsenräume zerstörten, und die offenbar nur gemacht wurden, um Steine zu brechen. Die Davidsstadt endete als Steinbruch des römischen Jerusalem. Nachdem man ihre Ruinen zum Bau der neuen Stadt verbraucht hatte, griff man nach ihrem Felsgrund und hat gewaltige Gruben in ihn gehauen. Es kann sehr wohl sein, daß gerade für die neue Stadtmauer, mit welcher die Kaiserin Eudocia auch den Hügel der Davidsstadt umzog, viele Steine hier gebrochen wurden, daß auch die Synagoge in jener Zeit zerstört worden ist. Man sieht u. a. den Rest einer jetzt oben offenen Zisterne, zu deren Boden sieben Stufen hinabführen, oberhalb ein kleines in Stein gehauenes viereckiges Becken, das man sich als „Badewanne“ denken könnte. An die Stelle der einen Hälfte der Zisterne ist eine viel tiefere „Grube“ mit unregelmäßigem Boden getreten, die noch weit darüber hinausreicht und gewiß noch vieles andere vernichtet hat.

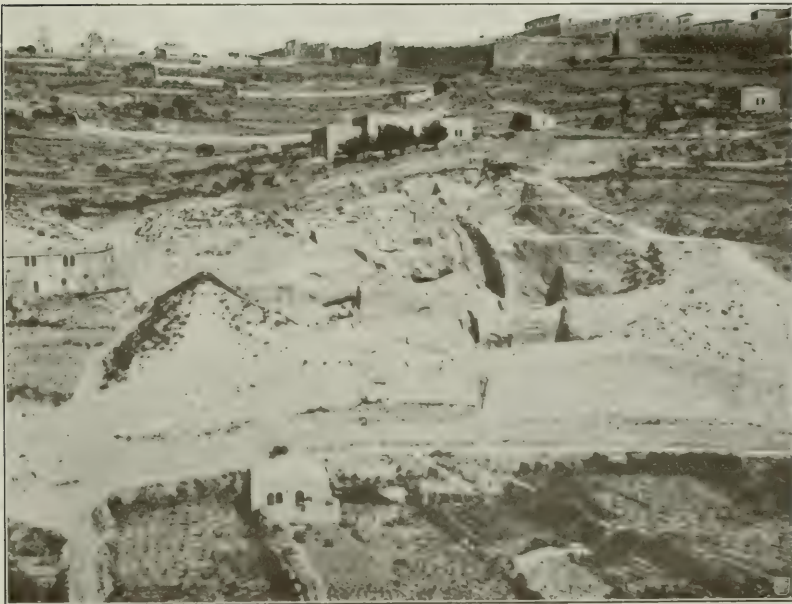
Gerade da, wo die eben genannte Grube die Stufenzisterne abschneidet, hat sie auch ein kleines Räumchen zerstört, in welchem, wie die Reste am Schnitte zeigen, eine Treppe zu einem niedrigen Eingang führte. Durch diesen gelangt man noch jetzt in einen etwa 3 m breiten, oben offenen Felsraum, der einmal durch ein gebautes Gewölbe gedeckt war. Dies Gewölbe fehlt jetzt vollständig. Aber ein in die Wände rechts und links gehauenes Deckenlager und die Reste eines zementartigen Kalkes darüber verraten sein früheres Vorhandensein und zeigen auch genau, wo der Fußboden des darüberliegenden oberen Raumes sich befand. Dieser obere Raum, dessen in den Felsen gehauenes Gewölbe jetzt im vorderen Teile fehlt, aber sicher ihn einst vollständig deckte, erstreckt sich nach hinten etwa 7 m weiter als der untere und hat also in seinem hinteren Teil Felsboden. Quer durch denselben ist nahe der



Phot. G. Talman.

Die vermuteten Reste des Davidsgrabes (S. 77).

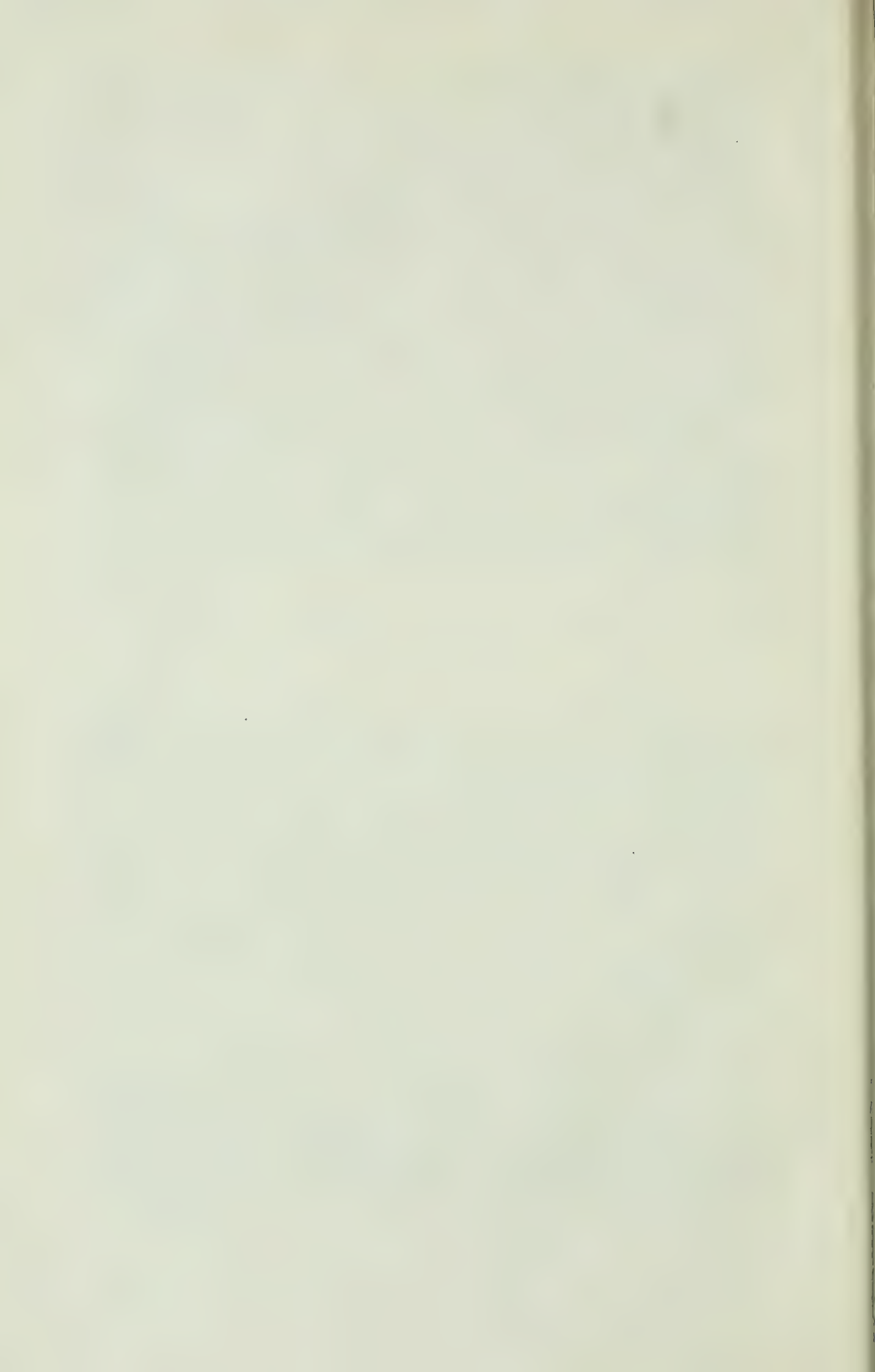
Links von den Grotten Zisternenrest mit Stufen, oberhalb Trog, vor der linken Grotte
Treppenrest (S. 76).



Phot. G. Talman.

Die Ausgrabungen Weills auf der Ostseite des Zionshügels (S. 70).

Unterhalb des Hauses in der Mitte Stadtmauerrest, darunter Eingang einer Grabkammer, tiefer
Reste einer zweiten Mauer mit Verbindung nach oben, noch tiefer Turmfundament. Im Hinter-
grund der Westhügel mit Mariendom und Stadtmauer.



Rückwand durch Aufbau von zwei niedrigen, etwa 50 cm hohen Wänden aus Steinen und Kalk ein Trog hergestellt, der als Leichenbehälter, aber auch als Badewanne hätte dienen können. Die Herstellung des oberen Raumes ist im ganzen eine sorgsame, die Wände sind glatt, während im unteren Raum die rohere Bearbeitung Spuren der Steinpicke überall hinterlassen hat. Beide Räume sind somit nicht gleichzeitig hergestellt, sondern der obere erscheint als der ältere, dem man dann einen unteren hinzugefügt hat mit Einschaltung einer gewölbten Decke.

Nur wenige Meter entfernt befindet sich in derselben Höhenlage wie der obere Raum ein ganz ähnliches Felsengewölbe, aber ohne Trog und ohne Untergeschoß. Durch Steinbruch ist auch dort der größere Teil der Decke zerstört worden. Bei beiden ist nicht mehr zu sehen, was für Felsarbeiten sich nach vorn zu an die Grotten ursprünglich ansetzten und wie ihr ursprünglicher Zugang beschaffen war. Auch nach oben hin ist die Felsdecke abgehauen und dadurch dünner geworden, als sie ursprünglich gewesen ist. Es ist kein Zweifel, daß die beiden Felsgrotten der Rest einer älteren und möglicherweise zusammenhängenden Anlage sind, die sich hier befand. Sie sind in ihrer Deckenwölbung und ihrem langgestreckten Grundriß einzigartig unter den Hunderten von Grabkammern in der Nekropole Jerusalems. Nur der gewölbte Treppengang von Gezer und der Schachtgang der Gihonquelle, beides Felsarbeiten aus uralter Zeit, können als in der Deckenbildung verwandt zum Vergleich herbeigezogen werden. Da wir uns in der Gegend des Davidsgrabes (s. o. S. 49 ff.) befinden, liegt die Vermutung nahe, daß die beiden Grotten den letzten erhaltenen Rest der verzweigten Grabanlage der Davidischen Könige darstellen, und daß Steinbruch in spätrömischer oder byzantinischer Zeit dieses unvergleichliche Denkmal aus dem Altertum zerstört hat. Dann wurden hier, wo jetzt der Sonnenschein über zerhackenen Felsplatten ungehemmt waltet, einst David und Salomo in ihr „ewiges Haus“ gebettet. Auch das Denkmal, das Herodes über dem alten Grabe erbaute, hat nicht einmal erkennbare Trümmer hinterlassen. Das Zerstörungswerk der Makkabäer an der Davidsstadt und ihrem Hügel wurde wohl in der Zeit der Herrschaft des Christentums beendet. Es ist sonderbar, daß die Trümmer einer nicht sehr alten Synagoge das einzige Erkennbare sind, was an dieser Stätte israelitischer königlicher Herrlichkeit hat entdeckt werden können.

Außerhalb der Stadtmauer hat Weißl zwei Felsengräber mit keramischen Beigaben aus israelitischer Zeit am östlichen Hügelabhang, das eine hoch oben nahe der Mauer, das andere tief unten gefunden.

In der Nähe des Nordendes der Davidsstadt befand sich die von der Parker-Gesellschaft entdeckte natürliche Höhle mit Gräbern aus vorisraelitischer Zeit, deren Zugänge wohl zeitig verschüttet wurden. Die Grabstätten sind hier in rohen Nischen der Höhlenwand auf niedrigen Bänken angebracht und durch Steine und Erde verschlossen worden. Eine besondere kleine Höhlung in der Rückwand diente den keramischen Beigaben, die bei dem einen der drei hier gefundenen Gräber für Vincent eine Ansetzung zwischen 3000 und 2500 vor Chr. an die Hand gaben¹, während Thiersch die altkanaanitische Zeit um 2000 vor Chr. für richtiger hält². Jedenfalls erweisen sie für die Ortslage, zu der sie gehörten, ein Alter, das über die Zeit Abrahams und Melchisedeks hinausreicht. Im Hügelabhang oberhalb des Gihon wurden gleichzeitig eine Anzahl von Felskammern entdeckt, welche der jüdischen und zum Teil auch der israelitischen Zeit zugeschrieben werden können, aber lange über diese Periode hinaus im Gebrauch geblieben sind³. Zu ihnen darf man wohl auch eine Anzahl von einfachen Grabkammern in der Felswand auf der Ostseite des Kidrontales rechnen, über und vor denen sich in neuerer Zeit das Araberdorf silwän angesiedelt hat. Die Nekropole der Davidsstadt wird in der Sphäre des leicht zu bearbeitenden meleki-Kalksteins, des sogen. Gräbersteins, ihre ganze nächste Umgebung bedeckt haben. Nur hat die hellenistische Zeit mit ihrer fortgeschrittenen Kunst das alte Bild verwischt und auch in dieser Beziehung das Leben der alten Davidsstadt unsern Blicken entzogen.

C. Zion und Jerusalem.

Daß die „Davidsstadt“ den Lesern auch oder vorwiegend als „Zion“ bekannt ist, wird 1. Kön. 8, 1 vorausgesetzt, und 2. Sam. 5, 7 wird die von David eroberte Jebusiterburg als Zion benannt. Die öfters vertretene Annahme, daß eigentlich der Berg, auf welchem Burg und Tempel lagen, den Namen Zion getragen habe, und daß nach ihm die Burg benannt worden sei, hat dabei keinen hinreichenden Anhalt in der israelitischen Literatur. In sich ist auch viel wahrscheinlicher, daß die alte Ortschaft die Trägerin des Namens war, was natürlich erlaubte, den ganzen Hügelzug, auf dem sie lag, ihren Berg zu nennen. Aber schon Jesaja braucht Zion und Berg Zions als Bezeichnung des ganzen Jerusalem und in unterschiedslosem Wechsel mit diesem Namen (Jes. 1, 27; 2, 3; 3, 16 f.; 10, 12; 12, 6; 14, 32;

¹ Jérusalem sous Terre, S. 27, RB 1912, S. 441 ff. 544 ff.

² ZDPV 1913, S. 58 f.

³ RB 1912, S. 448 ff.

28, 16; 29, 8; 30, 19; 31, 9; 33, 14). Ebenso findet man es Amos 6, 1, Micha 3, 10. Das beweist, daß schon in der israelitischen Königszeit Zion als Gesamtname Jerusalems vielfach üblich war, und wenn in den Psalmen öfters „Zion“ oder der „Berg Zions“ als Sitz Gottes (z. B. 9, 12; 76, 2) oder des Königs (2, 6) vorkommt, so wird das schwerlich anders gemeint sein. Man gewinnt nur den Eindruck, daß Zion als Ehrenname, Jerusalem als der gewöhnliche Name der Stadt gilt. Man wird diesen Tatbestand sich am leichtesten so zurechtlegen, daß ursprünglich Jerusalem und Zion zwei nebeneinander bestehende Größen waren, daß aber Zion, seit es Königsitz und Gottesitz wurde, als die bestimmende Größe der vereinigten Doppelstadt ihr frühzeitig auch ihren Namen verlieh. Die Israeliten, nicht die Fremden, werden ihn deshalb gern gebraucht haben, weil sich darin ausdrückte, daß ihr Gott, der auf dem „Berge Zion“ sein Haus habe, der Herr und Beschützer der ursprünglich kanaanitischen Stadt geworden war. In dieser Eigenschaft war sie der „Nordpunkt“ der Welt (Ps. 48, 3), obwohl jedem Israeliten wohlbekannt sein mußte, daß dies nicht im geographischen Sinne gelte. Nach dem Obigen bedeutet die spätere christliche Bezeichnung des außerhalb der Stadtmauer gebliebenen Teiles des Westhügels als „Sion“ nicht eine Wanderung des Namens vom Osthügel nach dem Westhügel, sondern eine Ansiedelung der idealen Bezeichnung Jerusalems an der Stelle, wo man außerhalb der römischen Aelia Capitolina sich seinen alten Mittelpunkt dachte.

Daß Zion eine uralte Ortslage war und wahrscheinlich der älteste Teil Jerusalems, hatte sich früher ergeben. Es bleibt uns aber noch die Aufgabe, sein Verhältnis zu den anderen Teilen Jerusalems und seine allgemeine Lage im Verhältnis zu anderen Ortschaften, somit seine politische Stellung, zu beleuchten.

An sich läge die Vermutung nahe, daß im Schutze der Zionsfeste im Käjemachertale und auf dem westlich gegenüberliegenden Hügel-
 abhang Menschen sich ansiedelten und der Burg eine zunächst unbefestigte Neustadt hinzusetzten. Aber die Juden selbst sind anderer Überzeugung gewesen. Sie haben angenommen, daß zur Zeit Davids und schon früher die eigentliche Stadt Jerusalem den Gipfel des der Burg im Westen gegenüberliegenden Hügels besetzt hatte. Das geht zunächst hervor aus den Worten des Josephus, wonach die innerste Mauer des Jerusalem seiner Zeit die Stadtmauer der ersten israelitischen Könige war¹. Josephus meinte sogar, daß schon David die auf jenem Hügel

¹ Boll. Jud. V 4, 1.

gelegene „Oberstadt“ durch eine umfassende Mauer mit der „Burg“ verband, nachdem er sie, ebenso wie vorher die „Burg“, den Jebusitern abgenommen hatte, während die Judäer einst gerade diesen durch starke Mauern und natürliche Festigkeit ausgezeichneten Stadtteil nicht hatten einnehmen können (Antt. V 2, 2, VII 3, 2). Aber die Überzeugung von dem hohen Alter der Stadt auf dem Westhügel vertritt schon die Priesterschrift des Hexateuch in Jos. 15, 8; 18, 16, wonach das Benhinnomtal zur Seite der jebusitischen Stadt liegt, und die Erzählung von Ri. 19, welche den Leviten auf seinem Wege von Bethlehern nach Ephraim am jebusitischen Jerusalem vorüberkommen läßt. Auf den Westhügel in erster Linie wird also bezogen werden sollen, was das alte Testament vom ältesten Jerusalem berichtet.

Dafür, daß wirklich der Gipfel des Westhügels wenn auch nicht die älteste Ortschaft der ganzen Umgebung, aber doch eine sehr alte Niederlassung trug, sprechen folgende Erwägungen. Der Zionshügel war ohne Zweifel in seiner ursprünglichen Gestalt ein fester Platz, geeignet, die engen Täler zu seinen Seiten zu beherrschen, bevorzugt durch die unmittelbare Nähe von Quellwasser. Aber der einzige Verkehrsweg, den er bewachte, war im Grunde eine Sackgasse, nämlich die von der großen Meridionallinie des Landes abzweigende Wüstenstraße durch das Käsemachertal nach dem Unterlauf des Kidron. Der schmale Felsgrat konnte eine schwer einzunehmende Burg tragen, nach der man in Zeiten der Not sich zurückzog. Aber er konnte niemals der Mittelpunkt einer größeren Umgebung sein und die Stätte einer Landeshauptstadt in irgendwelchem Sinne dieses Wortes. Ein Land beherrscht doch nur der, welcher seine wichtigsten Verkehrswege in der Hand hat. Größere Städte entstehen auch in der Regel nur da, wo die Verkehrsverhältnisse die Möglichkeit und den Anlaß zur Entstehung eines Marktes geben. Auf dem südpalästinischen Höhenrücken hat der wichtigste Verkehrsweg nur da laufen können, wo ihn am wenigsten tiefe Täler schneiden, das heißt, an der Wasserscheide des Landes entlang. Diese macht in der Gegend von Jerusalem infolge des westlichen Übergreifens des nach Osten geneigten Abfalls über die Ölbergsfette einen weiten Bogen nach Westen, dem die Straße nicht folgen konnte. Ihr blieb nichts anderes übrig, als diesen östlichen Abfall so zu durchqueren, daß dabei wenigstens kein tiefer Einschnitt zu passieren war. Das geschah, indem die Straße zuerst die nordsüdliche Richtung beibehielt und so den flachen Oberlauf des Kidron kreuzte, dann in südwestlicher Richtung dem ebenfalls flachen Oberlauf des Benhinnomtales zulief, ihn querte und dann an seiner Westseite ent-

lang die Wasserscheide im Süden wieder erreichte. Die jetzige Fahrstraße auf der Ostseite des Tales ist auf den hohen Damm des Sultanteiches berechnet und nicht alt. Diese Straße bleibt weit ab vom Zionshügel, mußte aber notwendig den Westhügel Jerusalems da streifen, wo er mit einer schmalen Brücke sich an die zur Wasserscheide aufsteigende größere Erhebung ansetzt.

George Adam Smith¹ hat geäußert, daß in der Gegend von Jerusalem eine ostwestliche Querlinie von Bedeutung die Meridionalstraße des Landes gekreuzt habe. Erst 16½ km weiter nördlich kreuze bei Bethel der wichtige Verkehrsweg vom unteren Jordan nach dem Mittelmeer, der noch bis zum Mittelalter eine Handelsstraße gewesen sei. Nun ist die Bedeutung der von mir öfters berittenen Linie Jericho-Ni-Bethel, die man sich über Hīrzēt nach Antipatris in der Küstenebene fortgesetzt denken kann, auch von mir stets hervorgehoben worden². Aber darüber, daß sie ein wichtiger Handelsweg, sogar bis ins Mittelalter, gewesen sei, ist nichts bekannt. Es gibt weiter südlich eine zweite Linie von ebenso großer Bedeutung, welche von dem gleichen Ausgangspunkt über Geba, Rama und Bethhoron nach der Küstenebene zieht³. Sie nähert sich Jerusalem bis auf 8 Kilometer. Dann folgt aber als dritte Linie die Straße Jericho—'arkūb es-safa oder Bethanien—Ölberg⁴ mit den drei Fortsetzungen über Bethhoron, über biddu und bet likia, sowie über Kirjath Jearim nach dem Küstenland. Diese dritte Linie, welche etwa 1 km nördlich vom alten Jerusalem und hart am jetzigen die Meridionallinie schneidet, hat immer die wichtigste sein müssen, weil sie die erste Linie von Bedeutung ist, welche nördlich vom Toten Meer den Querverkehr des Landes vermittelt, der natürlich im Berglande wie im Küstenlande nicht nur nördliche, sondern auch südliche Ziele haben mußte. Der Handelsverkehr von Moab und Ammon nach Judäa, nach dem Philisterlande, nach der dort vorüberziehenden damaligen Welthandelsstraße und nach Jaffa, dem einzigen Hafen von Südpalästina, hat an Jerusalem vorüberziehen müssen und wäre nie über Bethel gegangen. Das tiefe wādi en-nār im Osten und das ebenso tiefe Tal von bettīr im Westen sind mächtige Verkehrshindernisse in der Südrichtung, welche die Verkehrslinie der Gegend von Jerusalem zu drängen. Der natürliche Kreuzungspunkt liegt zwischen dem Scopus und dem Punkt, wo das Kidrontal

¹ Historical Geography of the Holy Land², S. 264, Jerusalem II, S. 36.

² S. PJB 1912, S. 12 f., 1913 S. 26 ff., 1914 S. 17.

³ PJB 1912, S. 21, 1913 S. 16, 38 ff., 1914 S. 29 ff.

⁴ S. PJB 1907, S. 109, 1909 S. 76, 1912 S. 15, 1913 S. 17.

den Verkehr zu hemmen beginnt, das heißt der Gegend von Gethsemane. Ein Markt an dieser Straße für die Wolle, die Schafe, das Getreide, das Holz, den Balsam, das Salz des Ostens konnte als Tauschmittel die Gewebe, den Schmuck, das Öl, den Wein und die Gewürze westpalästinischer Kultur bieten. Diesem Markt gab der Westhügel Jerusalems einen vom Norden, der Gegend des Kreuzungspunktes leicht zugänglichen und in den drei anderen Himmelsrichtungen durch tiefe Täler gesicherten Platz. Es ist nicht zufällig, daß man zur Zeit des Josephus, und wahrscheinlich schon Jahrhunderte vor ihm, den Stadtteil an dieser Stelle den „oberen Markt“ nannte¹, wie es auch die jüdische Literatur bestätigt. Das wesentliche an diesem wichtigsten Stadtteil von Jerusalem waren die Marktstraßen, die ihn durchzogen. Die Davidsstadt war nie eine Marktstadt, und auch das Tal auf ihrer Westseite konnte nicht dazu werden. Die Annahme ist berechtigt, daß die Marktstadt des Westhügels das eigentliche Jerusalem von jeher gewesen ist. Auch die Gewalt des kanaanitischen Stadtkönigtums von Adonizedek (Jos. 10, 1) mußte hier festsetzen und von hier ausstrahlen, wenn sie ein größeres Gebiet beherrschen wollte, dessen Umfang nicht ganz klein gewesen sein muß. Nach der Liste von Jos. 12, 9 ff., vgl. 10, 3, wären im Norden Ai, im Osten Jericho, im Süden Hebron, im Westen Jarmuth die nächsten Königssitze gewesen. Der Gibeoniterbund im Nordwesten war vielleicht von Jerusalem abhängig, benutzte aber das Kommen der Israeliten zu selbständigem politischen Handeln (Jos. 9).

Aber die Marktstadt auf dem breiten Westhügel hätte des festen Rückhalts entbehrt, wenn ihr nicht auf dem schmalen, steilen Grate des Osthügels die Zionsburg zur Seite gestanden hätte. Dort hatte ihre Kriegsmacht ihren Sitz, dorthin konnte man im Falle der Not sich zurückziehen. Es war nicht ganz unmöglich, daß beide in verschiedenen Händen waren, wie die Makkabäerzeit zeigt. Aber waren beide vereint, so bedeutete das den Stützpunkt einer Macht, wie er auf dem ganzen südpalästinischen Landrücken sonst nirgends vorkommt, nicht zu vergleichen mit irgendwelcher Ortslage von Hebron bis Sichem. Dabei war nicht ohne Bedeutung, daß dieser feste Punkt an der Nordgrenze des Stammes Juda und nicht weit von der Südgrenze Ephraims lag, daß er selbst aber beiden nicht angehörte und also einer unabhängig schaltenden Macht zur Stütze dienen konnte, die sich zwischen jene einschob. David wußte, was er tat, als er

¹ Bell. Jud. V 4, 1.

durch Eroberung der Davidsstadt Jerusalem zu seinem Königssitz machte und auch dem alten nationalen Palladium der Gotteslade dort ihren Sitz gab. Salomo vollendete das Werk des Vaters, indem er durch die Ringmauer Burg und Stadt zu einer Einheit zusammenschweißte und der Lade ein festes Haus baute. Die Burg erhielt durch ihn sogar das neue feste Kastell des Millo, während die jüdischen Könige sich gehütet haben werden, der Marktstadt im Osten eine eigene Trennungsmauer zu geben, wie sie der Hasmonäer Jonathan später errichtete, um sie gegen die in der Zionsburg hausenden Fremden zu sperren (1. Makk. 12, 36). Die Davidsstadt blieb die Akropole Jerusalems, sie war nicht sein Bollwerk nach außen, aber sein uneinnehmbarer Rückhalt und, unter Umständen, seine Zwingburg. Die Befestigungskunst der hellenistischen Zeit fand die Außenwerke wichtiger als den dem Mißbrauch ausgesetzten Rückhalt. So mußte die Hügelspitze, welche seine notwendige Voraussetzung war, rasiert werden, und die stolze Burg wurde zu dem rückwärts und tief gelegenen Quartier der Unterstadt.

Wir bedauern mit Recht, daß der Zionshügel in seiner ursprünglichen Größe nicht mehr besteht. Aber wir wollen nicht verkennen, daß er den von der göttlichen Vorsehung ihm zugewiesenen Dienst wirklich geleistet und zu Ende geführt hatte. Als sein steiler Gipfel und seine Quelle vor vielleicht fünf Jahrtausenden ein armseliges Völkchen zur Bebauung lockte, war nicht vorauszusehen, wie er zu einer geschichtlichen Größe werden würde, deren Name mit der Botschaft vom Welterlöser über die Erde wandert. Ohne das Lebenswerk Davids wäre das nicht geschehen. Aber dieses Werk ist undenkbar ohne die äußere Grundlage dieser Ortslage in dieser Umgebung und an diesem Punkte Palästinas.

Heut ist das der ehemaligen Davidsstadt gegenüber angesiedelte armselige Araberdorf silwān nicht nur die Erbin des alten Namens der Leitung jener Quelle, aus welcher Könige und Propheten tranken, deren Wasser aus goldener Kanne auf den Altar Gottes gegossen wurde, sondern auch Besitzerin des Quellsügels, auf welchem einmal Gott und König nebeneinander thronten. Jerusalem ist heute größer, als es jemals im Laufe seiner langen Geschichte war. Aber der Hügel der Davidsstadt bleibt ein Ackerfeld — ein Zeichen davon, wie die Bedingungen einer Ortslage mit dem Fortschritte der Kultur sich wandeln.

Wo Salomo einst unter Posaunenschall und dem Zuruf des

Volkes zum König gesalbt wurde (1. K. 1, 38 ff.), steigen jetzt arabische Bauersfrauen mit ihren Schläuchen zum Wasser hinab. Aber die Altertumswissenschaft ohne Unterschied der Nationalität und Konfession widmet dem vereinsamten Hügeltorso ihre liebende Aufmerksamkeit. Sie läßt Davids Kriegsgewalt, Königsherrschaft und Gottesliebe ihren Glanz über seine Kohlfelder breiten. Mag Davids Grab dort längst zerstört worden sein, der unscheinbar gewordene Hügel der Davidstadt, der zuerst den Namen Zion zum Symbol der Stadt des lebendigen Gottes machte, bleibt für den trotz seiner Schwächen bedeutendsten König Israels ein unvergängliches Denkmal.





Die Feier des heiligen Feuers in der Grabeskirche.

Von Dr. Bernhard Schmidt in Breslau.

A. Die Gestalt und das Alter der Feier.

Jährlich findet am Ostersonntage in der Grabeskirche Jerusalems die Feier des sogenannten „heiligen Feuers“ statt, bei der vom griechischen Patriarchen ein Bündel brennender Kerzen aus dem eigentlichen Grabgebäude herausgereicht wird. Das Licht dieser Kerzen ist nach dem Glauben der zahlreich versammelten Pilgerscharen nicht natürlich entstanden, sondern auf übernatürliche, unerklärliche Weise im Innern des Grabes Christi entzündet; es ist ein staunenswertes, göttliches Wunder. Deshalb muß man dieser Erscheinung die Bezeichnung „heiliges Licht“ geben, denn auch der griechische Ausdruck, der hier maßgebend ist, redet stets vom Feste des „heiligen Lichtes“, niemals vom „heiligen Feuer“, und dieser seine Unterschied ist, wie wir noch sehen werden, für das Verständnis des Ganzen von großer Bedeutung.

Von jeher hat diese eigentümliche Feier das Interesse aller Reisenden erregt. In früheren Jahrhunderten von vielen ängstlich herbeigesehnt, unter Tränen herabgefleht, mit freudigem Entzücken bei seinem Erscheinen begrüßt und als eine Gnadentat Gottes ohnegleichen betrachtet, ist dieses „Wunder“ im Laufe der Zeiten auch ganz anders gearteten Beurteilungen begegnet. Schon frühzeitig wurden kritische zweifelnde oder gänzlich ablehnende Stimmen laut, und namentlich in der Gegenwart bei modernen Reisebeschreibungen stößt man auf recht vernichtende Äußerungen; man liest etwa, das Ganze sei ein großer heidnischer Aberglaube mit abstoßenden Formen, ein schlimmer Priesterbetrug usw. So reden namentlich protestantische Schriftsteller, denen bis vor kurzem die ausführlichsten Darstellungen dieses Gegenstandes

zu verdanken gewesen sind¹, recht verächtlich von diesem „Pflaffenput“. Eine eigentümliche, zu verschiedenen Zeiten ganz verschiedene Stellung haben die Vertreter des abendländischen Katholizismus zu dieser Feier eingenommen. Während der Epoche der Kreuzzüge, schon vor ihr und auch noch nach ihr haben sie sich größtenteils unbedenklich daran beteiligt, wie wir noch hören werden. Nach Tobler dauerte dieser Standpunkt bis zum Anfange des 15. Jahrhunderts, dann aber wurden die verurteilenden Stimmen immer lauter, man bezeichnete die Feier als einen „Mißbrauch“, ein „abergläubisches Kunststück“, eine „Schmähung der römisch-katholischen Feuerweihe“². Besonders deutlich wurde dieses ablehnende Verhalten der Lateiner bei der von mir erlebten Feier des heiligen Feuers im April 1914. Als da nach Erscheinen der heiligen Flamme griechische Priester auf dem Dache der Grabeskapelle die Lampen und Kerzen an der „wunderbaren Himmelsgabe“ entzündeten, zog unmittelbar neben ihnen ein Franziskaner eine Schachtel Streichhölzer hervor und steckte damit die den Lateinern gehörigen Kerzen ostentativ in Brand. Andererseits aber vermögen doch wieder andere Katholiken dem sonderbaren Brauche auch günstigere Seiten abzugewinnen. So betont z. B. namentlich Klameth, der neuerdings eine Monographie über das heilige Feuer geschrieben hat, ausdrücklich, daß bei der Einführung des „Neuen heiligen Feuers“ . . . „die Absicht einer Irreführung oder Täuschung der Gläubigen sicher fernegelegen“ habe³, einer mala fides hätten sich erst die Griechen im Jahre 1101 nachweislich schuldig gemacht, und zwar infolge ihres Gegenjages gegen die katholischen Franken⁴. Am merkwürdigsten jedoch ist, was uns ein Blick auf die griechische Kirche selbst über die in ihr vorkommenden Beurteilungen des heiligen Licht-Festes lehrt. Die Pilger natürlich sehen darin ein einzigartiges Wunder, und alljährlich noch kommen Tausende allein seinetwegen nach Jerusalem, aber in den Kreisen der Geistlichkeit hat man schon seit langer Zeit sich nicht gescheut, offen zu bekennen, daß man diesen wundergläubigen Standpunkt durchaus

¹ v. Mosheim, De lumine S. Sepulcri commentatio, § 10 inter Dissertationes ad historiam ecclesiasticam pertinentes, vol. II, Helmstädt 1736. Tobler, Golgotha, seine Kirchen und Klöster, S. 460—483.

² Tobler a. a. O., S. 468.

³ G. Klameth, Das Karfreitags-Feuerwunder der heiligen Grabeskirche (1913), S. 42. Nebenbei sei bemerkt, daß mir diese Schrift erst einige Monate, nachdem dieser Vortrag gehalten war, bekannt wurde. Auf Klameth beruht im wesentlichen Eberhard in Neueste Nachrichten aus dem Morgenlande 1914, S. 132—139.

⁴ A. a. O., S. 41. 46.

nicht teile. Tobler¹ führt einige Beispiele für diese kritische Haltung der Griechen an; interessant ist auch der Standpunkt des Griechen Korais, der in seiner Sammlung von Abhandlungen unter dem Gesamttitel *Atakta* eine Arbeit über das heilige Licht in Form eines Dialogs veröffentlicht hat. Dort findet sich unter anderem folgendes scharfe Wort: „Ich kenne viele ehrwürdige Männer der Kirche, welche die Kirche des Ostens von der Schmach des schändlichen künstlichen Wunders befreien möchten“; ja die ausgesprochene Absicht der gesamten in dem Gespräche angestellten historischen Untersuchung ist die, dazu beizutragen, daß diese Feier aus der orthodoxen Kirche verschwinde².

Wenn wir nun in rein sachlich-historischer Untersuchung, die sich ebenso von dem blinden Enthusiasmus der Pilgerscharen wie von der oberflächlichen Spottsucht des modernen Reisenden geschieden weiß, der Frage nach dem ursprünglichen Sinn und der zugrunde liegenden Bedeutung der Feier des heiligen Lichtes nachgehen wollen, wird es unsere erste Aufgabe sein, nachzuprüfen, bis wieweit sich dieser Festbrauch in der Jerusalemer Grabeskirche zurückverfolgen läßt; vielleicht ergibt sich aus der Konstatierung der Epoche, in der er entstanden ist, ein Hinweis auf den Kreis von Anschauungen, dem er seine Entstehung verdankt. Um von etwas Festliegendem auszugehen, müssen wir mit der gegenwärtigen Gestalt der Feier beginnen, und diese will ich nach eigenen Wahrnehmungen an Ort und Stelle sowie nach den Angaben eines Geistlichen des Jerusalemer Patriarchats³ schildern, der bloß die Vorgänge als solche aufzählt, ohne die Frage, ob Wunder oder nicht, anzuschneiden.

Heutzutage verläuft also die Feier folgendermaßen⁴: Am Morgen des „Großen Sabbats“ werden in der Grabeskirche alle Lampen der Orthodoxen, der Lateiner, Armenier und Kopten ausgelöscht, und allmählich füllen sich sämtliche Räume mit Tausenden von Pilgern und Schaulustigen (auch Mohammedanern), so daß bald ein Hindurchkommen durch die dichtgedrängten Massen mit Schwierigkeit, ja mit

¹ N. a. D., S. 470. 472.

² Auch der Jerusalemer Patriarch sieht in dem Vorgange kein Wunder. Prof. Dalman erzählte mir, daß der Patriarch in seiner Gegenwart gesagt habe, das Feuer sei heilig nur in derselben Weise wie andere zu kirchlichen Riten gehörende Dinge; er habe dabei angedeutet, daß das Volk durch allgemeine Bildung erst für eine Belehrung darüber reif gemacht werden müsse.

³ Timotheus P. Themelis, *Ana ta proskynemata*, Jerusalem 1909, S. 108 ff.

⁴ Eine Schilderung der Feier gibt auch Dalman, *Neueste Nachr. a. d. Morgenlande* 1903, Nr. 3.

Lebensgefahr verbunden ist. Zur Aufrechterhaltung der Ordnung ist ein verstärktes militärisches Kommando entboten und im Innern der Kirche aufgestellt. Die Vormittagsliturgie wird meist vom Patriarchen selbst in der innerhalb des großen griechischen Klosters gelegenen Konstantinkapelle abgehalten. Gegen 11 Uhr vormittags erfolgt die Besichtigung der eigentlichen Grabkapelle in Gegenwart der militärischen Behörden und der Vertreter der mit der Bewachung der Grabeskirche betrauten moslemischen Familie durch die Dragomane der Griechen, Armenier und Kopten. Darauf wird die Tür der Kapelle verschlossen und vierfach versiegelt. Die Griechen sehen darin eine sinnbildliche Darstellung des Math. 27, 66 geschilderten Vorgangs. Gegen Mittag kommt der griechische Patriarch in feierlichem Zuge in der Regel über die zur Jakobuskapelle führende Treppe hinab in die Grabeskirche und begibt sich sogleich in das sogenannte Bema hinter dem Katholikon, d. h. den für die Priester bestimmten Raum hinter der Bilderwand, und zwar betritt er diesen Platz durch die auf der rechten Chorseite befindliche Tür. Nachdem der Patriarch mit den Bischöfen und der gesamten Mönchsbrüderschaft vom Heiligen Grabe sich dort niedergelassen hat, nahen sich ihm vier armenische Geistliche sowie je zwei Kopten und Syrer (Jakobiten) und küssen ihm die rechte Hand. Diese Zeremonie soll durch türkische Firmane genau vorgeschrieben sein und wird von den Griechen als ein Beweis neben vielen andern für ihre Vorherrschaft innerhalb der Grabeskirche gedeutet.

Darauf legen zwölf Geistliche der Griechen zusammen mit vier Diakonen weiße Gewänder an, ebenso auch der Patriarch, und machen sich für die heilige Handlung bereit. Voran werden zwölf Schilder (labara) getragen, die die Leiden und die Auferstehung Jesu darstellen, geflügelte Engelköpfe (hexapteryga) und das Kreuz; es folgen die Priester, die Sänger und die Diakonen, von denen je zwei je eine Fackel halten, die in einen kreisförmigen, durchlöcherten Kranz ausläuft, der zur leichteren und schnelleren Austeilung der brennenden Kerzen dienen soll. Als letzter schreitet der Patriarch in großer Amtstracht, mit dem Hirtenstabe in der Hand¹. Der Zug kommt aus der sogenannten Schönen Tür der Bilderwand hervor, und unter dem Abhängen verschiedener Hymnen geht man dreimal um die Grabkapelle herum. Die Strophe, die man beim Herauskommen aus der Bilder-

¹ Der Umzug der Griechen machte auf mich einen viel weniger großartigen Eindruck als der später folgende der Armenier und Kopten. Einmal beteiligten sich keine Vertreter der höheren Geistlichkeit wie Archimandriten usw. daran, und dann glaube ich auch nicht zwölf vorangetragene Schilder gesehen zu haben.

wand singt, lautet: „Deine Auferstehung, Christus, du Heiland, preisen die Engel im Himmel; würdige auch uns, die wir nur auf Erden sind, mit reinem Herzen dich zu verherrlichen.“ Beim Umschreiten des Grabgebäudes ertönt das beliebte griechische Kirchenlied: „Phos hilaron“, das namentlich regelmäßig beim Abendgottesdienste verwendet wird. Nach Beendigung dieses Hymnus kehren alle Geistlichen, die an der Prozession teilgenommen haben, in den Altarraum des Katholikons zurück und legen ihre Gewänder ab, ebenso entledigt sich auch der Patriarch seines Ornat, er bleibt vor der Grabeskapelle stehen und trägt nur noch einen weißen leichten Mantel, die Stola, den Gürtel und die sogenannten Handbinden als priesterliche Kleidung. Dann ergreift er zwei silberne Leuchter, mit denen er das heilige Licht aus der Öffnung auf der nördlichen Seite der Grabeskapelle herausreichen will¹, die Türen der Kapelle werden vom Dragoman geöffnet, und der Patriarch geht in das Innere des Grabes, begleitet von einem armenischen Bischofe, der ähnlich wie er gekleidet ist und der das heilige Licht seinen Glaubensgenossen zur Öffnung auf der Südseite herausreichen soll. Dann werden die Türen der Kapelle wieder geschlossen, und der Patriarch geht in den innersten Raum, zu dem Grabe selbst, während der armenische Bischof und der griechische Dragoman im Vorraume der Engelskapelle stehen bleiben. Vor dem Grabe sinkt der Patriarch auf die Knie nieder und verrichtet ein Gebet, auf das ich noch in anderem Zusammenhange zurückkommen möchte. Draußen wartet die dichtgedrängte Menge in verheißungsvollem Schweigen — so besagt es wenigstens der griechische Bericht des Timotheus Themelis; ich habe in Wirklichkeit nichts von diesem Schweigen gemerkt. Im Gegenteil, ich finde die Schilderung bei Tobler, S. 475 f., viel eher dem, was ich sah, entsprechend. Er erwähnt ein „solches Geschrei und Getümmel, daß niemand mehr sein eigen Wort vernehmen konnte“. Auch ich sah Leute, welche anderen auf die Schulter stiegen und die Massen gleichsam dirigierten, in taktmäßigem Händeklatschen die immer von neuem wiederholten Rufe zu begleiten. (Dabei viel benutzte arabische Reime s. bei Dalman im Palästiniſchen Diwan unter „Zu christlicher Festzeit“.) Unmittelbar vor dem Erscheinen des Lichtes in der Luke legt sich freilich der Höllenlärm einigermaßen, ein Priester stellt sich vor dieser Luke auf, um sogleich das Licht weitertragen zu können, die Menge bahnt ihm unter Stoßen und Drängen eine Gasse durch die Menschenmauern, durch die er hindurchzueilen kann. Erscheint nun wirklich das Licht in

¹ Ich habe freilich gesehen, daß nicht ein Leuchter, sondern ein Bündel Kerzen aus dem Grabe herausgereicht wurde.

der Luke, dann erhebt sich ein unbeschreibliches Getümmel in der Kirche, die Menge bricht in ohrenbetäubendes Jubelgeheul aus, im Nu entzünden die Menschen an den herausgereichten Kerzen ihre eigenen, und in ganz kurzer Zeit ist der gesamte Kirchenraum in ein Flammenmeer verwandelt. Die Pilger sind so glücklich über das neue Licht, daß manche ihre Hände von der Flamme belecken lassen, andere bringen sie an ihre Brust oder an ihren Bart. Viele sollen sich auch die Kerzen, nachdem sie eine Weile gebrannt haben, mit nach Hause nehmen und sorgfältig aufbewahren, damit sie bei ihrem Sterben angezündet werden¹. Auf welche Weise der Patriarch im Innern des Grabes das heilige Licht hervorbringt, habe ich trotz Nachfragens nicht ermitteln können. Mir wurde nur der Bescheid, das sei eine Sache, in die der Priester nicht eingeweiht werde, nur der Patriarch wisse darüber Genaueres. So kann ich auch nicht sagen, ob das heilige Licht wie jedes andere entzündet oder ob es etwa durch Feuerstein als ein neues hervorgebracht wird. Vermutungen mannigfaltigster Art sind wenigstens hierüber angestellt worden². Das Kerzenbündel, das aus dem Innern des Grabes herausgereicht wird, ergreift nun der vorher schon erwähnte Priester und eilt damit zu dem Altarraum des Katholikons, von wo aus dann die anderen Kerzen und Leuchter angezündet werden. Darauf verläßt auch der Patriarch das Grab und begibt sich mit je einem Bündel brennender Kerzen in den aus-

¹ Dies erzählt man besonders von den russischen Pilgern. Übrigens sei bemerkt, daß ich unter den brüllenden Araberscharen keine sich derartig geberdenden Russen sah. Diese stillen Leute waren in die entfernteren Teile der Kirche gedrängt worden. Daß übrigens diese heiligen Kerzen auch noch zu anderen Zwecken benutzt werden, besagt u. a. auch eine Schilderung der Athosmönche beim Fischsange (vgl. N. Schmidtke, Das Klosterland des Athos, S. 160): „Wenn zufällig Rebel das Geschäft behindert, so versucht der Priester ihn zu verschrecken, indem er auf Korfscheiben befestigte, brennende Lichtstumpfe auf das Wasser setzt. Diese müssen von Kerzen herrühren, welche in der Grabeskirche von Jerusalem an dem jede Ostern vom Himmel fallenden heiligen Feuer angezündet waren.“

² Tobler, S. 469—470. Prof. Dalman teilte mir von einem Gerüchte mit, daß bei der Entzündung weder Feuerstein und Stahl noch Streichhölzer benutzt würden, sondern ein besonderer Apparat, den einmal ein Deutscher repariert habe. — Übrigens haben sich schon seit vielen Jahrhunderten zahlreiche Leute, besonders die moslemischen Herrscher, für die Frage nach dem Zustandekommen des heiligen Lichtes interessiert. Baumstark erwähnt (in der Lit. Rundschau für das kath. Deutschland 1914, Sp. 477. 478) eine Arbeit von P. Chertho S. J. in der Zeitschrift al-Maschrik 1913, S. 188—193, in der er die Zeugnisse arabischer und islamischer Schriftsteller über das heilige Licht bis aus der Zeit vor den Kreuzzügen zusammenträgt.

gestreckten Händen gleichfalls nach dem Altarraum, wo er dann das Feuer weiter verteilt. Hieran schließt sich dann die Festliturgie des großen Sabbats, die die Griechen in ihrem Katholikon abhalten, während die Armenier, Kopten und Syrer nunmehr erst in feierlicher, prächtiger Prozession die Grabkapelle umziehen und darauf wohl in ihren Kapellen die Festfeier beschließen¹.

So etwa verläuft heutzutage diese Feier am Karionnabende. Wie sie sich in den vergangenen Zeiten gestaltete, darüber sind wir einigermaßen unterrichtet, und zwar geben uns die Reiseberichte der Pilger über die Form dieses Festes des heiligen Lichtes den ausführlichsten Aufschluß. Überblickt man etwa die Schilderungen der Pilger, die Tobler so ausführlich wie vielleicht kein anderer Autor zusammengestellt hat, so bietet sich einem ein recht buntes Bild. Wir hören davon, welche Religionen und Konfessionen sich in den früheren Jahrhunderten daran beteiligten, in wessen Händen die mitunter wechselnde Leitung des Ganzen lag, wie sich die Moslems zu den fremden Christen verhielten, welchen Eindruck dieses „Wunder“ namentlich auf die andersgläubige Regierung des Landes machte, wie sich das Volk während der Feier benahm und das Erscheinen des Feuers begrüßte, welche Wirkung es auf die Pilger und die gesamte Zuschauermenge ausübte usw. Je weiter diese Pilgerberichte zurückreichen, um so größer werden die Abweichungen und Unterschiede von der heutigen Festfeier, und am interessantesten sind vielleicht die aus der Kreuzfahrzeit herrührenden Schilderungen. Namentlich kommen da zwei längere Beschreibungen in Betracht, eine von dem Hofkaplan König Balduins namens Fulcherius von Chartres² vom Jahre 1101 und eine andere von dem russischen Irgumen (Klostervorsteher) Daniel vom Jahre 1106, nach anderen wenige Jahre später³. Bei ersterem ist als besonderes Charakteristikum zu erwähnen, daß 1101 das ersehnte und heiß erbetene Wunder am Sonnabende vor Ostern ausblieb und erst am Morgen des Ostertages sich endlich einstellte⁴.

¹ Wie das neue Licht in die Dörfer bei Jerusalem getragen wird, siehe unten S. 123.

² Bei Klameth a. a. V., S. 4 ff.

³ Deutsche Übersetzung in ZDPV VII 1884, S. 17 ff.

⁴ Die alte Vorstellung über die Herkunft des Lichtes war, daß es vom Himmel komme, nach Mönch Bernhard und Willibald durch einen Engel. Man betonte auch, daß die Kuppel der Grabesrotunde oben offen sei, weil dort das himmlische Feuer hereingebracht werde, so Willibald und ein griechischer Anonymus von 1400. Sogar auf einer Abbildung wurde diese Öffnung mit den Worten bezeichnet: „Von hier kommt das heilige Licht hernieder“, s. Vincent

Bei Daniel tritt deutlich der Gegensatz zwischen der abendländischen und morgenländischen Christenheit hervor; denn nach seiner Schilderung werden die über dem Heiligen Grabe aufgehängten Lampen der Griechen in Brand gesteckt, die der Franken jedoch werden von der Flamme übergangen. Beide Berichte stimmen aber darin überein, daß die Lateiner, voran König Balduin, sich an dieser Feier beteiligen, ja sogar die Leitung in ihren Händen haben, bei Fulcherius ist es der lateinische Patriarch, der den Vorsitz führt.

Es wird jedoch unmöglich sein, aus diesen Pilgerbeschreibungen die ursprüngliche Form der Feier zu ermitteln. Dazu gehen sie im einzelnen zu weit auseinander. Diese Pilger hatten ja auch als Fremde oft gar nicht die Möglichkeit, das, was sie sahen — und staunend bewunderten, mit der gewünschten, nur dem Eingeweihten zustehenden Klarheit zu erfassen. Darum möchte ich für die Beantwortung der Frage, wie war in alter Zeit das Fest des heiligen Lichtes beschaffen, lieber eine andere, mehr offizielle Quelle zugrunde legen, das alte Typikon (Gottesdienstordnung) der Grabeskirche, das in einer Handschrift erhalten ist, die sich jetzt in der Patriarchatsbibliothek in Jerusalem befindet¹. Diese alte Schrift bringt eine ausführliche Schilderung der gottesdienstlichen Feiern nebst Angabe der Gesänge, die während der Karwoche in der Grabeskirche abgehalten wurden. Dieses Typikon stellt natürlich für die Zeit, in der die beschriebenen kirchlichen Feiern stattfanden, eine Quelle von ganz anderem Werte dar als alle Pilgerberichte zusammen.

Aus welcher Zeit aber stammt dieses kirchliche Festbuch? Darüber ist bis auf den heutigen Tag noch keine Einigkeit erzielt. In dem Hellenikon Proskynetarion des Joannides (Jerusalem 1877, S. 239) wird es dem 10. Jahrhunderte zugerechnet, der Herausgeber Papadopoulos-Kerameus verlegt es genau aufs Jahr 1122, aus

Jerusalem II, S. 292. Jetzt glaubt das Volk, daß das Licht aus dem Grabe hervorbreche. Als einmal die Grabeskirche von den Armeniern verschlossen wurde, um die Griechen von der Lichtfeier auszuschließen, sei es auf das Gebet der Griechen von innen herausgebrochen, weshalb die Säule links von der Tür teilweise verbrannt sei. Der Glaube sticht im Einklang mit der griechischen Verherrlichung des Grabes, welche es als wunderkräftig erscheinen läßt. Schon Sophronius redet es im 7. Jahrhundert an: „Du Lzean immer lebendigen Lebens und wahrhaften Vergessens, o Lichtbringendes Grab!“ Photius redet von ihm als dem „heilsamen Grabe“, der „Quelle unsrer Unsterblichkeit“. Die beim Heiligen Grabe gebrauchten Gesänge sind reich an derartigen Ausdrücken. D.]

¹ Herausgegeben von N. Papadopoulos-Kerameus, *Analecta hierosolymitikes stachylogias* II, S. 1—251.

dem die Handschrift stammt, während A. Baumstark¹ ein viel höheres Alter annimmt und die Schrift auf die Verhältnisse des 8. Jahrhunderts bezieht. Wäre dieser Ansaß richtig, so hätten wir in dem Typikon eins der ältesten, vielleicht das älteste Dokument überhaupt, das vom „heiligen Licht“ redet. Darum ist es geboten, auf die Argumentation Baumstarks einzugehen. Er behauptet, das Typikon könne unmöglich aus der Zeit um 1122 stammen, als die Lateiner die Herren der Grabeskirche waren; denn der griechische Kultus werde darin als der allein maßgebende hingestellt, von irgendwelchen Mit- oder gar Vorrechten einer anderen Konfession sei nichts zu entdecken. Das Typikon schildere also nicht den gottesdienstlichen Zustand der Gegenwart von 1122, sondern einen viel älteren. So deutet Baumstark eine Stelle der Schrift (S. 99, Z. 12) in dem Sinne: „so war der Brauch“, heute herrscht er nicht mehr. Ferner findet er an verschiedenen Einzelangaben des Typikons allerlei Widersprüche, die ihn zur Annahme von Interpolationen und Nachträgen in eine ältere Vorlage veranlassen, Widersprüche, die sich ihm teils aus einem Vergleiche mit dem alten Pilgerberichte der Silvia-Netheria oder auch mit späteren, wie dem des Daniel, ergeben, teils auch aus dem Umstande, daß einmal (S. 147) die näheren Bestimmungen des Ortes und der Teilnehmer an einer Feier innerhalb weniger Zeilen verschiedene Aussagen zu enthalten scheinen. Auch die Art, wie vom heiligen Feuer gesprochen werde, verrate, daß man darin noch nichts Wunderbares gesehen habe, daß also damals noch der uralte römische Eiterbrauch von dem verborgenen Feuer² in Übung gewesen sei. Auf diesem hier nur kurz angedeuteten Beweise gelangt schließlich Baumstark namentlich unter Vergleich mit den Reiseberichten des Bernhard und Willibald zu dem genannten Resultate: das Typikon ist inhaltlich in die Zeit vor 725 hinaufzurücken. Ich meine jedoch, daß diese Argumentation nicht stichhaltig ist, weil sie zu viel beweisen will. Die Schrift ist ja nicht für das große Publikum, sondern für die Priester zur Einübung der gottesdienstlichen Feiern bestimmt; nur zu einem solchen Zwecke schreibt man doch ein solches Werk. Daraus ergibt sich aber, daß sie sich über viele Dinge ganz kurz ausdrücken kann, und daß man nicht annehmen darf, irgendwelche Vorstellungen oder Einrichtungen, die unerwähnt bleiben, seien damals unbekannt

¹ A. Baumstark, Die Heiligtümer des byzantinischen Jerusalem nach einer übersebenen Urkunde (Oriens Christianus 1905, S. 227 ff.), Die Modestianischen und die Konstantin. Bauten am Heiligen Grabe zu Jerusalem (1915), S. 23 f.

² S. unten S. 97.

gewesen; so darf man z. B. aus dem Umstande, daß in diesem für eingeweihte Priester verfaßten Buche so kurz vom „heiligen Licht“ gesprochen wird, nicht schließen, sein wunderbarer Charakter sei damals noch nicht betont worden. Ebenjowenig beweiskräftig ist für mich ein Vergleich mit den Reiseberichten der Pilger; es sind das zu disparate Elemente, die hiermit auf eine Stufe gestellt werden, und wenn z. B. bei Daniel die nach der Zerstörung durch Hafim 1010 entstandenen Neubauten als ziemlich kümmerlich dargestellt werden, im Typikon aber davon nichts erwähnt wird, so ist daraus für die Zeitangabe nichts zu entnehmen. Auch die so stark betonte Vergangenheit eines Brauches muß nicht den angenommenen Gegensatz enthalten, sondern gibt ganz guten Sinn als die Bemerkung des Verfassers, der damit den geschilderten Teil der kirchlichen Feier abschließt. Und schließlich ist es wirklich wahrscheinlich, daß ein Schreiber im Jahre 1122 eine Gottesdienstordnung aufzeichnet, die nicht mehr in Gebrauch genommen werden kann und für die Gegenwart gar nicht paßt? Bei einer solchen Schrift herrschen doch praktische Gesichtspunkte vor, und nicht solche rein wissenschaftlich-antiquarischer Art. Dies alles führt mich dahin, die Zeitangabe Baumstark's abzulehnen und bei der von Papadopoulos-Kerameus gebotenen Fixierung auf das Jahr 1122 stehen-zubleiben.

Wie ging also die Zeremonie des heiligen Lichtes zu dieser Zeit vor sich? Das Typikon gibt uns folgende Schilderung¹: „In der zweiten Stunde des heiligen Tages (des Karsonnabends) kommen die „Salbenträger“ und sollen beginnen, die Lampen zu waschen. Sie sollen sie instand bringen und sie ins Innere des hochheiligen und lebenspendenden Grabes setzen in Gegenwart des Patriarchen und des Archidiacons und des Deuterarios und Paramonarios und dreier Diaconen und Sänger. Bei dieser Arbeit wird der erforderliche Horengesang erledigt. Und wenn sie damit fertig sind, die Lampen zu reinigen und sie danach instand setzen (artizun), erfolgt nach Gesang eines vorgeschriebenen Hymnus die Beendigung dieser Feier. Dann schließt der Patriarch das Heilige Grab zu, nimmt die Schlüssel an sich, und nun löscht man alle Lampen des Gotteshauses aus. Darauf geht der Patriarch in den für die Katechumenen bestimmten Raum, um dort die Horen zu singen. Um die neunte Stunde kommt er mit der Geistlichkeit, alle in weißer Kleidung, zur Anastasisrotunde, ohne daß ein Licht angezündet oder Weihrauch gestreut wird. Die Liturgie des

¹ N. a. S., S. 179 ff.

Abendgottesdienstes wird nun hinter dem Grabgebäude abgehalten.“ Die Angaben des Typikons sind hier zum Teil recht abrupt, so daß es schwer ist, sich von allen Einzelheiten ein deutliches Bild zu machen. Den Hauptbestandteil dieses Stückes der Feier bilden allerlei Hymnen, darunter auch das bekannte Phos hilaron. Daran schließt sich die Verlesung von 15 alttestamentlichen Stücken (propheten); die wichtigsten unter ihnen sind: 1. M. 1, 1—5, Jes. 60, 1—16, 2. M. 12, 1—11, Jon. 1—4, Jos. 4, 19—5, 15 (?), 2. M. 13, 20—15, 19, Zeph. 3, 8—15, 1. K. 17, 2—24, Jes. 61, 10—62, 5, 2. M. 22, 1—18, Jes. 61, 1—10, 2. K. 4, 8—37, Jer. 31, 27—34 (?), Dan. 3. Nach diesen alttestamentlichen Weissagungen begibt sich der Patriarch zu dem Altarplatz (der Anastasjrotunde) und beginnt, mit seinem Gefolge die Kirche rings um das Heilige Grab zu beräuchern. Dreimal gehen sie darum herum, wobei es aber immer noch geschlossen bleibt. Unter Räucherung zieht man weiter nach Golgotha, zum „Heiligen Garten“¹, zum „Heiligen Konstantin“ (d. h. zur großen Basilika) und zum „Heiligen Gefängnis“², bis man schließlich zu der (nordöstlichen) Tür der Anastasjrotunde kommt, die die „Pforte der Salbenträger“ genannt wird. Dann treten alle in den Altarplatz der Anastasjrotunde ein, und der Patriarch beginnt unaufhörlich das Kyrie eleison zu beten. Darauf verläßt der Patriarch zusammen mit dem Archidiacon und Protodiacon den Altarplatz, beide fassen rechts und links seine Hände, vor ihnen geht der Sakellarios, hinterdrein folgen ihnen der Paramonarios und Kastrijos. Nunmehr berührt der Patriarch, vor dem Altarplatze niederfallend, mit dem Angesicht den Erdboden und bittet unter Tränen für die Sünden des Volkes. Dreimal streckt er die Hände zum Himmel empor, ebenso machen es seine Begleiter, das Volk ruft ununterbrochen sein Kyrie eleison. „Und dann, wenn der Patriarch und seine Begleiter in das Heilige Grab eingetreten sind, fällt er dreimal auf sein Antlitz und bittet und fleht für sich und das Volk. Und dann soll er an dem heiligen Lichte anzünden³ und es dem Archidiacon und dieser dem Volke geben.“ Darauf geht man unter Psalmengefang und Fackelbeleuchtung zur Konstantinsbasilika, wo der Gottesdienst weiter fortgesetzt wird. Von hier geht der Patriarch zur

¹ PJB 1913, S. 111.

² Ebenda S. 111 f.

³ Was er an dem heiligen Lichte anzünden soll, ist nicht gesagt. Am einfachsten wird man an irgendwelche Kerzen denken; die „zurechtgemachten“ Lampen im Grabgebäude sind wohl kaum gemeint; denn diese werden doch nicht an den Diacon weitergegeben, sondern hingen gewiß damals wie heute über dem Grabe.

Taufkapelle (photisterion), um die Taufen vorzunehmen, dann kehrt er wieder zur Konstantinsbasilika zurück, wo die Feier ihren Abschluß findet unter der Leitung des Protopapas, während der Patriarch zum Heiligen Grabe geht, um im Innern über dem Heiligen Steine¹ die Liturgie des Jakobus abzuhalten. Ein längeres Gebet, das uns noch weiter unten beschäftigen wird, beschließt das Ganze. Alles Volk verläßt die Kirche, die vollständig leer bleibt und sorgfältig abgeschlossen wird.

Neben mancherlei bedeutenden Unterschieden erkennt man doch auch sofort die Ähnlichkeiten in dem damaligen Ceremoniell mit der heutigen Feier. Hier wie dort finden die endgültigen Vorbereitungen zum Empfange des heiligen Lichtes am Sonnabend früh statt, und zwar in feierlicher Gegenwart der offiziellen Vertreter der höheren Geistlichkeit, beidemale wird dann das Grab sorgfältig verschlossen und sämtliche Lampen im Gotteshause ausgelöscht, beidemale wird das Heilige Grab in feierlicher Prozession dreimal umkreist, worauf der Patriarch, von seinen Begleitern geführt, das Grab betritt, dort zu Boden fällt zum Gebete und das heilige Licht den Gläubigen herausreicht, unter die es dann weiter verteilt wird. Man kann also die heutige Form der Feier als eine natürliche und geradlinige Fortentwicklung jener alten wiedererkennen.

Eins hat aber neben anderen unbedeutenderen Punkten vor allem stets die Verwunderung der Leser in diesem alten Typikon erregt, daß mit keinem Worte auf den wunderbaren Charakter des Lichtes hingewiesen wird. Daß dieser deswegen damals nicht unbekannt zu sein brauchte, habe ich oben schon hervorgehoben. Hier muß ich noch auf die Ansicht Klameths eingehen, der in seiner Monographie über das heilige Feuer sich auch eingehend mit diesem Typikon beschäftigt hat. Er stellt S. 22 ff. die Vermutung auf, mit der er aber im weiteren wie mit einer sicheren Tatsache rechnet, daß das „Zurüsten“ der Lampen im Grabe so zu verstehen sei, daß die „Salbenträger“ sie „mit Öl hinreichend gefüllt und angezündet“ und „in brennendem Zustande im Grabe zurückgelassen“ hätten, es sei also von vornherein Licht im Grabe zurückgeblieben, von irgendeinem wunderbaren Vorgange könne und solle nach dem Typikon also keine Rede sein. Wenn davon geredet wird, daß alle Lampen im Heiligtum ausgelöscht werden, so bemerkt Klameth anmerkungsweise dazu: „vom Grabe wird geschwiegen“; dort also habe das Licht weiter fortgebrannt, von dem schließlich wie von etwas ganz Selbsterständlichem gesprochen werde. Auf Grund dieser

¹ Im Vorraum des Grabes.

Auslegung des Textes glaubt Klameth auch den damals in der Grabeskirche geübten Brauch mit dem in der alten römischen Kirche bezeugten identifizieren zu können; dort nämlich wurden am Gründonnerstage drei große Lampen an einer entlegeneren Stelle des Gotteshauses aufbewahrt, damit sie das „alte Licht“ bis auf den dritten Tag hinüberretten. Von diesen Lampen wird am Heiligen Sonnabend Feuer zur benedictio fontis genommen und durch den Priester „erneuert“. Ich halte jedoch die gesamte Auslegung des Typikontextes für verfehlt, weil auf diese Weise Dinge in ihn hineingelesen werden müssen, die ihm ganz fernliegen. Davon nämlich, daß die „Salbenträger“ in den Lampen im Heiligen Grabe das Licht entzünden, steht auch nicht ein Wort im Text. Das „Zurüsten“ derselben besagt nichts anderes, als daß alles hergerichtet wird, damit die Lampen dann im entscheidenden Momente brennen können. Wenn sie wirklich schon zu Beginn der Feier brennend zurückgelassen worden wären, wozu dann das ganze feierliche Zeremoniell in Gegenwart der Geistlichkeit, wozu die vielen die ganze Handlung begleitenden Gesänge, wozu das sorgfältige Abschließen des Grabes? Dann bliebe all die großartige Zurüstung der feierlichen Handlung, die doch auf etwas besonders Einzigartiges hinweisen muß, zwecklos. Die Worte müssen vielmehr bei ihrem schlichten Sinne belassen werden und besagen, daß die Lampen zwar gereinigt und zum Gebrauch „zugerüstet“, aber eben nicht brennend im verschlossenen Grabe zurückgelassen werden, und daß, wenn später der Patriarch aus dem Grabe das heilige Licht hinausgibt, damit ein und derselbe Vorgang vorausgesetzt ist, den die Pilger als jenes große Wunder beschreiben. Wenn also von einem „alten Licht“ in der Schilderung des Typikons gar nicht geredet werden kann, so fällt für mein Empfinden auch jede Beziehung zu jener altrömischen Feier hinweg. Denn einmal ist es doch ein gewaltiger Unterschied, ob in Rom an einem secretiori ecclesiae loco, wenn dieser sich auch im Innern des Tabernakels befindet, oder in Jerusalem im Innern des Heiligen Grabes ein Feuer aufbewahrt wird, und außerdem wird doch ausdrücklich gesagt, daß die Zurüstung in der Grabeskirche am Morgen des Karsonnabends vor sich geht; von einer Herüberrettung des Feuers vom Gründonnerstage her kann also in keiner Weise gesprochen werden.

Wieweit über die Zeit der Kreuzzüge hinaus läßt sich nun aber noch das Vorkommen dieses heiligen Lichtfestes zurückverfolgen? Bisher galt immer als erster, der es erwähnt, der fränkische Mönch Bernhard, der um 870 nach Palästina kam und in einer ziemlich knappen Schilderung von dem heiligen Feuer berichtet, das am Ostersonnabende von Engels-

hand entzündet werde. Am frühen Morgen, so erzählt Bernhard, beginnt in der Grabeskirche das Messopfizium, nach dessen Beendigung Kyrie eleison gesungen wird, bis das Feuer in den über dem Grabe hängenden Lampen zur Erscheinung gelangt. So ist es ein Abendländer, dem wir die erste Kunde von diesem sonderbaren Feste verdanken, eine etwa gleichzeitige orientalische Quelle, die davon erzählte, gibt es nicht. Dieser Umstand, daß zuerst ein Okzidentale das heilige Feuer erwähnt, hat den anfangs genannten Griechen Korais veranlaßt, die auch sonst bei den Griechen verbreitete Vermutung von dem abendländischen Ursprunge des heiligen Feuers genauer dahin zu definieren, die Franken hätten diese Feier aus gewinnsüchtigen Gründen im 9. Jahrhunderte eingeführt. Denn als nach dem Tode Karls des Großen, der mit dem Kalifen Harun al-Raschid günstige Bedingungen über die Behandlung der Pilger in Palästina abgemacht hatte, die Verhältnisse für die Christen allmählich schlechter wurden und infolge der Bedrückungen von seiten der Araber die Wallfahrerscharen abnahmen, insolgedessen aber auch die Einnahmen sich verminderten, habe man sich genötigt gesehen, ein neues zugkräftiges Mittel zu erfinden, das die Pilger wieder in größeren Massen herbeiziehe, — und so habe man das Wunder des heiligen Lichtes erfunden. Es ist wohl selbstverständlich, daß diese Vermutung, die das Ganze auf einen böswilligen Priesterbetrug gründet, allzu haltlos ist, als daß man ihr irgendwelche Bedeutung beilegen könnte.

Übrigens hat man neuerdings den Nachweis erbringen wollen, daß eine orientalische Quelle bereits aus dem 8. Jahrhunderte das heilige Licht erwähne¹. In der Lebensbeschreibung eines gewissen Theodor, Bischofs von Edessa, eines früheren Mönchs aus dem Kloster Mar Saba, der in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts wirkte und dessen Leben von seinem Neffen erzählt wird, findet man die Stelle: Nachdem Theodor in Jerusalem von den Patriarchen Antiochias und Jerusalems am Karfreitage zum Erzbischofe geweiht worden war, „blieb er mit ihnen noch den Karfreitag und den heiligen Sonnabend zusammen, und als er nach der Entzündung der Lampen in der heiligen Anastasis(kirche) durch himmlisches Licht zusammen mit den Patriarchen die Liturgie abgehalten und ebenso noch das heilige Ostern mit ihnen gefeiert hatte, kehrte er zu seiner Laura zurück, um den Vätern Lebewohl zu sagen.“ Hier wird freilich unmißverständlich das Fest des wunderbaren heiligen Lichtes erwähnt, und Pshokylides meint

¹ Joh. Pshokylides in Nea Sion 1911, S. 226 ff.

Darum auch, somit sei nun für alle Male diese Feier durch eine unzweideutige Quelle ein Jahrhundert früher nachgewiesen, als man bisher angenommen hatte. Mir erscheint diese Stelle jedoch nicht so beweiskräftig, denn die Lebenszeit dieses Theodorus Edessenus wird von manchen erst im 12. Jahrhundert angelegt, ja andere behaupten sogar, Theodorus Edessenus und Theodorus Sabbaïta seien zwei verschiedene Personen¹. Und solange diese Fragen nicht genügend geklärt sind, möchte ich diese Stelle, die das heilige Licht in Jerusalem schon im 8. Jahrhundert nachweist, lieber nicht verwerten.

Was die davorliegenden Jahrhunderte anlangt, so hat man behauptet, es sei sicher bewiesen, daß diese Feier des heiligen Lichtes am Ende des 4. Jahrhunderts nicht in Jerusalem bestanden haben könne. Dies ist nämlich die Zeit, in der man für gewöhnlich — trotz der vom sprachlichen Gesichtspunkte aus erhobenen Einwände — den Reisebericht der aquitanischen Pilgerin Aetheria=Silvia geschrieben sein läßt. In diesem ausführlichen Schriftstücke gibt die Verfasserin einen genauen Überblick über die kirchlichen Feste, die in Jerusalem gefeiert wurden, und die sie selbst miterlebte, sie schildert eingehend die Feierlichkeiten während der Karwoche — aber von der Feier des heiligen Lichtes am Osterjonnabende sagt sie nichts. Damit sei, so behauptet man, klar bewiesen, daß dieses oder ein ähnliches Fest zu ihrer Zeit noch nicht bekannt gewesen sei. Aber, wenn Aetheria auch vom heiligen Licht direkt nichts erzählt, so ist damit ihr Bericht für uns nicht bedeutungslos. Sie betont nämlich zweimal ganz kurz hintereinander, daß die Vigilien am Osterjonnabende, d. h. also die Feier, in der der Zeit nach das heilige Licht erscheint, ganz in der gleichen Weise wie in ihrer Heimat gefeiert werden, und wir werden noch hören, daß den jerusalemitischen verwandte Lichtzeremonien schon aus alter Zeit auch für Gallien und Spanien bezeugt sind. Außerdem befindet sich bei Aetheria dort, wo sie von den täglich in Jerusalem stattfindenden gottesdienstlichen Feiern erzählt, eine Stelle, in der die gottesdienstliche Handlung um die 10. Tagesstunde, also etwa um vier Uhr nachmittags, das sogenannte Lychnikon (Lucernare) geschildert wird. Da heißt es: „Das gesamte Volk versammelt sich in der Anastasis, alle Lampen und Kerzen werden angezündet, und ein unermessliches Licht entsteht. Das Licht wird aber nicht von draußen heringebracht, sondern aus der inneren Höhle herausgegeben (wörtlich: *ejicitur*), wo Tag und Nacht

¹ Vgl. hierüber A. Ehrhard, Das griechische Kloster Mar Saba in Palästina (Römische Quartalschrift 1893, S. 54 ff.).

eine Lampe brennt, nämlich innerhalb der „Gitter“ (des umhegten Platzes vor der Grabkapelle), und es werden Psalmen und Wechselgesänge bei dieser Lichterfeier längere Zeit gesungen.“ Damit ist uns ein täglich sich wiederholender Vorgang, freilich durchaus kein wunderbarer, genannt, bei dem aus dem innern Grabheiligtume ein Licht herausgereicht wird, an dem sich dann alle in der Kirche befindlichen entzünden. Das sieht doch aus wie ein unbedeutender Anfang, aus dem sich dann unter irgendwelchen uns noch unbekanntem Einwirkungen die Feier herausentwickeln konnte, die heute und schon seit vielen Jahrhunderten das Fest des heiligen Lichtes ausmacht.

Daß gewisse Lichtriten in der Grabeskirche von jeher im Brauche waren, dafür haben wir noch bestimmte Zeugnisse in zwei Gottesdienstordnungen, die in die Zeit zwischen Silvia-Aetheria und Bernhard fallen. So erzählt uns einmal ein altarmenisches Ritual, das nach Baumstark¹ auf eine vor 460 anzusehende Vorlage zurückzuführen ist, daß folgender Vorgang in Jerusalem üblich war (Conybeare S. 522): „Gegen Abend am Sabbatstage entzünden sie eine Fackel in der heiligen Anastasis. Erst rezitiert der Bischof Ps. 113, 2, und dann zündet der Bischof drei Kerzen an, und nach ihm die Diakonen und dann die ganze Gemeinde.“ Das andere, vielleicht noch wichtigere Dokument ist ein georgisches Typikon von Jerusalem², wie der Herausgeber Kefelidze meint, im 7. Jahrhundert, genauer um 640 entstanden. Möglicherweise jedoch ist es, wie Abel in *Revue Biblique*, Nouv. Série XI. S. 454 behauptet, besser ums Jahr 720 anzusehen. Die hier gegebene Schilderung stimmt weithin mit der des Typikons von 1122 überein. Auch hier ist mit dem Lichtritus eine Verlesung von zwölf alttestamentlichen Schriftstellen verbunden, von denen neun mit den oben genannten fünfzehn des Typikons von 1122 (wenn auch nicht bis auf den Vers genau) übereinstimmen. Von dem Akt selbst, um den es sich für uns vor allem handelt, heißt es kurz: „Der Bischof gibt einen Kuß den Priestern und Diakonen, segnet die Kerzen und zündet die Lampen an.“ Ebenfalls schließt sich daran eine Feier für die Neugebauten. Der

¹ In Liter. Rundschau für das kath. Deutschland 1914, Sp. 477. Herausgegeben ist dies Lexikon von Conybeare in *Rituale Armenorum*, S. 516—527.

² Corn. S. Kefelidze, ein jerusalemener Kanonarium des 7. Jahrhunderts (russisch), *Dijis* 1912. Es ist griechisch übersetzt von Archimandrit Kallistos in *Nea Sion* 1914, S. 35 ff., 202 ff., 310 ff. Herr Dr. Th. Kluge fertigt, wie Herr Dr. Baumstark mir lebenswürdigst mitteilte, augenblicklich eine deutsche Übersetzung für den *Oriens Christianus* an und übersandte mir seine Übersetzung der hier in Betracht kommenden Stelle schon vor deren Drucklegung. Auch an diesem Orte möchte ich ihm für seine Freundlichkeit meinen Dank aussprechen.

dreimalige Umzug durch die Kirche, das Anstimmen des Liedes Phos hilaron geht auch hier vor sich, wenn auch die Reihenfolge im einzelnen anders ist.

Wenn nicht auch in diesen für Eingeweihte verfaßten Schriften manches Wichtige ungesagt geblieben ist, muß man annehmen, daß also bis etwa 720 in Jerusalem einfache Riten mit Segnung der Osterkerze und des neuen Lichtes üblich waren, wie wir ihnen in ähnlicher Form noch in der gesamten alten Kirche begegnen werden, und wie sie in der römischen Kirche heutzutage bestehen. Von einem wunderbaren heiligen Feuer scheint demnach (immer unter dem genannten Vorbehalte) bis 720 in Jerusalem nichts bekannt gewesen zu sein.

Dann wäre also die Zeit von 720—870 als der Bereich für die endgültige Ausgestaltung der Feier des heiligen Lichtes, wie sie noch jetzt statthat, anzusehen. Was im letzten Grunde den Gedanken an einen wunderbaren Vorgang dabei hervorgerufen hat, wird sich wohl nicht mehr klar ergründen lassen. Daß dieser Umstand irgendwie mit der Tatsache zusammenhängt, daß dazumal das bis ins 7. Jahrhundert christlich regierte Land nunmehr unter fremde, nicht christliche Herrschaft kam, halte ich nicht für unwahrscheinlich. Derartige Gedankenverbindungen mögen wenigstens zu der von alten Pilgern aufgestellten Behauptung geführt haben, Gott habe das heilige Licht den von den Mohammedanern unterdrückten Christen als Trost geschenkt¹. Erst recht ungewiß ist die Vermutung Klameths, der infolge der Beziehungen Jerusalems im 7. Jahrhundert zu den Persern an irgendwelche Einflüsse denkt, die von persischen Feuerriten ausgegangen seien, oder auch das sogenannte griechische Feuer in den Kreis seiner Betrachtungen mit einzieht. Es wird wohl auch für uns darum bei dem Resultate sein Bewenden haben, zu dem schon ein alter Pilger¹ vor vielen Jahrhunderten gelangt war: „seit wann dieses (Wunder) zu geschehen begonnen hat, ist der lateinischen Welt unbekannt“.

B. Der Sinn der Feier.

Um die ursprüngliche Bedeutung der Feier des heiligen Lichtes zu ergründen, müssen wir sie zunächst der bisher angewandten Einzelbetrachtung entziehen und in den großen Zusammenhang all der kirchlichen Feuer- und Lichtriten stellen, die an diesem Tage auch sonstwo vorkommen. Da liegt es nun am nächsten, vor allem den in allen

¹ S. Mosheim a. a. D., S. 241.

römisch-katholischen Pfarrkirchen geübten Bräuchen unsre Aufmerksamkeit zu widmen. Nach dem Missale Romanum¹ sind für diese Zeit folgende Vorschriften gegeben: Schon am Gründonnerstage verlöschen in der Kirche sämtliche Lichter, sogar mit der ewigen Lampe wird keine Ausnahme gemacht. Das Tabernakel wird geöffnet, und in großer Prozession wird das heiligste Sakrament nach einer Kapelle oder einem Nebenaltar fortgetragen. Damit soll die „Verlassenheit der Kirche von ihrem Bräutigam“ gekennzeichnet werden; die Zeit der Trauer um das Leiden Christi hat begonnen. Dieser lichtlose Zustand der Kirche dauert bis zum Karfreitagabend, an dessen Morgen die Feiern stattfinden, die uns für unsern Zusammenhang interessieren. Es sind dies: die Weihe des Feuers und des Weihrauchs, dann folgt die Weihe der Osterkerze, daran schließt sich die Lesung der Propheten und hierauf in Pfarrkirchen die Weihe des Taufwassers; den Schluß dieser festlichen Handlungen bildet die Messe. Die Weihe des neuen Feuers und des Weihrauchs wird vor der Kirche oder an ihrem Eingange vollzogen. Man schlägt Feuer aus einem Steine² und zündet Holzkohlen damit an. „Wie das vorgängige Auslöschen aller Lichter in der Kirche anzeigt, daß der Alte Bund nicht mehr besteht, so bedeutet die Ankunft des neuen Feuers zugleich die Verkündigung des Neuen Bundes, den Jesus, das Licht der Welt, gebracht hat.“ Außerdem werden noch fünf Weihrauchkörner geweiht; sie sollen nach kirchlicher Ansicht an die von den Frauen bereiteten Spezereien erinnern. Daß beide Weiheakte vor der Kirche stattfinden, wird damit begründet, daß das Grab Jesu außerhalb der Tore Jerusalems lag. Nachdem der Pfarrklerus zu dem auf die genannte Weise hervorgebrachten neuen Feuer in feierlichem Aufzuge herangetreten ist und es geweiht hat, zündet man an ihm eine Kerze an. Hierauf ergreift der Diakon eine dreiarmlige Kerze (Symbol der Dreieinigkeit), man geht in die Kirche hinein, der Diakon zündet einen der drei Arme an und singt niederkniend „Lumen Christi“, worauf die andern antworten: „Deo gratias“. Dasselbe wiederholt sich in der Mitte der Kirche sowie in der Nähe des Altars. Die dreiarmlige Kerze findet dann auf dem Hochaltar ihre

¹ Ich habe das vollstündliche „Messebuch der heiligen Kirche“, bearbeitet von Anselm Schott, 12. Aufl., Freiburg i. B. (ohne Jahreszahl), benutzt.

² Die katholische Kirche scheint heutzutage diesen Stein symbolisch als den Eckstein auszuweisen, als der Christus mehrmals im Neuen Testament bezeichnet wird. Diese Deutung ist sicher nicht ursprünglich. Ein Stein, aus dem man Feuer schlägt, läßt nicht an einen Eckstein denken, der das ganze Gebäude trägt, und was hätte dann der Brauch des Feuer Schlagens für einen Sinn?

Aufstellung, an ihr werden auch die übrigen Lampen der Kirche, auch die ewige Lampe mit einbegriffen, angezündet¹. Weiterhin wird nun das neue Feuer zur Entzündung der Osterkerze verwandt, in der man ein Sinnbild des Mensch gewordenen Gottesohnes sieht². „Sie ist das Bild des auferstandenen Christus, der lichtstrahlend in Herrlichkeit das Grab verließ. Das Wachs bedeutet seinen reinsten, heiligsten Leib, der Docht seine Seele, die Flamme seine Gottheit.“ Der Diakon legt bei dieser Feier ein weißes Gewand an, das dem Augustin (wahrscheinlich mit Unrecht) zugeschriebene Praeconium paschale: Exsultet iam angelica turba, wird nun angestimmt und ein längeres Gebet gesprochen, aus dem hervorgeht, daß man diese Kerze in Beziehung setzt zu jener rettenden Feuerfäule, die den Israeliten bei ihrem Auszuge aus Ägypten und ihrem Durchzuge durch das Rote Meer voranleuchtete. In Verbindung mit diesen Weiheriten des Feuers und der Osterkerze steht auch die Taufwasserweihe, die daher mit jenen in einem innerlich bedingten Zusammenhange sich befinden muß. Während der Vorbereitungen zu diesem Akte erfolgt die Lesung von zwölf alttestamentlichen Schriftstellen, „worin die Bedeutung des Wassers in der Welterschöpfung und Weltregierung oder sonstige Wahrheiten, besonders über innere Neubelebung, dargelegt werden.“ Die zwölf Stellen sind: 1. M. 1, 1—31 und 2, 1—2; 5, 31—8, 21; 22, 1—19, 2. M. 14, 24 bis 15, 1, Jes. 54, 17—55, Baruch 3, 9—38, Ez. 37, 1—14, Jes. 4, 1—6, 2. M. 12, 1—11, Jon. 3, 1—10, 5. M. 31, 22—30 und 32, 4, Dan. 3, 1 bis 24³. In feierlichem Zuge gehts zum Taufsteine, voran wird die Osterkerze getragen — ein Sinnbild des Durchzugs durchs Rote Meer. Unter mancherlei Gesängen und Gebeten wird das Taufwasser vom Priester mit der Hand kreuzförmig geteilt, dann angehaucht, und hierauf wird die Osterkerze dreimal in das Wasser getaucht, wobei die Worte gesprochen werden: „Es senke sich in diese Füllung des Beckens die Kraft des Heiligen Geistes und befruchte das ganze Wesen dieses Wassers mit der Wirkung der Wiedergeburt!“ Nach abermaliger drei-

¹ [Das deutsche Volk nahm früher daran angeglühte Kohlen mit nach Hause, um sie bei Gewitter zum Schutz gegen Blitzgefahr anzuzünden. So in Görlik noch um 1600 nach J. C. Puse's Umlaufszettel für 1819. D.]

² [Man betrachtete sie auch als brennend zu Ehren Christi, „welcher zur Hölle gefahren und sie überwunden“. S. Puse a. a. D. In Frankreich war die Osterkerze Zeichen des am Karfionnabend beginnenden neuen Jahres, Grotensend, Zeitrechnung des deutschen Mittelalters I, S. 145. D.]

³ Sechs Stellen davon hat (wenn auch nicht genau) das oben genannte georgische Typikon.

maliger Anhauchung wird die Osterkerze wieder aus dem Wasser genommen. Es ist klar, daß damit eine Taufhandlung sinnbildlich dargestellt werden soll. Ob die Taufe Christi im Jordan oder vielmehr entsprechend dem als Taufe gedachten Durchzuge Israels durchs Schilfmeer dieser das christliche Sakrament prophetisch darstellende Vorgang, wage ich nicht zu entscheiden. Es folgt noch die Salbung des Wassers mit Salböl, woran sich bald darauf die Messe des Tages anschließt.

Daß zwischen diesen Weiheriten, die in der heutigen katholischen Kirche noch stattfinden, und jenem heiligen Licht, das am Karsonnabende in der Grabeskirche Jerusalems erscheint, eine starke innere Verwandtschaft, wenn nicht sogar noch mehr, besteht, ist ohne weiteres erkennbar. In beiden Fällen wird ein auf ungewöhnliche Weise hervorgebrachtes Feuer verwandt, beidemale wird es in einen bis dahin dunkel gelassenen Raum gebracht, und alle Lampen und Lichter, die sich dort befinden, werden an ihm entzündet, beidemale erfolgt im Zusammenhange mit diesem Feuer eine feierliche Prozession des Pfarrklerus, beidemale trägt der amtierende Geistliche ein weißes Gewand, beidemale vor allem steht die Feier in engster Verbindung mit der Taufe; ebenso wie es im Typikon geschildert war, geht der Feuerritus unmittelbar in den vom Taufgedanken beherrschten Akt über. Auch in der katholischen Kirche werden eine Reihe von alttestamentlichen Schriftstellen verlesen, und viele von ihnen sind die gleichen wie die im Typikon angegebenen. Damit ist ein deutlicher Hinweis darauf gegeben, daß die katholische Feier der Feuer- und Kerzenweihe und das Jerusalemer heilige Licht in engstem Zusammenhang gestellt werden müssen. Denn mag auch in Ost und West die Art der Feier im einzelnen verschieden sein, wie sollte sich diese merkwürdige Übereinstimmung hinsichtlich eines großen Theils der verlesenen Schriftabschnitte anders erklären lassen, als daß ihnen ein und derselbe Grundgedanke vorschwebt, auf den sie sich beziehen? Auch daß der Durchzug durchs Schilfmeer in seiner die Taufe sinnbildlich darstellenden Bedeutung in der heutigen katholischen Liturgie besonders erwähnt wird, stimmt zu dem, was wir von der Verwendung dieser Schriftstelle beim Feste des heiligen Lichtes wissen. Im Zusammenhange mit der am Karsonnabende stattfindenden Taufe ist sie von Wichtigkeit gewesen, und mancher Pilger, z. B. Daniel, erwähnt sie vor andern ausdrücklich.

Größer noch und enger wird der Zusammenhang zwischen abendländischem und morgenländischem Feuerritus am Karsonnabende, wenn wir die im Okzident früher gebrauchten liturgischen Formulare

ins Auge fassen. Die heutige Form ist in mancher Beziehung eine Fortbildung eines in alter Zeit geübten Brauches, vieles davon ist erhalten geblieben, manches Charakteristische aber verloren gegangen. Neben anderem ist das vor allem ein großer Unterschied gegenüber dem Orient, daß bloß ein Diakon der hauptsächlich Handelnde ist, und dadurch, daß das Feuer außerhalb des eigentlichen Kirchenraums hervorgebracht wird, ihm ein geringerer Wert beigelegt werden könnte, der dann freilich zu der ganzen Feierlichkeit des Festaktes nicht recht stimmen würde. Überhaupt ist außerhalb der katholischen Kirche dieser ganze Akt ziemlich unbekannt, man hat als Fernerstehender den Eindruck, als ob ihm heutzutage keine allzu große Bedeutung beigegeben werde, als ob es eine Feier wäre, deren Einzelheiten auch im Katholizismus selbst undeutlich geworden sind und erst durch nachträgliche sinnbildliche Deutung für eine genügende religiöse Wertung wieder verwendbar gemacht werden müßten. Die alten abendländischen Formulare, aus denen, wenn auch nicht in geradliniger Entwicklung, doch irgendwie die heutige katholische Meßliturgie abzuleiten ist, oder — vorsichtiger ausgedrückt — in ihrem Werdegang verständlich gemacht werden kann, lassen uns nun erkennen, daß man in alter Zeit dieser Feuerweihe eine große Bedeutung zugemessen hat, und daß bei ihr mancherlei bedeutungsvolle Züge noch vorkamen, die heutzutage weit mehr abgeschliffen sind.

So werden uns in der mozarabischen sowie in der verwandten gallikanischen Liturgie folgende kirchliche Handlungen für den Karsonnabend bezeugt¹. Am Anfange der Vigilie dieses Tages wird das „neue Feuer“ gejehnet. In der dunklen Sakristei, die jedem Lichtstrahle unzugänglich ist, wird dem Bischof Stein, Zunder und ein „Feuerschläger“ (Stahl) gereicht, damit er mit diesen Dingen ein Feuer entzünde. Wenn der auf diese Weise vom Bischof angesteckte Zunder brennt, gibt man von ihm das Feuer weiter an eine Kerze und von dieser wieder an eine Lampe, die von einem Diakon gehalten wird, der nachher das „neue Feuer“ weihen soll. Diese Sitte, die „über viele Orte der Länder und die Gegenden Spaniens“ verbreitet war, droht im 7. Jahrhundert daselbst auszusterben, weil man sie damals nicht mehr recht verstand. Sie muß also damals schon ein hohes Alter besessen haben, sonst wäre ein derartiges Unverständnis nicht recht begreiflich. Nach der gallikanischen Liturgie bildete den Anfang der Feier eine Ansprache, die die Gläubigen aufforderte, Gott um Vergebung der Sünden anzusuchen. Auch für sie sind zwölf alttestamentliche Lektionen bezeugt,

¹ Vgl. hierfür sowie für die folgenden Ausführungen PRE³ Art. Passah.

größtenteils die gleichen, die auch heute noch bei der katholischen Kerzenweihe verwendet werden. Die Ähnlichkeit mit den Lektionen des Typikons der Grabeskirche ist insofern jedoch noch größer, als auch die Stelle aus dem Josuabuche für die gallikanische Liturgie bezeugt ist, die übereinstimmenden Stücke sich also noch um eins vermehren lassen. In Rom selbst war die Sitte der Kerzenweihe ursprünglich nicht bekannt, als erster soll sie Papst Josinius (417—418) für die Kirchen der Diözese, jedoch noch nicht für die päpstliche Kapelle gestattet haben. Ursprünglich hatte man dafür in Rom jene Sitte, das „alte Feuer“ vom Gründonnerstage herüberzuretten, die schon oben erwähnt ist. Allmählich jedoch drang dieses „neue Feuer“ von Spanien her siegreich auch in die Kirche Roms ein, und in einer Homilie Leos IV. (a. 847) heißt es: „am Ostersabbat werde nach Auslöschung des alten Feuers ein neues geweiht“, wozu noch ein Zusatz hinzusetzt: „und man verteile es unter das Volk, und ebenso das geweihte Wasser.“¹ Ähnliche Weiheriten des „neuen Feuers“ lassen sich für Afrika und Oberitalien schon im 5., ja vielleicht im 4. christlichen Jahrhundert nachweisen. In die fränkische Kirche ist ein entsprechender Feuerritus etwa seit 600 eingedrungen, auch Bonifatius hat sich mit dieser Sitte beschäftigt. Wir kennen den Brief nicht mehr, in dem er sich wegen dieser Angelegenheit an Papst Zacharias gewandt hat, wohl aber ist die Antwort des Papstes noch erhalten. Daraus ergibt sich, daß man in Deutschland den merkwürdigen Brauch hatte, Feuer nicht durch Feuerstein, sondern durch Brenngläser (de crystallo) in der Osterzeit herzustellen; ein Verfahren, das in ähnlicher Form schon von den alten Griechen zur Entzündung des delphischen Feuers angewandt sein soll.

Überall also in der antiken christlichen Welt, im Osten wie im Westen, muß es einen besonderen kirchlichen Brauch gegeben haben, bei dem ein auf ungewöhnliche Weise neu entzündetes Licht oder Feuer die Hauptrolle spielte. Dieses Fest wurde am Ostersonnabend gefeiert und hatte eine unmittelbare Beziehung zur Taufhandlung. Das ist das Gemeinsame, das sich aus allen bisher erwähnten Lichtriten aus alter und neuer Zeit, die an diesem Tage stattfanden, erweisen läßt. Und mit der Konstatierung dieses wesentlichen Inhalts aller dieser Feiern haben wir auch endlich den Schlüssel zu ihrem Verständnisse gefunden. Der Tag, an dem dieses neue Licht ausleuchtet, ist der Ostersonnabend; und von der Verbindung des Lichtritus mit diesem bestimmten Tage müssen wir allein ausgehen, um den wirklichen Sinn

¹ Diese Stelle wird auch bei Klameth, S. 27 angeführt.

dieses Festes zu erfassen. Von jeher hat der Ostersonnabend, der große Sabbat, im Rahmen des kirchlichen Festkalenders einen wichtigen Platz eingenommen. Man muß vermuten, daß er schon früh eine besondere Bedeutung dadurch gewinnen konnte, weil er an irgendein wertvolles Ereignis in der Heilsgeschichte gemahnte. Welches dieses Ereignis war, darüber werden wir am sichersten unterrichtet, wenn wir uns vor allem an alte Predigten, Kirchenlieder oder namentlich auch liturgische Gebete wenden, welche für diesen Tag vorgegeschrieben sind. Sie alle lassen aber deutlich erkennen, daß der Ostersonnabend dem Gedächtnisse an das gewaltige, folgenschwere Ereignis der Grablegung und Hadesfahrt Christi gewidmet war. Ausdrücklich heißt es z. B. einmal in einem griechischen Andachtsbuche¹: „Am heiligen und großen Sabbat feiern wir die Grablegung des göttlichen Leibes unseres Herrn Jesu Christi, des Gottes und unseres Erlösers, und seinen Abstieg zum Hades, wodurch unser Menschengeschlecht vom Verderben errettet wurde und zum ewigen Leben hinübergegangen ist.“ Der Abstieg Jesu zum Totenreiche muß namentlich in den frühesten Zeiten im Mittelpunkte der Gedanken bei den Gläubigen am Karfreitagabend gestanden haben. Nach allem, was wir über diesen Glaubenssatz erfahren, hat er schon von der Zeit der neutestamentlichen Schriftsteller an die Gemüter der Christen aufs nachhaltigste beschäftigt. Namentlich für die Ausführungen des Kolosserbriefes ist die Anschauung von der Hadesfahrt von allergrößter Wichtigkeit, und zwar in einer übertragene Vorstellung. Es läßt sich nämlich nachweisen, daß man schon in dieser alten Zeit Jesu gesamte irdische Erlösertätigkeit in den Formen eines Hinabstiegs zum Totenreiche geschildert hat², die Menschen sind die durch die Macht der Sünde Getöteten; sie zu erretten und zu beleben ist der ewige Gottessohn ins Reich des Sündendunkels hinab-

¹ In der Hiera Synopsis, einem abgefürzten Auszuge aus dem Hologion der griechisch-orthodoxen Kirche, das allerlei Lieder, Schriftabschnitte und Gebete, besonders ausführlich in der Passionszeit, auch zum Zwecke des Privatgebrauchs enthält.

² Diese übertragene Hadesfahrt-Vorstellung hatte ich in meiner Abhandlung: Die Vorstellungen von der Höllensfahrt Christi in der alten Kirche (16. Bericht des Verbandes ehem. Mitgl. des Klosters Raumburg a. Queis, Wintersemester 1906/7) behandelt. Neuerdings hat u. a. auch Bouisset in seinem Kyrios Christos S. 40 auf sie hingewiesen. [Hier findet sich auch ein Zusammenhang mit den Riten der antiken Mysterien, in denen man durch den Tod zum Licht emporsteigt, s. Bugge, Das Christusbysterium (1915), S. 99 ff. S. auch Gschwind, Die Niederfahrt Christi in die Unterwelt, Neutestamentliche Abhandlungen II 3/5. D.]

gestiegen. Solche übertragene Hadesfahrt-Gedanken sind auch in andern neutestamentlichen Schriften, z. B. im Hebräerbriefe, noch deutlich erkennbar¹. Dachte man sich vielleicht in alten Zeiten wie im 1. Petrusbriefe die Tätigkeit Jesu bei den gestorbenen Geschlechtern der Vergangenheit mehr als eine Fortsetzung seines hier auf Erden geübten Predigtberufs, so gewinnt allmählich gleichzeitig mit und wohl auch schon vor dieser Anschauung eine andere an Bedeutung. Man stellte sich Jesu Kommen zum Totenreiche wie einen siegreichen Feldzug vor, in dem er mit seiner strahlenden Herrlichkeit, umgeben von Legionen Engeln, die Fürsten der Unterwelt zu Boden schlägt. Namentlich ist diese Anschauung die im wesentlichen volkstümliche, sie muß in den breiten, unteren Schichten des alten Christentums besonders beliebt gewesen sein und läßt sich daher am meisten in dem Literaturkreise, der diesen Klassen in erster Linie angehört, den apokryphen Evangelien, nachweisen. So schildert z. B. das ziemlich späte sogenannte Nikodemus-Evangelium mit breiter Ausführlichkeit in phantasie-reicher Darstellung diesen Sieg Jesu über die Höllensfürsten, über Tod und Teufel. Die Unterwelt erscheint da als eine feste Burg mit gewaltigen Toren, die durch eiserne Riegel und trozige Balken gesichert und mit unlöslichen Siegeln versiegelt sind. In dieser scheinbar uneinnehmbaren Feste schmachten die Gefangenen, die gestorbenen Geschlechter der Vorzeit, die hier von ihrem Kerkermeister, dem Satan, in qualvollem Gewahrsam gehalten werden. Aber während noch die feindlichen Mächte sich ihres Sieges über Jesus freuen, erscheint plötzlich inmitten dieser Finsternis des Todeschattens ein strahlend helles Licht, der Siegesfürst Jesus ist mit seinen lichten Scharen da und fordert gebieterisch Einlaß vom Herrn des Totenreichs. Geblendet und starr vor Schreck, unfähig, diesem ungewohnten leuchtenden Glanze zu widerstehen, müssen all die dämonischen Scharen entfliehen und verstecken sich in den äußersten, dunkelsten Ecken und Winkeln, die Riegel an den riesigen Toren zerspringen, die Schlösser tun sich auf, der Herr der Herrlichkeit hält seinen Einzug ins Totenreich und bringt Licht und Glanz dorthin, wohin nie ein Schimmer der Sonne dringen durfte. Freudig begrüßen ihren Erretter die großen Scharen der Völker, die im Finstern saßen (die entsprechenden Worte bei Jesaja werden hiermit als erfüllt bezeichnet), namentlich die Väter des alten Bundes gehen ihm voller Jubel entgegen. In langem Zuge kommen sie daher, Adam und Eva voran, und fallen dem Erlöser zu Füßen.

¹ Loofs, Dogmengeschichte, 4. Aufl., S. 100, Anm. 3.

So und in ähnlicher Weise weiß nicht bloß das Nikodemus-Evangelium und der ihm verwandte Christenkreis zu berichten, auch die Kunst hat sich dieser dramatischen Vorgänge bemächtigt, und es gibt allerlei Darstellungen, besonders Illustrationen zu kirchlichen Festbüchern¹, die sich das ganze Mittelalter hindurch bis in die Neuzeit hinein nachweisen lassen, auf denen eine derartige Befreiung der Frommen des Alten Bundes aus dem Totenreiche dargestellt ist. Da sieht man etwa im Vordergrund die leuchtende Gestalt des Siegesfürsten, oft mit der Fahne des Auferstandenen in der Hand, dastehen, ihm zu Füßen liegen zerrissene Ketten, und man nimmt hinter zerbrochenen Toren die finstern Dämonen wahr, wie sie sich vor Angst im Hintergrunde verkriechen möchten. Und ist dieser Sieg errungen, dann — so erzählen die alten Schriften weiter — führt der Heiland die von ihm Befreiten aus ihrem düstern Gefängnisse heraus, er nimmt sie in seinen Dienst und kennzeichnet sie als die Seinen, indem er ihnen als untrügliches Merkmal sein Siegel aufdrückt. Mit diesem Siegel, von dem oft in den Schriften der ersten Jahrhunderte die Rede ist, ist die Taufe gemeint. Und damit fällt ein besonderes Licht auf die allgemein bekannte Tatsache, von der wir auch schon im Laufe unserer bisherigen Unterjuchung redeten, daß der Ostersonnabend der eigentliche Haupttaustag ist; an ihm werden diejenigen, die den Taufunterricht empfangen haben, durch diese heilige Handlung in die Kirche aufgenommen. Das führt uns zu der Vermutung, die sich auch schon im Vorherigen uns ergab, daß Hadesfahrt-Vorstellung und Taufe irgendwie organisch miteinander verknüpft sind. In alter Zeit führten die neu für das Christentum Gewonnenen die Bezeichnung photizomenoi, „Erleuchtete“; der Ort in der Kirche, wo sie die Taufe empfangen, wurde im Typikon der Grabeskirche (und auch sonst) photisterion, „Erleuchtungsstätte“ genannt, und an dieser Stelle der Kirche ging einst ein Teil der Feier des heiligen Lichtes (hagion phos) vor sich, ebenso wie auch sonst überall bis in die heutige Feier der katholischen Kirche hinein die Taufstätte in der Lichter- und Kerzenweihe am Karsonnabende eine besondere Rolle spielt. Die Taufe — eine wunderbare „Erleuchtung“ (photismos), damit soll zum Ausdruck gebracht werden, daß diejenigen, welche aus dem Dunkel des Heidentums herkamen, durch die Taufe in den Bereich des hellen Lichtes, das vom Heilande ausgeht, getreten sind. Es ist darum wohl keine zu kühne Annahme,

¹ S. Ebner, Quellen und Forschungen zur Geschichte und Kunstgeschichte des Missale Romanum, 1896, und weiter unten S. 115.

daß man durch die Verlegung dieser Taufhandlung gerade auf den Ostersonnabend die Beziehung zu jener Herausführung der im Hades schmachtenden Geschlechter aus dem Dunkel zum strahlenden Lichte des Christentums hat symbolisch andeuten oder darstellen wollen.

Daß nun all diese gegensätzlichen Vorstellungen von Dunkel und Licht, Gefangenschaft und Befreiung, Tod und Leben, wie sie die eben skizzierte Hadesfahrts-Vorstellung kennzeichnen, nicht bloß in einigen wenigen alten Schriften ihren Ausdruck gefunden haben, sondern tatsächlich Gemeingut der alten und der späteren Zeiten gewesen sind, daß sie überall da vorkommen, wo irgendwie vom Karsonnabende die Rede ist, das beweisen all die alten Lieder, Predigten und Gebete, die für diesen Tag bestimmt sind.

Einige Beispiele mögen das Gesagte näher beleuchten. In alte Zeit führt uns eine Predigt über den „Großen Sabbat“, die unter die Werke des Epiphanius, des Ketzerbestreiters, gekommen ist. Da wird erzählt, wie die Frommen des Alten Bundes aus dem Totenreiche um Hilfe und nach Errettung schreien. Und Jesus vernimmt diese Rufe der Gefangenen, er kommt herab, zerbricht die Tore und Riegel — ein merkwürdiges, übrigens auch bei Petrus Chrysologus (Hom. 123) bezeugtes Bild — durch die Wucht seines als Angriffswaffe gedachten Kreuzes, er befreit die Geknechteten, er schlägt mit dem Blitze seiner Gottheit das Haus des Todes zu Boden. „Tretet euch und jauchzet“, so heißt es in jener Predigt, „ihr Völker, die ihr im Dunkeln sitzt, nehmt das große Licht auf, das wahre Licht, das alle Menschen erleuchtet, das Licht, das nie erlischt; er ist das Feuer, das vom Himmel gekommen ist.“ Joseph von Arimathia, der den Leichnam Christi erbittet, wird mit der Frage angeredet: „Was für Fackeln willst du denn dem wahrhaften Lichte anzünden, das jeden Menschen erleuchtet?“ oder an einer anderen Stelle heißt es: „Wie kommt das nie verlöschende Licht in die Finsternis und den Schatten des Todes?“

Mit diesen und ähnlichen Ausführungen steht der Verfasser dieser Predigt nicht allein in der alten Kirche, man könnte ohne Schwierigkeiten Parallelstellen dafür anführen, daß an der Hadesfahrt Jesu gerade seine überraschende, die Dämonen verwirrende Lichterscheinung als das charakteristische Moment hervorgehoben wird; der 42. Ode Salomos und vielen anderen Stellen liegt z. B. dieselbe Vorstellung zugrunde. Doch will ich jetzt nur solche Stellen anführen, in denen nicht von der Hadesfahrt überhaupt, sondern in erster Linie vom Karsonnabende und den ihn erläuternden Gedanken die Rede ist.

Auf den griechischen Prediger möge daher jetzt ein lateinischer Kirchenliederdichter folgen, damit wir erkennen, daß Ost und West am gleichen Tage auch von wesentlich gleichen Empfindungen beherrscht werden. Aurelius Prudentius, bekanntlich einer der größten Meister der abendländischen Kirchenliederdichtung (im 4. Jahrhundert), hat auch einen Hymnus „Über das neue Licht am Ostersonnabend“ gedichtet. Darin wird ausführlich der wunderbare Zug Israels durch das Rote Meer behandelt, der ja allgemein als eine prophetische Darstellung der christlichen Taufe angesehen wurde, und dem wir in dieser Auffassung schon mehrfach begegneten. Dann erzählt das Gedicht, wie die Gemeinde jene Nacht des Ostersonnabends wachend verbringt, wie sie voller Freude ungezählte Lichter aufzünden läßt, die an beweglichen Seilen herabhängen, so daß man meinen könnte, den leuchtenden Sternenhimmel über sich zu haben. Und diese Lichter, die die feiernde Gemeinde entzündet, sind gleichsam ein Dankesopfer, das die Gläubigen darbringen, voll Freude über das neue Licht, das dieser Tag, oder besser gesagt: diese Nacht, ihnen geschenkt hat. Ein neuer Lichtbringer (Lucifer) ist ihnen ja erschienen, vom Kreuze her ist er gekommen und hat der traurigen Erde ein Licht, gewaltiger, als die Sonne es bringen kann, beschert. Interessant ist die konkrete Angabe über das Licht, das die Gemeinde zur Erinnerung an die Erscheinung dieses Lucifer Christus unter der Menschheit entzündet, eine Angabe, die mit den Vorschriften der alten abendländischen Liturgien durchaus übereinstimmt: das neue Licht wird nämlich aus Feuerstein hervorge schlagen. Daß dieses sonderbar aus dem Steine geschlagene neue Licht mit der Hadesfahrt Christi in Verbindung steht, wird aus einer anderen Stelle dieses Hymnus ganz deutlich. Prudentius stellt nämlich eine Behauptung auf, die schon manchen älteren Leser in Verwunderung setzte und die ihn in dogmatischer Hinsicht nicht ganz einwandfrei erscheinen ließ, weshalb einer auch bei der betreffenden Stelle an den Rand schrieb: „lies mit Vorsicht!“ Prudentius behauptet nämlich, daß alljährlich in der Nacht zu Ostern den in der Unterwelt Verurteilten Erleichterung und Erquickung in ihren schweren Leiden gewährt werde. „Auch den schuldigen Scharen drunten ist eine Zeit der Ruhe von ihrer Pein beschieden in jener Nacht, da unser Gott von den Fluten des Acheron nach oben zurückkehrte.“ Oder an einer anderen Stelle: „Es freut sich das Volk der Schatten, daß es von der Feuerpein befreit ist und nicht zu glühen braucht in dem es sonst quälenden Schwefelströme.“ Wie kann Prudentius auf diesen sonderbaren Gedanken gekommen sein? Doch nur auf die Weise, daß diese Befreiung

der Verurteilten der Unterwelt alljährlich stattfindet an dem Tage, an dem der Heiland Erlösung und Befreiung in das Totenreich brachte. Mit anderen Worten: er denkt hier auch an die Höllenfahrt Christi, und zwar bei Gelegenheit des Festes des neuen Lichtes, das am Ostersonnabende aus dem Feuerstein herausgeschlagen wird. Mag auch den Dichter Prudentius die Anlehnung an die literarischen Vorbilder veranlaßt haben, die antike Mythologie nach Inhalt und Form stärker als andere zu verwenden, der Grundgedanke ist bei ihm der gleiche wie in der oben angeführten griechischen Homilie: Christus ist das wunderbare Licht, das an diesem Tage der Welt aufgegangen ist, und das daher auf Erden und unter der Erde mit Freuden begrüßt und mit Jubel gefeiert wird.

Genau die gleichen Gedanken durchziehen auch die griechischen Kirchenlieder, die zum gottesdienstlichen oder privaten Gebrauche am Karsonnabende bestimmt sind. In der oben erwähnten Hiera Synopsis, die zum Teil sehr alte Lieder und Gebete enthält, stehen viele Hymnen, die an diesem Tage gelesen und gebetet werden sollen. Daß diese lyrischen Bestandteile des genannten Buches in sehr frühe Zeiten zurückreichen, ist unter anderm auch daraus ersichtlich, daß es dieselben sind, die in dem alten Jerusalemer Typikon von 1122 aufgeführt werden. In allen diesen Liedern kehrt immer von neuem in wechselnden Ausdrücken die Vorstellung wieder von Christus als dem Besieger des Todes und dem Lichte, das die Dunkelheit der Unterwelt zerstreut. Einige wenige Beispiele seien zunächst angeführt: „Wie wird der Hades, o mein Heiland, deine Gegenwart ertragen, wird er nicht schleunigt in Finsternis vergehen, geblendet durch den Strahl deines leuchtenden Blißes? — O Jesus, mein süßes und heilbringendes Licht, wie konntest du dich im finsternen Grabe verbergen? — Es wankt vor Furcht die ganze Erde, mein Logos, und der Lichtbringer (= Sonne) hat seine Strahlen verborgen, als du, das größte Licht, dich unter der Erde bargst. — O welche Freude, welcher Jubel, mit dem du die Bewohner des Hades erfüllt hast, als du in den finsternen Tiefen dein Licht aufblitzen ließest. — Du sankst unter die Erde, du Lichtbringer der Gerechtigkeit, und erwecktest die Toten wie aus dem Schlafe, du triebst all die Finsternis aus, die im Hades sich befand. — Du gingst unter, du Erschaffer des Lichtes, und mit dir sank das Licht der Sonne.“

Diese Proben, die sich mit Leichtigkeit noch vermehren ließen, lassen deutlich erkennen, mit welcher Vorliebe man in alter Zeit diese den Karsonnabend kennzeichnenden Gedanken immer wieder von

neuem durchdacht und der feiernden Gemeinde vorgehalten hat. Auch die Lieder des Typikons von 1122, nicht bloß die ausdrücklich für diesen Tag festgesetzten, sondern auch andere, die in den gottesdienstlichen Feiern an den vorangehenden Festtagen gesungen werden sollen, preisen in erster Linie Jesus als das wunderbar mächtige Licht, das die Schatten des Todes vertreibt. Auch hiervon mögen einige Beispiele angeführt werden, weil sie vielleicht noch deutlicher die erwähnten Vorstellungen zum Ausdruck bringen: „Als du zum Tode hinabstiegest, du unsterbliches Leben, da hast du den Hades getötet durch den Blitzstrahl deiner Gottheit.“ — Oder: „Bis ins Herz ist Hades verwundet, da er den hat aufnehmen müssen, der durch die Lanze an der Seite verwundet war, und nun stöhnt er, da er von dem göttlichen Feuer verzehrt wird zu unserem Heile, die wir singen: O Gott, unser Erlöser, gepriesen seist du.“ — Ein anderer Vers lautet: „Der König der Himmel ließ sich aus Liebe zu den Menschen freiwillig kreuzigen und freiwillig begraben. Als Hades mit ihm zusammentraf, wurde er in tiefen Kummer versetzt, aber die Seelen der Gerechten nahmen ihn bei sich auf. Adam erhob sich, als er den Schöpfer in der Unterwelt sah. O welch ein Wunder! Wie kann das Leben den Tod schmecken, wie kommt das Licht in die Unterwelt? Ganz entsprechend seinem Willen, damit er Licht brächte in die Welt, die da ruft und sagt: Lebensspender, o Herr, dir sei Preis, du Heiland unserer Seelen.“ — Oder aber: „Es ist uns aufgeleuchtet der strahlend helle, herrliche Abend der Auferweckung Christi, der in geheimer Weise (mystikös) die ganze Welt heute erleuchtet und die Geister der Lebenden und Toten zur strahlenden Freude führt. Drum wollen wir, ihr Gläubigen, dem Herrn ein geistliches Fest feiern als Leute, die von der Finsternis befreit und mit dem Lichte der Erkenntnis, das von seiner herrlichen Auferstehung ausgeht, in unseren Seelen erleuchtet sind.“ — Abschließen möchte ich diese Liederproben mit der Bemerkung, daß auch damals schon so wie heute noch das Lied: Phos hilaron gesungen wurde¹, sowie ein anderes, nach alttestamentlichen Textworten gebildetes: „Werde licht, werde licht, du neues Jerusalem, denn das Licht ist zu dir gekommen, und die Herrlichkeit des Herrn ist über dir aufgegangen. Dieses Haus hat der Vater erbaut, dieses Haus hat der Sohn gegründet, dieses Haus hat der Heilige Geist erneuert, der da unsere Seelen erleuchtet und festigt und heiligt.“

¹ Nach einer alten Tradition soll dies Lied beim Erwarten des heiligen Feuers gedichtet worden sein.

Wenn nun all diese genannten und noch viele andere Hymnen ähnlichen Inhalts erklingen waren, und der oben geschilderte Gang der alten Feier des heiligen Feuers nach dem Typikon von 1122 sich seinem Ende näherte, mußte vom Patriarchen folgendes Schlußgebet gesprochen werden: „O Gott, der du das große Ungetüm bezwungen und im Herzen der Erde den abtrünnigen Drachen zu Boden geschmettert hast, den Hochmut der Assyrer, und ihn dazu verdammt hast, verspottet zu werden, der du über den Tod triumphierdest und seine Bande auflötest, der du Licht in die Finsternis brachtest und das Verborgene ins Helle führtest, der du den Teufel zuschanden machtest und den Trug des Götzendienstes von der Erde entferntest, der du die ehernen Tore zerschmettertest und die gefangen gehaltenen frommen Seelen aus dem untersten Hades befreitest, vernichte die feurigen Geschosse des Bösen! Mache uns zu Lobrednern deiner Leiden, damit auch wir der Herrlichkeit deiner Auferstehung von den Toten teilhaftig werden und dich preisen, dich, den Geber und Urheber alles Guten, zusammen mit deinem uranfänglichen Vater und deinem hochheiligen, lebenspendenden Geiste, jetzt und immerdar und von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.“

An diesem sonderbaren Gebete sind nicht alle Ausdrücke klar, es macht den Eindruck, als enthielte es einige Wendungen, die durch den langen Gebrauch dunkel geworden und darum nicht mehr allgemein verständlich sind. Das gilt namentlich von jenen mythologisch klingenden Ausdrücken vom großen Ungetüm und von der stolzen abtrünnigen Schlange¹. Im übrigen aber weist auch dieses Schlußgebet, das doch höchstwahrscheinlich noch einmal die Grundgedanken der gesamten Feier zusammenfassen sollte, wieder die uns nunmehr so bekannten Vorstellungen von Jesus als dem Hadesbezwinger und dem strahlenden Lichte deutlich genug auf.

Ähnlicher Art — vielleicht sogar dem Wortlaute nach — muß auch das Gebet sein, das heutzutage der Jerusalemer Patriarch im Heiligen Grabe vor der Austeilung des Lichtes zu sprechen hat. Es ist mir zwar leider trotz meines Bemühens nicht gelungen, dieses Gebet, das natürlich schriftlich vorhanden ist, zu Gesicht zu bekommen; man sagte mir, daß es Fremden nicht mitgeteilt werde. Aber eine ungefähre Vorstellung von seinem Inhalte kann man doch aus der Schilderung des gegenwärtigen Verlaufes der Feier von Timotheos

¹ Daß der Gedanke des Kampfes mit dem großen Ungeheuer und die Höllensfahrtsidee zusammengehören, ist übrigens von H. Schmidt, Zona, Göttingen 1907, dargestellt worden.

Themelis (s. oben S. 87 ff.) erhalten. Was nämlich da von diesem Gebete angeführt wird, klingt so, als seien darin Erinnerungen an den wirklichen liturgischen Wortlaut enthalten. Es heißt in dem Berichte: „Der Patriarch betet zu dem, der aus unsagbarem Erbarmen sich erniedrigt, der durch das Licht seiner Erkenntnis die im Finstern dahinwandelnden Völker erleuchtet und durch seinen Abstieg zum Hades alles Himmlische, Irdische und Unterirdische mit Licht erfüllt hat: es möge das Licht, das aus seinem lichtspendenden Grabe heraus an die Gläubigen verteilt werden soll, ein Geschenk der Heiligung gewähren, das die Krankheiten vertreibt, den Dämonen Verderben bereitet, es möge diejenigen segnen und heiligen, die es frommen Sinnes berühren, und es möge ihnen die Kraft verleihen, in dem Lichte seiner Gebote als Kinder des Lichts zu wandeln.“ — Also auch hier fehlen nicht die Anspielungen auf die Hadesfahrt und die wunderbaren Lichtwirkungen, die in ihr immer wieder gepriesen werden¹.

Damit glaube ich die große Menge der Zeugnisse abschließen zu dürfen, die ich anführen wollte, damit unmittelbar aus ihnen selbst der Sinn der Feier des heiligen Feuers und all der übrigen mit ihr verwandten Lichtriten am Karsonnabend erschlossen werden kann. Nach allem Vorgehenden wird man mir zustimmen müssen, wenn ich behaupte, die Feier des heiligen Lichtes und die verwandten sonstigen Zeremonien sind nur durch die Vorstellung der Hadesfahrt Jesu zu erklären, ja sie sind eine sinnbildliche Darstellung dieser Hadesfahrt. Das heilige neue Licht stellt Christus selbst dar, der in

Untermelt stieg und den dort nach Erlösung Verlangenden, aber dann auch der Welt Freiheit und Leben brachte. In der Grabeskirche, deren

¹ [Auch der Mosaikschmuck der Grabeskirche zeigte ehemals die Wichtigkeit, welche die Kirche der Hadesfahrt beilegte. In der östlichen Hauptapside der Grabesrotunde sah der russische Pilger Daniel 1107 das Bild der Erhebung Adams (aus dem Hades). Nach der Entfernung dieser Apside durch die Kreuzfahrer wurde derselbe Gegenstand in der Hauptapside ihres neuen Chores dargestellt. Theoderich sagt davon 1172, Christus werde da gesehen, wie er in der linken Hand das Kreuz, an der rechten Adam hält, den rechten Fuß noch auf der Erde, mit dem linken aufwärts schreitend, den Blick zum Himmel gerichtet. Darüber stand in lateinischer Sprache: „Christus hat, zur Höhe aufsteigend, das Fleisch gefangen geführt, Gaben den Menschen gegeben.“ Zur gleichen Zeit hatte die Grabeskapelle die Aufschrift: „Hier führte er den Erstgeschaffenen gen Himmel und besiegte die List des Dämons, und indem er den Getäuschten emporsteigen ließ, jagte er: Hier bin ich“, und am Türmchen der Kapelle las man: „Der die Untermelt zerbrach und sich unterwarf, und indem er die Seinen führte als starker Herzog seiner Schar und als Triumphator, stieg von hier empor der starke Löwe. Darum seufzt die Untermelt, und der trauernde Tod wird beraubt.“ D.]

Lichter vorher ausgelöscht sind, befinden sich die Gläubigen und schauen voller Erwartung auf das Grab des Heilands. Von dort leuchtet plötzlich himmlisches Licht auf und vertreibt binnen kurzem die bisherige Finsternis; das ist nichts anderes als eine symbolische Darstellung des in Predigt und Lied tausendfältig gepriesenen Heilserignisses. Die Menschen, unter denen dieses neue Licht aufleuchtet, werden gleichsam als die im Totenreiche schmachtenden Geschlechter dargestellt. Das ist nur eine ganz konsequente Fortentwicklung des schon im Neuen Testament belegten Gedankens, daß die Erde ein Reich ist, in dem Tod und Satan die Herrschaft führen, daß darum die ganze Erlösertätigkeit Jesu ein übertragen vorgestellter „Abstieg in die Unterwelt“ ist.

Gegen diese Deutung wird man aber vielleicht folgenden Einwand erheben: daß derartige Feiern einen symbolischen Sinn haben, sei selbstverständlich, und am nächsten liege es, dabei an die Auferstehung Jesu als des Lichtes der Welt (nach Joh. 8, 12) zu denken. Also nicht der spezielle Gedanke der Hadesfahrt Jesu, sondern der Ostergedanke im allgemeinen finde in diesen Feiern seinen sinnfälligen Ausdruck. Diese Entgegnung wird man vielleicht noch mit der Behauptung bekräftigen, die Kirche liebe es von jeher, ihre Feste voranzunehmen, d. h. sie schon am Vorabende des eigentlichen Festes beginnen zu lassen. Somit sei das heilige Licht am Ostersonabend nichts weiter als eine Vorwegnahme von oder Einleitung zu dem Osterfeste, ein von diesem absonderter Gedanke liege ihm nicht zugrunde.

Wenn ich auf diesen Einwand noch ganz kurz eingehen will, muß ich zunächst über die Tagesstunde, an der dieses Fest stattfand und stattfindet, folgendes bemerken: Es ist richtig, daß man in früher Zeit die späten Nachmittagsstunden oder gar die Nacht dazu gewählt hat, bei Prudentius und auch sonst ist ja direkt von der „heilsamen Nacht“ die Rede. Doch früh schon muß man die heilige Handlung auf eine viel zeitigere Tagesstunde verlegt haben. Schon im armenischen Ritual (s. oben S. 100) geht sie vor den Vigilien vor sich. In der Grabeskirche beginnt sie heutzutage mit ihren einleitenden Akten schon am Vormittage; der Höhepunkt, das Erscheinen des Feuers, dürfte etwa um Mittag herum oder bald nachher anzusetzen sein¹. In der katholischen Kirche findet die Lichterweihe ebenfalls am Vormittage

¹ Man hat aber eine Empfindung dafür, daß eigentlich eine etwas spätere Tagesstunde (um 3 Uhr nachmittag) die gebotene sei, und man begründete mit der jetzigen Zeit mit der Rücksichtnahme auf die lange wartenden Pilgerscharen.

statt. Wie man sieht, hat also im Laufe der Zeit der Termin geschwankt und ist mehrfach geändert worden, er kann also nicht das entscheidende Merkmal enthalten. — Wenn man selbst der Zeremonie in der Grabeskirche beigewohnt hat, muß man die Empfindung haben, daß diese Feier ein selbständiges Ding für sich ist, nicht bloß ein Auftakt zu einer folgenden größeren Feier. Es finden ja auch in Jerusalem und auch sonst noch in der Nacht zum Ostersonntage ununterbrochen kirchliche Festhandlungen statt, die bis zum Ostermorgen sich hinziehen. Und wenn man wirklich eine Feier, die vom Ostergedanken getragen war, verlegen wollte oder mußte, wäre es da nicht viel natürlicher gewesen, sie mit den kirchlichen Riten des Osertages selbst zu verschmelzen, anstatt sie durch eine noch frühere Ansetzung vom Osterfeste noch weiter abzutrennen? Die Betrachtung der Feststunde spricht viel mehr dafür, daß die Lichtriten am Karfreitagabend einen besonderen, von dem des Osterfestes gesonderten Charakter haben. Dazu stimmt auch das positive Zeugnis, das die bei dieser Ostersonntagsfeier vorgeschriebenen Hymnen zu bieten scheinen. In ihnen tritt nämlich ein Unterschied vom Auferstehungsgedanken deutlich genug hervor. In den Liedern des nun schon so oft erwähnten Typikons heißt es an verschiedenen Stellen: „Heute ist ein besonders freudevoller Tag, heute ist der gesegnete Sabbat.“ Und dieser neue Sabbat wird dann mit jenem Sabbat verglichen, an dem Gott von seinen Schöpfungswerken ruhte; der eingeborene Sohn Gottes hat durch seinen Aufenthalt im Hades einen herrlichen neuen Sabbat geheiligt und der Menschheit bekehrt. „Im Grabe“, so heißt es ein andermal, „hat der Gottmensch Logos von den Werken ausgeruht, und dabei ist Hades mit ihm zusammengetroffen, ist der Tod getötet worden und hat die gestorbenen Geschlechter herausgeben müssen, die er vorher verschlungen hatte.“ „Neu machen“ und „Sabbat feiern“ sind zwei oft in Verbindung stehende Ausdrücke in diesen Hymnen, sie geben an, daß der durch die Hadesfahrt Jesu geheiligte Ostersonntag seine besondere Würde besitzt; er hat den Grund gelegt zu einer Neuschaffung der Welt. So wird es dabei bleiben: das Lichtfest am Karfreitagabend ist durch das Ereignis der siegreichen Hadesfahrt Christi bedingt, ist also nicht bloß eine Vorbereitung zum Auferstehungsfeste.

Sonderbar ist freilich, daß heutzutage die Hadesfahrt als Grundlage der Lichtriten des Ostersonntags allenthalben so ziemlich in Vergessenheit geraten ist. In der katholischen Kirche unserer Tage ist es sichtlich der Ostergedanke, der immer mehr auch die vorzügliche Feier beherrscht, und in Jerusalem hat man aus einer ursprünglichen

wohl allgemein verbreiteten österlichen Zeremonie 'ein mit dem Osterfeste nur lose verknüpftes himmlisches Wunder werden lassen. Das hängt mit der Tatsache zusammen, daß das Glaubensstück der Hadesfahrt immer mehr von seiner zentralen Bedeutung verlor, daß sie höchstens noch als Einleitung zum Osterfeste gewertet wurde und so seine ursprüngliche, selbständige Stellung einbüßte. Aus dieser allmählich fortschreitenden Entwertung des Hadesfahrts-Gedankens erklärt es sich auch, daß, wie wir aus dem Diskident hörten, spätere Generationen mit dieser eigenartigen Feier nichts Rechtes mehr anzufangen wußten und sie darum beinahe fallen ließen. Im einzelnen freilich muß bei der von uns angedeuteten Entwicklung der Dinge vieles als ungewiß zugegeben werden. Das gilt in noch viel höherem Grade von der schon öfters berührten Frage, wie sich der wunderbare Charakter der Jerusalemer Feier erklären läßt. Ob das mit der Sonderstellung zusammenhängt, die Jerusalem und das Grab Christi immerdar einnehmen mußten, ob mit der merkwürdigen Erscheinung, daß in der übrigen griechisch-orthodoxen Kirche ein dem katholischen analoger Lichtritus am Karsonnabend nicht vorkommt, die Grabeskirche also gleichsam die einzige Repräsentantin eines auf Kosten aller anderen Kirchen usurpierten Vorrechts ist, oder aber ob die schon oben erwähnte Tatsache der Fremdherrschaft mitspielt, unter die Jerusalem schon frühzeitig geriet, das wage ich nicht zu entscheiden.

Nur das wird zum Schlusse noch mit Bezug auf die Feier in der Grabeskirche gesagt werden müssen: Die so oft vorgetragene Ansicht, die Feier des dortigen heiligen Feuers sei nichts anderes als ein grober heidnischer Unfug, ist, ganz abgesehen natürlich von den Formen, die diese Feier heute besonders unter der arabischen Bevölkerung angenommen hat, nach den obigen Ausführungen offenbar ungerecht und falsch. Sie ist vielmehr aus durchaus christlichen Motiven hervorgegangen und hatte ursprünglich einen rein christlichen Sinn. Wenn man dies bedenkt, wird man dieser sonderbaren Feier und ihren zahlreichen, sicherlich recht abstoßenden Zügen gegenüber auch eine andere als bloß spöttische Stellung einnehmen müssen.





Christentum und Mission in Palästina und ihre Lage im Kriege.

Von Professor G. Dalman.

I. Die Blüte des Christentums in vergangenen Zeiten und die Gegenwart.

Die Christen Palästinas sind der bedrängte Rest einer großen Vergangenheit. Die Altertumsforschung im Heiligen Lande hat zu einem wichtigen Gegenstande die Denkmäler des Christentums aus der Zeit, in welcher die Kirche hier Judentum und Heidentum überwand und schließlich fast die gesamte Bevölkerung unter ihr Zeugnis und um ihre Mysterien gesammelt hatte. Ich denke dabei nicht an die Basiliken und goldglänzenden Mosaiken und Marmorsäulen, mit welchen kaiserliche Prachtliebe die heiligen Stätten in Jerusalem und Bethlehem schmückte, auch nicht an die große Zahl der Lauren und Klöster, welche besonders die Wüste Juda und die Jordanebene belebten, sondern zuerst an die Stätten christlichen Gottesdienstes allenhalben in den Dörfern, wo nicht ein besonderes Heiligtum der Verehrung dargeboten war, sondern wo in der Liturgie Gott und seinem Christ das Opfer des Lobpreises dargebracht und das Evangelium vom Weltheiland vor einer andächtigen Gemeinde verlesen wurde. Alle diese Kirchlein sind in Trümmer gefallen, ihr Zeugnis ist verstummt, ihre Gemeinden sind verschwunden. Aber man gräbt in formlosen Steinhausen und Erdhügeln. Da tritt ein gemauertes Halbrund heraus, rechts und links ein rechteckiger Abschluß, davor eine erhöhte Terrasse, an der noch zu sehen ist, daß steinerne Schranken sie einfaßten, weiterhin einige Säulenfüße, ein alles umfassendes Mauerwerk mit einem Eingang im Westen, den einmal eine mit Rosetten und Kreuz verzierte Oberschwelle gedeckt hat. Mosaiksteine in mehreren Farben sind auf dem Boden zer-

streut. Zuweilen ist der Fußboden noch teilweise erhalten, ein buntes Kreuz, eine Vase mit Weinreben, eine griechische Inschrift schmücken seinen Mittelpunkt. Wir stehen in einer etwa vor 1½ Jahrtausenden gebauten Dorfkirche. Sie war nicht größer als ein großes Zimmer, aber doch dreischiffig, mit vier Säulen als Träger des Gewölbes und einem Altartisch in der Apside, unter dem eine noch erkennbare Vertiefung im Boden die Reliquie eines Märtyrers barg. Die zum Schmuck angewandten Kunstformen an Säulenköpfen und -füßen sind oft so bescheiden, daß sie kaum den Namen der Kunst verdienen. Aber sie verkünden doch, daß man im einfachen turmlosen Kirchenhaus der Kultur der Zeit nicht fernstand. — Daneben tauchen Spuren davon auf, wie auch im Privatleben das Christentum seine Stätte hatte. Der inschriftenreiche Osten Palästinas und das nördliche Syrien sind eine wahre Fundgrube von Zeugnissen des Christenglaubens an Privathäusern. Da bekennt sich der Eine auf seiner Türschwelle zu dem Einen Gott und seinem Christ im Gegensatz zur Vielgötterei, auf einer andern bittet der Erbauer des Hauses Christus um seine Hilfe für sich und die Seinen, wieder anderwärts bezeugt ein Hausbesitzer¹: „Ich habe Christum angelegt, ich habe mich in Harnisch geworfen, der heilige Geist ist mit mir, wen sollte ich fürchten?“ Über sein Fenster hat jemand geschrieben²: „Jesus von Nazareth, geboren von Maria, der Sohn Gottes, wohnt hier. Nicht sei hier — —“ (der Schluß fehlt). Die griechische Rechtschreibung ist oft mangelhaft; aber das Herz weiß zu reden. Wo auf Tagereisentfernung heute kein Christ zu finden ist, hat noch im siebenten Jahrhundert eine zahlreiche christliche Bevölkerung ihren Glauben bekannt und im Leben erwiesen.

Es gibt keine genaue geschichtliche Nachricht über den Zusammenbruch des Christentums im Heiligen Lande. Er ist nicht auf einmal geschehen. Der Überfall der persischen Sasaniden und das bald darauf folgende Hereinfluten des Islam und der Araber am Anfange des siebenten Jahrhunderts hat ihn nicht sofort bewirkt. Aber die herrschende Stellung der Kirche nahm durch den Islam ein Ende. Sie wurde zu einer nur geduldeten Größe. Kaum ein neues Kirchengebäude wurde mehr errichtet. Auch die Blüte der christlichen Ortschaften war dahin. Keine der vielen datierten griechischen Inschriften an Kirchen, Privathäusern und Grabsteinen reicht, so viel ich sehe, über die arabische Invasion hinaus. Viele Christen kamen im Kriege um. Eine große

¹ Prentice, Greek and Latin Inscriptions in Syria Nr. 1108.

² Ebenda Nr. 1151.

Flucht muß aber auch stattgehabt haben. Die alten Karawanenstraßen blieben ohne Handelszüge, die von einer geordneten Regierung gepflegte Blüte von Handel und Wandel wurde weck. Der ganze Osten Palästinas verödete und fiel den Beduinen anheim. Die Kreuzzüge brachten der einheimischen Kirche nicht neue Festigkeit, sondern Bedrängnis von seiten der okzidentalen Glaubensbrüder, die ihr lateinisches Kirchentum dem Lande einpflanzten. Ihr schließlicher Mißerfolg bedeutete den endgültigen Fall des Christentums überhaupt. Die christliche Bevölkerung der Städte wurde getötet oder vertrieben. Auf dem Lande verloren die Christengemeinden ihren Halt. Die Belästigungen der moslemischen Nachbarn und der ständige Druck der moslemischen Regierung machten sie mürbe. Wer es weiß, in welcher Weise noch vor hundert Jahren beides im Lande wirkte, wie wenig der Islam die ihm eigene Duldung der Christen als eine Rechtsstellung derselben auffaßte, der ist mehr erstaunt, daß doch noch Christentum im Lande blieb, als daß die großen Massen abfielen. Der im Orient Lebende hat Gelegenheit, den Aberglauben vieler Christen, die erstarrte Leblosigkeit ihrer Gottesdienste zu beobachten. Aber wir tun Unrecht, wenn wir die orientalischen Kirchen nur als ganz tote Fossilien ansehen, in denen der Funke des Glaubens von der Asche erstickt sei. Unter ständigen Opfern und viel stillem Martyrium wird hier immer noch die Fahne Christi getragen. Ich kannte eine christliche Familie in Nordpalästina, die 1860 um ihr Leben in Höhlen flüchtete und ihr Vermögen verlor, in Syrien einen würdigen stillen Diener des Evangeliums, den man vor sieben Jahren mit seinen Amtsbrüdern verbrannte. Es ist nicht in Ordnung, wenn wir vor diesen Christen im Knechtsgewande naserümpfend stehen, als wäre bei uns alles in glänzender Ordnung, und als wehte bei uns in den Kirchen nur der Geist des lebendigen Gottes. Selbst wenn es so wäre, blieben doch die Christen des Heiligen Landes unsre Brüder in Christo, die ein Recht haben auf unsern brüderlichen Gruß, unsre Hilfe, unsre Liebe. Wir träumen nicht mit den Anglikanern von der apostolischen Succession der orientalischen Bischöfe, welche die alten Mittelpunkte der Kirche von Petra im Süden bis Antiochia im Norden wirklich oder nominell besetzt halten. Wir beneiden nicht den englischen Bischof in Jerusalem um die von ihm errungene Erlaubnis, über dem Kreuzesabnahmeheiligtum der Grabeskirche in einer Kapelle Abendmahlsfeiern abzuhalten. Aber wir sehen doch in den Christen der orientalischen Kirchen den ehrwürdigen Rest der Kirche, welche die Apostel des Herrn begründet haben. Darum gehören sie zu uns und wir zu ihnen.

Als ich vor 16 Jahren meinen ersten Schritt über die Schwelle des Orients tat, genoß ich in Konstantinopel im griechischen Patriarchat, über dessen Eingang vor hundert Jahren der greise Patriarch gehengt wurde, freundliche Gastfreundschaft. Auf meine Frage, was ich schuldig sei, erhielt ich die Antwort: „Wir sind doch Brüder, solche Gastfreundschaft ist uns Pflicht!“ In einem dreitägigen Schneesturm bin ich 1906 mit den Mitgliedern unseres Instituts zum griechischen Pfarrer von el-kerak geflüchtet und habe dort bereitwillige Aufnahme gefunden. So oft ich mit dem Haupt der griechischen Kirche Palästinas, dem ehrwürdigen Patriarchen Damianos, in Berührung komme, habe ich Veranlassung, mich seines freundlichen und eines Kirchenfürsten würdigen Verhaltens zu freuen. Es gibt in der Tat noch eine Gemeinschaft des Glaubens zwischen der palästinischen Christenheit und uns. Wenn wir sie nur pflegen wollten!

II. Aus dem Leben der heutigen Christen.

Wir werden vom orientalischen Christen nicht ohne weiteres erwarten dürfen, was wir ein inniges christliches Glaubensleben nennen würden. Aber er weiß sich vor allen Dingen von Gott abhängig in kleinen und großen Dingen. Inshalläh — wenn es Gott beliebt — ist eine Redensart, die er nicht nur auf den Lippen führt, sondern die seiner innersten Überzeugung entspricht. Und wir wollen dies Gefühl der religiösen Abhängigkeit, das unsern Christen so oft verloren gegangen ist, nicht gering schätzen. Es ist doch das Rückgrat des Christentums, ihm entspringt nicht nur Unterwerfung unter das, was Gott sendet sondern auch Vertrauen auf seine Hilfe. Neben Gott ist el-mesih, Christus, „dessen Blut uns erkaufte hat“, die Größe, der vor allem die ewige Seligkeit verdankt wird, gegenüber Moslems und Juden das Erkennungszeichen der Christen. Daß die „Religion“ des Menschen, d. h. wie man es dort versteht, sein dîn, seine Lebensordnung, sein Höchstes und Bestes ist, drückt sich auch darin aus, daß man niemand tiefer kränken kann, als wenn man seine Religion verflucht. Man schämt sich auch nicht seiner Kirche, obwohl sie eine leidende ist, sondern man leidet mit ihr und geht, wenn es nötig ist, für sie durchs Feuer. Die Lösungsworte der Bekenntnisformeln, mit denen einst die orientalischen Kirchen entstanden, haben nicht mehr die trennende Kraft vergangener Zeiten. Nicht das „filioque“ des Artikels vom heiligen Geist oder die Zweinaturenlehre vom Sohne sind heute noch die Dinge, um die gestritten wird. Aber man will festhalten, was man hat, und besonders in der Einhaltung der Kirchengebote seine

Treue vor Gott und Menschen kundgeben. Wenn sie Entsigung fordern, wendet man besonderen Eifer für sie auf. Die griechischen Christen sind dabei mit Recht überzeugt, daß sie im Fasten mehr als andere für ihre Religion leisten. Sie tun das auch unter erschwerenden Verhältnissen. Welche Mühe haben wir in der Fastenzeit, unsere sehr arme Waschfrau mit der nötigen Nahrung zu versehen! Auf einer Reise war ich nicht instande, ein gebratenes Huhn loszuwerden. Für meine beiden Begleiter wäre es ein seltener Genuß gewesen, aber der eine war Christ und hatte Fastenzeit, der andere moslemischer Mutwali und konnte nichts von Christen Bereitetes zu sich nehmen. Es hat der protestantischen Mission der Engländer und Amerikaner nicht geschadet, daß sie strenge Sonntagsfeier und volle Enthaltbarkeit von ihren Gemeindegliedern forderten. Der fastenlose Protestantismus erschien dadurch auch in seiner Weise als eine Religion, zu der man nicht übergeht, um ohne Schranken zu leben.

Die Innehaltung der äußeren Formen der Religion verbürgt freilich nicht das Vorhandensein ihrer inneren Kraft. Wir wollen nicht verkennen, daß mehr als tausendjährige Bedrückung schlimme Früchte zeitigen mußte bei den Bedrückten, — aber nicht weniger bei den Bedrückern. Wenn in der Öffentlichkeit zuweilen unsere Glaubensbrüder in den Schatten gestellt worden sind, um das Licht der Moslems heller strahlen zu lassen, so beruht das auf einseitigem Urtheil und oberflächlicher Beobachtung. Manche sagen, daß die moslemischen Araber bescheidenere Diener und zuverlässigere Arbeiter seien als die Christen. Das mag in vielen Fällen zutreffen. Doch habe ich selbst mit Dienern, die griechische, lateinische, protestantische Christen arabischer Zunge waren, keine schlechte Erfahrung gemacht. Immer wird gesagt werden können, daß die Unverbrüchlichkeit der Ehe, die feinere Sittlichkeit und das zartere Gemüt die Christen vor den Moslems auszeichnen. Ich habe einmal gefragt, warum die Moslems roher seien als die Christen, und erhielt die Antwort, sie haben keinen gekreuzigten Heiland, sein Bild macht das Herz weich.

Der Höhepunkt im kirchlichen Leben der palästiniischen Christen ist nicht Weihnachten, sondern das Ostersfest, mit dem eine lange Fastenzeit endet, in der Fleisch, Fett und Eier nicht genossen werden. Es ist schon ein Jubel für das ganze Dorf, wenn am Karfreitagabend das neue Licht vom Heiligen Grabe in Jerusalem in einer Laterne gebracht wird. Alle gehen dem Lichtbringer entgegen und führen ihn im Triumph nach der Kirche, von der aus sich dann das Licht in die Häuser verbreitet. Aber der Gipfel der Festfreude ist es doch erst,

wenn in der Vigilie der Osternacht, an der alle mit brennenden Kerzen in den Händen teilnehmen, der Auferstehungstag anbricht. Der Ruf: „Der Messias ist auferstanden“, und die Antwort: „Er ist wahrhaftig auferstanden!“ klingt wie ein Triumphgeschrei durch Kirche und Dorf. Die Gebete im Gottesdienst, obwohl in arabischer Sprache, werden wohl nicht alle verstanden; aber man weiß doch, sie gelten dem Wunder der Auferstehung, mit dem in die Finsternis der dem Tode verfallenen Menschheit helles Licht erstrahlte. Rotgefärbte Eier werden verschenkt und gegessen. Dabei ist der Frühling auf seiner vollen Höhe in der ganzen Pracht seiner purpurnen Blüten, mit denen man an Palmarum die Oliven- und Palmzweige schmückt.

Im Privatleben ist die Hochzeit so sehr der Inbegriff aller Lebensfreude, daß man gewöhnlich jede Festlichkeit eine „Hochzeit“ (irs) nennt. Daran beteiligt ist außer dem engeren Familienkreis des Brautpaares zum mindesten die ganze Sippe (hamule) des Bräutigams, wenn nicht das ganze Dorf. Nach unseren Begriffen sind die Vergnügungen bescheidener Art. Das Scheibenschießen oder Wettreiten der jungen Burschen gibt Gelegenheit, die Geschicklichkeit und Wehrhaftigkeit der Männer zu zeigen. Unermüdlieh sind Männer und Frauen gesondert im Reigentanz mit taktmäßigem Händeklatschen und Kniebeugen und unaufhörlichem Wechselgesang. Mit lärmender und doch niemals ausgelassener Freude unter Flintenschüssen führt man den Bräutigam, der nicht lächeln darf, und die Braut, die weinen sollte, zur Kirche, die Braut zu Pferde, vor dem bösen Blick geschützt durch dichten Schleier und übergehängtes rotes Gewand, während sie das Schwert des Bräutigams, wie man sagt, als Symbol seines Schutzes, vor das verhüllte Gesicht hält. Erst an der Kirchthüre treten Braut und Bräutigam nebeneinander, vom Priester begrüßt, und halten dann hinter ihm her ihren Einzug. Der Reigen des Brautgeleites setzt sich fort vor der Kirchthür. Drinnen drängen sich Alte und Kinder um die Feier der „Krönung“, wie man die Trauung nennt, weil das Aufsetzen von Kränzen aus künstlichen Blumen den Mittelpunkt der Feierlichkeit ausmacht. Die Gebete des Priesters enden mit der Bitte: „O Herr, strecke aus deine Hand aus deiner heiligen Wohnung und vereine deinen Knecht N. N. mit deiner Magd N. N.“ wobei der Priester die kleinen Finger der Hände des Brautpaares zusammenhaft, das nun so zu stehen hat bis zum Ende der Feier. Darauf berührt der Priester mit dem Kranz des Bräutigams sein Haupt und das der Braut, ehe er ihn auf sein Haupt niedersetzt, und verfährt entsprechend mit dem Kranz der Braut.

Mit gekreuzten Händen, die dabei dreimal ihre Stellung wechseln, spricht der Priester über beide den Segen: „Möge der Herr, unser Gott, sie krönen mit Preis und Ehre!“ (Ebr. 2, 7). Er läßt beide aus einem Becher Wein trinken und zieht mit ihnen dreimal im Kreise um das Lektionar. Dieser Umzug gilt dem Volke als der Abschluß der Feier. Ein Schuß knallt wohl in der Kirche, man wirft Zuckerwerk in die Höhe, das über das Brautpaar herabfällt. Die Mutter der Braut geht hinter ihr und sticht beständig mit einer Nadel durch das Gewand beider, damit kein böser Blick und kein bindender Bann ihnen schade. Zuletzt scheidet der Priester mit dem Evangelienbuch ihre Hände, die sie nicht selbst lösen dürfen, und der „Freund des Bräutigams“ ergreift ihn um den Leib, hebt ihn auf und stößt ihn dreimal auf den Boden, damit er im Übermaß der Freude wieder zu sich selbst komme. Daß die kirchliche Feier nur eingeordnet ist in uralte volkstümliche Sitte, zeigt sich darin, daß nach der Trauung das Paar keineswegs zusammenbleibt. Die Frauen geleiten die Braut in das Haus des Bräutigams. Die Männer führen den Bräutigam in den Gastraum der Sippe, wo das einfache Hochzeitsmahl aufgetragen wird und die Hochzeitsgeschenke öffentlich verkündigt und bedankt werden. Inzwischen beklebt man das Gesicht der Braut mit Blattgold, ihre Mutter und Schwiegermutter tanzen vor ihr, bis dann endlich nach eingebrochener Nacht der Ruf ertönt: Siehe, der Bräutigam kommt! Sein Zug, von Laternen geleitet, naht dem Hause. Er tritt ein, hebt mit dem Schwert den Schleier von dem vergoldeten Gesicht der Braut und stellt sich neben sie. Damit ist die öffentliche Feier zu Ende, und die Hochzeitswoche beginnt, in welcher Braut und Bräutigam mehr in der Verborgenheit der Familie bleiben, aus der sie dann ins tägliche Leben zurückkehren.

Neben dem Hochzeitsreigen der Totentanz. Warum gehen die Frauen dort auf der Gasse singend im Kreise, die eine mit der Hand auf der Schulter der anderen, während in der Mitte ein altes Weib in aufgelöstem Haar mit gleichen Füßen hüpfet? Im Hause daneben liegt ein Toter. Ich habe manches Leichenbegängnis gesehen, aber eines an der Nordgrenze Palästinas, auf das die schneeige Gipfelreihe des Hermon herab sah, bleibt seit 15 Jahren mir vor anderen in der Erinnerung. Ein christliches Mädchen war soeben gestorben. Man hatte die Leiche auf ihrer Matratze vor das Haus getragen. Da lag sie bleich zwischen weißen Tüchern im Sonnenschein, rings um sie kauerten die Mädchen und Frauen des Dorfes. Uner schöplich in Lied auf Lied erklang ergreifende Totenklage, während die Arme im Wechsel

nach oben schlügen. Mit aufgelöstem, unbedecktem Haar saßen Mutter und Schwester der Toten neben ihr, ein Bild des Jammers. Die Männer standen stumm abseits. Da erschienen einige junge Leute mit einem schmalen, deckellosen Sarge. Ihr Nahen brachte die Klagenden in Bewegung, ja in Aufruhr. „Noch nicht, noch nicht! Laßt uns die Tote!“ Aber die Männer greifen nach ihr. „Es muß sein!“ Die Frauen setzen sich zur Wehr, sie fassen die Leiche. Der Klagegesang wird zum Klageschrei. Ein wüstes Getümmel! Endlich siegen die Männer. Sie legen die Leiche in den Sarg, heben ihn in die Höhe und tragen ihn mit hochgestreckten Armen davon¹. Noch immer suchen die Frauen zu wehren. Die Männer ziehen mit dem Sarge ab nach der nahen Kirche, Mutter und Schwester folgen, die Hände ringend, die Frauen in lebhaftem Klagegesang. Der Sarg verschwindet in der Kirche, wo eintöniges langes Gebet des Priesters ihn empfängt. Aber draußen bleiben die Frauen, formen einen weiten Kreis und setzen ihre Klage fort. Die Dorfbevölkerung steht in stiller Teilnahme ringsum; aber alles bricht in lautes Schluchzen aus, als die Schwester der Verstorbenen in den Kreis tritt und mit ihrem Klagelied jedem ans Herz greift. Selbst ich konnte den Tränen nicht wehren. Endlich ist die Feier in der Kirche zu Ende. Der Priester hat die Tote zum Schluß selbst reden lassen: „O Brüder und Freunde, weinet über mich, ihr alle! Gestern noch sprach ich zu euch, aber nun ist die Stunde schrecklichen Todes über mich gekommen. Nahet alle, die ihr mich liebet, und küßt mich mit dem letzten Kuß; denn niemals mehr werde ich mit euch wandeln. Ich gehe nun zu dem Richter, der kein Ansehen der Person kennt. Darum betet für mich ohne Aufhören, daß ich nicht für den Ort der Qual bestimmt werde um meine Sünden, sondern mein Los erhalte bei dem Lichte des Lebens!“ Die nächsten Verwandten nehmen Abschied, der Sarg erscheint wieder vor der Kirche, von den Männern umringt. Denn nur sie, nicht die Frauen, folgen zum Grabe. Aus der Ferne schaut die Mutter von einem Hügel über den Friedhof, wie das Grab fertiggestellt wird, und streckt die Arme aus. Die Frauen umdrängen sie und halten sie fest, damit sie sich nicht losreiße und, wie es öfters geschieht, in das Grab springe, in das man die aus dem Sarge genommene Tochter schon gebettet hat. Mit Mühe führt man die Verzweifelte von dannen. — Hier bäumt der Mensch sich auf gegen die unerbittliche Gewalt des Todes. Die Kirche des Auferstandenen scheint daran nichts geändert zu haben, ihr Priester steht machtlos daneben

¹ Nur Mädchen werden so zu Grabe getragen. Sonst trägt man den Sarg auf den Schultern.

Bei den großen Abschnitten des Lebens, Geburt, Eheschließung und Tod, fühlt der orientalische Christ sich Gott gegenüber. Bei seinen vorübergehenden Schwierigkeiten, besonders Krankheit, sucht er oft die Hilfe der Heiligen. In Palästina sind Maria und der heilige Georg die am meisten angerufenen. Ein heiteres Volksfest ist in Jerusalem der 15. August als der Tag von Marias Tod und Himmelfahrt. Bei ihrem leeren Grabe in Gethsemane sind Zelte errichtet, in denen die Christen gern auch die Nacht verbringen. In harmloser Geselligkeit sitzt man bei Musik und Kaffee unter den Bäumen und unterläßt nicht, im Mariengrabe unter der Bahre mit einem alten hölzernen Marienbilde hindurchzukriechen, um so in möglichst nahe Beziehung zur Gottesgebärerin zu kommen. Und welche Scharen wandern im Festgewand zum heiligen Georg in Lydda und el-chadr bei Bethlehem am 23. April! Ganze Berge von Kerzen werden dargebracht, und man beieifert sich, eine mit dem Bilde des Heiligen in Verbindung stehende Kette über den Leib gleiten zu lassen. Früher hat man auch Geistesfranke behufs ihrer Heilung durch solche Ketten an den Heiligen gefesselt. Jetzt steht das Irrenhaus neben der Kirche, aber ein Telegraphendraht mit Isolierhütchen leitet vom Heiligen über den Hof der Kirche nach den Zellen der Kranken. —

III. Die einheimischen Kirchen und die Missionen.

Abichtlich habe ich die obige Schilderung in Mißtöne ausklingen lassen. Es fehlt dem religiösen Leben der Christen Palästinas nicht an tiefen Schatten. Das unverfälschte Wort Gottes wird ihnen in seiner das Gewissen schärfenden und das Herz erneuenden Kraft zu wenig nahe gebracht. Darum bleibt die Naturgewalt ungebändigt, und der Aberglaube tritt oft an die Stelle des Gottvertrauens. Es soll nicht gesagt werden, daß die orthodoxe Kirche jetzt nichts täte, um diese Schäden zu bessern. Geistliche mit höherer Bildung stehen an der Spitze von allen größeren Gemeinden des Landes. Die griechische Monatschrift „*Nea Sion*“ bietet allen Gebildeten anerkennenswerte kirchliche und geschichtliche Anregung. 69 Knaben- und 22 Mädchenschulen dienen der Jugend in wohl jeder Ortschaft mit einer nennenswerten Zahl griechischer Christen. Aber der Gottesdienst, obwohl in arabischer Sprache, ist über die mittelalterliche Form endloser Gebete und Lektionen mit theatralischer Schaustellung nicht hinausgekommen. Er müßte ganz umgestaltet werden, um zum Herzen zu reden.

Zur Eigenart der griechischen Kirche Palästinas gehört es, daß ihr die Pflege der heiligen Stätten anvertraut ist. Der national-

griechische Mönchsorden der Bruderschaft vom heiligen Grabe übt sie aus, hat aber gleichzeitig die Herrschaft in der Kirche und die Verwaltung ihres Einkommens an sich gezogen. Das bedeutet die Behandlung der einheimischen arabischen Kirchenglieder wie Missionschristen, welche für die Selbstverwaltung als unfähig gelten und absichtlich für die Selbständigkeit auch nicht erzogen werden. Die Sachlage, aus welcher 1908 bis 1910 ein lebhafter Nationalitätenstreit erwuchs, wird dadurch verwirrt, daß die Griechen, vielleicht nicht ganz mit Unrecht, fürchten, mit den Arabern werde der russische Einfluß in die Kirche seinen Einzug halten und das griechische Recht an den heiligen Stätten beeinträchtigen. Man kann den Hagiographen zugeben, daß sie für die Armenpflege und neuerdings auch für die Schulbildung der arabischen Christen Erhebliches leisten. Aber es bleibt traurig, daß der unausgegliche Gegensatz der Nationalitäten, wegen dessen zeitweise die Kirchen Jerusalems völlig geschlossen wurden und das theologische Seminar des Patriarchats aufgehoben, den inneren Fortschritt der Kirche lähmt.

Es ist eine weitverbreitete, aber irriige Vorstellung, daß Rußland der Protektor der griechischen Kirche in der Türkei sei. Weder hat die kaiserl. osmanische Regierung ihm ein solches Recht eingeräumt, noch ist es tatsächlich zu ihren Gunsten tätig gewesen. Aber allerdings hat die russische Kirche gesucht, innerhalb der griechischen Kirche Palästinas Einfluß zu gewinnen, wenn auch im Patriarchat von Jerusalem ohne nennenswerten Erfolg, weil die Geistlichen griechischer Nation nicht gewillt waren, ihre leitende Stellung an die Russen abzutreten. Der Strom von 10000 bis 12000 Pilgern, welcher von Rußland jährlich nach den heiligen Stätten gelenkt wird, gab den Russen erwünschten Anlaß, Palästina und besonders die Gegend von Jerusalem mit einem Netz von Stationen zu überziehen, die sich beständig mehren. In Jerusalem wurde neuerdings auch der Versuch gemacht, die Überwachung der russischen Geistlichen durch geheime Emissäre auf die griechische Kirche auszudehnen. Ein russischer Spion, den ich später selbst kennenlernte, entdeckte einen Skandal im Mariengrabe zu Jerusalem und erlaubte sich öffentliche Kritik des Patriarchen bei der Feier des heiligen Feuers in der Grabeskirche. In Galiläa, das dem Patriarchat von Antiochia untersteht, gelang es den Russen, in einer Reihe von Gemeinden dadurch Einfluß zu gewinnen, daß sie ihnen Schulen gründeten, deren von ihnen in Nazareth ausgebildete Lehrer nicht verfehlten, das heilige Rußland als den eigentlichen Hort des orthodoxen Glaubens zu preisen. Daß alle diese Bestrebungen doch nicht zu politischen Zwecken vom Russischen

Staate gefördert würden, hat mir wenigstens der offizielle Vertreter Rußlands in Palästina versichert.

Während die russische Tätigkeit in Palästina kaum älter als ein halbes Jahrhundert ist, hat die römische Kirche seit 200 Jahren im Patriarchate von Antiochia Fuß gefaßt. Es gelang, einen nennenswerten Teil desselben der Obergewalt des römischen Papstes, die er durch einen apostolischen Delegaten ausübt, und dem römischen Dogma zu unterwerfen. Die einheimische Hierarchie mit der Priesterschaft, sowie die eigene Ordnung und Sprache des Gottesdienstes blieben unangetastet. Wer den Orient kennt, weiß, daß nicht die Sehnsucht nach römischer Bevormundung das Entscheidende bei dieser Kirchentrennung war. Man hoffte vielmehr auf Teilnahme an der Schutzstellung der römischen Kirche unter Frankreich. So kam es zur Entstehung einer griechisch-katholischen oder, wie die Römer sagen, griechisch-unierten Kirche mit einem Patriarchen in Damaskus. Aber erst 1848 wurde ihre Selbständigkeit, nicht ihre Zugehörigkeit zur römischen Kirche, von der Hohen Pforte anerkannt. Der Schutz Frankreichs blieb ihr versagt. Innerlich und äußerlich blieb im Grunde alles beim alten. Wandelungen traten erst in neuer Zeit ein durch die Missionen. Die französische römische Kirche hat durch die sogenannte „Mission von Algier“ (die weißen Väter) in Jerusalem für die griechisch-unierte Kirche ein Priesterseminar errichtet und durch die da recht sorgfältig ausgebildeten arabischen Geistlichen zweifelsohne ihren Klerus gehoben, aber auch im römischen Sinne beeinflusst. In der gleichen Richtung wirken auch die deutschen Lazaristen im Auftrag des katholischen Deutschen Vereins vom Heiligen Lande. Sie haben in Galiläa fünfzehn Dorfschulen errichtet und mit Lehrern versehen, die sie selbst in Jerusalem bilden. Meine persönlichen Beziehungen zu beiden Mittelpunkten der Erziehung einheimischer Lehrer und Geistlichen erlauben mir das Urteil, daß mit Fleiß Gutes erstrebt wird. Der „griechisch-katholische“ Priester im tyrischen Kana, der dem Institut einmal freundliches Obdach gewährte, zeigte durch seine Bibliothek, daß er das in Jerusalem gewonnene okzidentale Wissen weiter pflegte und also nicht vergeblich geschult war. Eine Missionsaufgabe hat auch das 1847 in Jerusalem erneuerte Lateinische Patriarchat, das immer mit Italienern besetzt ist. Es ist ihm gelungen, im Bereiche des eigentlichen Palästina diesseits und jenseits des Jordans zehn Missionsstationen zu errichten und mit Kirche und Schule auszustatten. Ich kenne aus eigener Anschauung drei dieser Stationen diesseits des Jordans, fünf jenseits. Ihre Pflöglinge, die wohl zum Teil der ortho-

dozen Kirche entstammen, werden völlig zu römischen Christen gemacht. Ein eigenes Priesterseminar des Patriarchats bildet Araber aus für seinen Dienst. Aber auch das Lehrerseminar der deutschen Lazaristen führt der Mission des Patriarchats Arbeitskräfte zu.

Für die aufwärts strebenden Söhne der besseren Familien bei Griechisch=Unierten und Katholiken wird gesorgt durch die großen Schulen und Erziehungsanstalten der französischen „Schulbrüder“ in Jerusalem und Jaffa, die auf anschließende höhere Lehranstalten in Ägypten und Syrien vorbereiten. Keine Mission treibt der in mehreren Städten Palästinas ansässige, von Italienern geleitete Franziskanerorden, dessen Hauptaufgabe die Hut der heiligen Stätten ist, soweit sie im lateinischen Besitze sind. Aber ihm unterstehen die an diesen Orten vorhandenen, aus Fremden und Eingeborenen gesammelten Parochien, für deren Schulbedürfnis er auch sorgt, so daß sein Einfluß auf die christliche Landesbevölkerung nicht gering ist.

Alle Tätigkeit der römischen Kirche steht unter dem Schutze Frankreichs, auch wenn ihn die deutschen und italienischen Katholiken nicht in Anspruch nehmen. Das bedeutet, daß der Französische Staat sie unter politischem Gesichtspunkt finanziell unterstützt, und daß die Französische Botschaft sie bei der Hohen Pforte vertritt. So religionsfeindlich im eigenen Lande die Französische Regierung ist, so pomphaft wird ihre offizielle Beziehung zur römischen Kirche in der Türkei zur Schau getragen. Sechs Kawassen schreiten voran, wenn der Französische Generalkonsul in großer Uniform mit seinem Gefolge sich pflichtgemäß zum Gottesdienste begibt. Die französischen Missionen selbst machten auch keinen Hehl aus ihrer politischen Nebenabsicht, suchten aus den Eingeborenen begeisterte Franzosen zu machen und bekämpften andere Werke bloß, weil sie nicht französisch waren. Und auch die internationalen katholischen Anstalten suchten vielfach die deutschen Elemente geflissentlich zurückzudrängen¹.

Älter noch als diese römischen Missionen sind die protestantischen, deren Ara 1821 mit der Ankunft eines Amerikaners in Jaffa begann. Aber erst das aus preußischer Anregung 1841 hervorgegangene Anglikanische Bistum in Jerusalem hat durch die eifrige Missionstätigkeit des Schweizer's Gobat (seit 1846) die protestantische Mission unter den Christen Palästinas zu weiterer Entfaltung gebracht. Die seit 1851 in Palästina tätige englische Kirchen=Missionsgesellschaft trat schließlich das Erbe Gobats an und hat es weiter entwickelt. Ein Vertrag mit der amerikanisch=presbyterianischen Mission

¹ S. Schmitz, Das katholische Deutschtum in Palästina (1913), S. 12.

hatte das eigentliche Palästina den Engländern vollständig überlassen. Selbständige deutsche Tätigkeit ging aus von den Diakonissen in Kaiserswerth, von Schneller, dem Begründer des Syrischen Waisenhauses, von dem Deutschen Jerusalems-Verein, von der Brüdergemeine und neuerdings vom Karmel-Verein. Die Absicht war von Anfang an durchaus nicht, protestantische Gemeinden zu gründen. Die Kirchen des Orients sollten neu belebt werden. Ihren Rechtsstand zu schonen, gab man dem anglikanischen Bischof den Titel „Bischof in Jerusalem“, also keine lokale Diözese. Persönliche Einwirkung, Verbreitung der Bibel, Unterweisung und Erziehung der Jugend, Pflege der Kranken waren die Mittel, deren man sich bediente. Nur die Gegenmaßregeln der orientalischen Kirchen nötigten zum Austritt der protestantisch Angeregten und führten zur Entstehung protestantisch-arabischer Gemeinden, die in Palästina in zwei Gruppen zerfallen. Die größte ist die englisch-bischöfliche, die aber der evangelischen Richtung der Anglikaner angehört und meines Wissens alle ihre gottesdienstlichen Stätten ungeweiht läßt, damit sie dem englischen Ritual nicht unterworfen werden müssen. Nicht weniger als 25 kleine Gemeinden stehen in der Pflege der englischen Mission. Ihre Vertreter bilden seit 1905 eine Synode, die unter der Mitwirkung der Mission ihre Selbstverwaltung und finanzielle Unabhängigkeit vorbereiten soll. Als eine Ergänzung ist gemeint das von Kanada aus betriebene Werk der Christlichen Allianz in Jerusalem und Hebron, welches Gemeindebildung auf presbyterianischer Grundlage erstrebt. Der Deutsche Jerusalems-Verein hat vier Gemeinden begründet, wozu als fünfte die arabische Gemeinde des Syrischen Waisenhauses in Jerusalem tritt. Die noch junge Mission des Schwedischen Jerusalems-Vereins hat keine eigene Gemeindebildung bisher ins Auge gefaßt. Für den geistigen Fortschritt der einheimischen Protestanten, aber auch aller anderen Christen und Nichtchristen des Orients arbeitet in hervorragender Weise die Syrisch-protestantische Hochschule der presbyterianischen Amerikaner in Beirut. Sie gibt eine fortgeschrittene allgemeine Bildung und schult außerdem Ärzte, Apotheker und Kaufleute. Unter ihren nahezu 1000 Schülern befinden sich über 300 Griechisch-Orthodoxe, 200 Moslems, 100 Juden. Es ist ein erhebender Anblick, in ihrer Kapelle täglich diese gewaltige Zahl von jungen Leuten einschließlich der Nichtchristen vereinigt zu sehen. Der christliche Gesang, zu dem sie sich erheben, hat etwas Überwältigendes. Es hat nicht an Widerspruch der moslemischen und jüdischen Zöglinge gegen den christlichen Einfluß der Schule gefehlt. Der Präsident der Schule sagte mir, er habe

darauf kurzweg geantwortet, sie würden nicht gezwungen Christen zu werden, aber wer das Christentum nicht gründlich kenne, sei kein gebildeter Mensch, weil es die wichtigste Kulturmacht ist, welche die Menschheit besitzt. Daraufhin unterwarf man sich der Schulordnung.

Die zahlenmäßige Stärke des Christentums in Palästina kann nicht genau bestimmt werden. Zuverlässige Angaben fehlen auf allen Seiten. Die Griechisch-Orthodoxen haben in ihren Schulen 4000 Schüler, die Lateiner vielleicht ebensoviele, die englischen Protestanten wohl 3000, wir Deutschen etwa 1400. Aber die Zahl der Schüler in protestantischen Schulen beweist nichts für die Zahl der Gemeindeglieder, denn sehr viele von ihnen gehören anderen Kirchen an. Die Zahl der orthodoxen Gemeindeglieder beträgt vielleicht 30000, die der Katholiken und Unierten je 20000, die der arabischen Protestanten 4000, das gäbe zusammen 74000, neben wohl 800000 Moslems.

Den Christen ist durch die starke Einwanderung von Juden aus Rußland und Rumänien ein zahlenmäßig stärkeres neues Element von 80000 bis 100000 Seelen zur Seite getreten. Die religiös Gesinnten unter den Juden pflegen keine direkte Einwirkung auf ihre Umgebung zu versuchen. Aber es fehlt nicht an einem großen Prozentsatz von bewußten Atheisten, deren Einfluß nur zerstörend sein kann. Diese Wirkung der jüdischen Einwanderung liegt indes noch in der Zukunft. Bis jetzt zeigt sie sich hauptsächlich in der Steigerung der Bodenpreise, nicht im Verhältnis zum Stande der Grundrente, und in der Tatsache, daß viel bäuerliches Land in die Hände jüdischer Kolonisten übergeht. Wohl 150 Millionen jüdischen Kapitals sind in Palästina angelegt worden, um etwa 8000 Juden als Winzer und Ackerbauer iefthast zu machen. Einer solchen Macht gegenüber kann der Bauernstand sich nicht halten und muß, obwohl die Kolonien ihm auch Arbeit und Verdienst schaffen, zu einer abhängigen Helotenschaft herabsinken. Aber auch in den Städten bedeutet die Massenkonzurrenz der jüdischen Kaufleute und Handwerker eine schwere Schädigung der einheimischen Arbeit auf dem gleichen Gebiet. Das bedeutet für die Christen in Stadt und Land trübe Zukunftsaussichten, wenn sie nicht mit aller Energie sich raffen und in eigenem Fortschritt zähen Widerstand leisten. Manche Christen sehen in dem Siege mehr noch des jüdischen Kapitals als der jüdischen Arbeit, deren Vorhandensein ich nicht leugne, über die arabischen Bauern sonderbarerweise eine Erfüllung der Weissagung, die doch von ganz anderen Dingen redet. Ich meine, er bedeutet, daß wir dafür sorgen müssen, daß das Licht des Evangeliums im Heiligen Lande nicht ausgelöscht werde, sondern um so heller scheine.

IV. Der Einfluß des Krieges.

Über das Land, dessen Christen Russen, Franzosen, Engländer und Deutsche umwerben, ist nun der Weltkrieg hereingebrochen. Zwar hat die Sorge der Christen, der Heilige Krieg des Kalifen werde ihnen den Untergang bringen, sich nicht bewahrheitet. Die Türkische Regierung hat mit Energie die Ruhe im Lande aufrechterhalten, sie ist auch bemüht gewesen, für die Ernährung ihrer Untertanen und für niedrige Preise der Lebensmittel zu sorgen. Mehl, Milch und Käse sind nicht teurer, sondern eher billiger als gewöhnlich. Aber infolge der Stockung im Erwerbsleben und der schweren Kriegslasten ist überall große Not eingetreten. Die unerläßliche Abschneidung fremden Einflusses hat der christlichen Mission schwere Schädigung gebracht. Unsere deutsche protestantische und katholische Arbeit hat eingeschränkt werden müssen, weil die nötigen Mittel sich nach Palästina nicht überführen ließen. Schon vor Ausbruch des türkischen Krieges sind die meisten Engländer und Russen nach Schließung ihrer Anstalten abgereist. Dann wurde — mit Ausnahme einiger Wohltätigkeitsanstalten — jede Tätigkeit der feindlichen Nationen aufgehoben. Die Seminare, die Schulen, die Hospitäler der Russen, Franzosen und Engländer hörten auf zu arbeiten. Die Gebäude wurden teilweise für militärische Zwecke in Anspruch genommen. Ein großer Teil der christlichen Jugend verlor seine Gelegenheit zum Unterricht. Es wird zwar eingeborenen Pastoren, Priestern und Lehrern nicht verwehrt, ihren Pflichten nachzugehen. Aber vielen fehlt der Unterhalt, und auch Kirchen wurden als feindlicher Besitz beschlagnahmt. In Jerusalem wurde die Annenkirche, ein Eigentum des Französischen Staats, den eingeborenen Griechisch-Unierten übergeben, sie blieb also doch dem christlichen Gottesdienst erhalten. Aber anderwärts sind Kirchen zu Magazinen gemacht worden, selbst die Mission des Lateinischen Patriarchats hatte wegen ihres französischen Protektorats unter solchen Eingriffen zu leiden. Daß Italien der Türkei den Krieg erklärt hat, wird auch dieser Mission die Aufhebung und dem Franziskanerorden schwere Schädigung bringen. Übrig bleiben dann nur die orthodoxe und die griechisch-unierte Kirche als einheimische Größen, sowie die deutsche Mission beider Konfessionen, die aber vorläufig gar nicht imstande sind, die entstandenen Lücken christlicher Tätigkeit auszufüllen. Die Armenier, Syrer und Maroniten lasse ich außer Betracht als für Palästina ohne weiter reichende Bedeutung.

Schon vor dem Kriege waren die Kapitulationen aufgehoben worden, welche den im Lande wohnenden Fremden eigenes Gericht

gewährleisteten. Im Dezember 1914 hat die Türkei für alle Zukunft die bestehenden fremden Schulen und Hospitäler der Staatsaufsicht unterstellt, die religiöse Belehrung der darin aufgenommenen Fremdgläubigen verboten, und Neugründungen nur für Orte mit einer entsprechend starken fremden Bevölkerung zugelassen. Das heißt, sie will jede fortschreitende fremde religiöse Tätigkeit nach Kräften unterbinden.

Wer die türkischen Verhältnisse kennt, wird der Osmanischen Regierung deshalb keine Vorwürfe machen. Sie mußte endlich Herr im eigenen Hause werden. Ihr Vorgehen gegen die Missionen der Feinde hatte ein Vorbild in dem Verhalten Englands gegen unsere Missionen und war nach den mir gewordenen Mitteilungen in den Formen sehr viel rücksichtsvoller, obwohl ganz anders begründet, namentlich in dem zutage getretenen Mangel an Patriotismus bei vielen Christen des Landes. Ich behaupte nicht, daß z. B. die englische Mission in Palästina die türkischen Untertanen für England gewinnen wollte, so wenig als ich unsern deutschen Missionen politische Absichten unterschiebe. Aber es ist kein Zweifel, daß vor allem die französischen Missionen politische Ziele verfolgten, und daß alle fremden Missionen bei ihren für den Fortschritt der Türkei ganz unentbehrlichen Bestrebungen für die Volkserziehung den Eingeborenen von der Kulturhöhe ihrer Völker einen lebendigen Eindruck geben. Auch die Sprache übt dabei einen wichtigen Einfluß. Der Araber, welcher die Kultur so vollständig als eine englische, französische oder deutsche in sich aufgenommen hätte, daß er sie in seiner Muttersprache gar nicht ausdrücken könnte, wäre in bedenklicher Weise seiner Heimat entfremdet. Und wenn die ihm eingepflanzte Bildung ihn sogar unfähig machte, in dem kulturell noch unentwickelten Vaterlande sein Brot zu verdienen, müßte er entweder auswandern oder würde ein unzufriedener Proletarier. Wie die Mission solchen unerwünschten Folgen ihrer Tätigkeit entgegenarbeiten muß, wird später ausgeführt werden.

Aber es kommen Dinge vor, die unschuldig gemeint sind, die aber in deutschen Vaterlande heut jedermann ungehörig fände. Eine palästinische deutsche Mission¹ hat gerade beim Ausbruche des Krieges aus der „Allgemeinen Missionszeitschrift“ folgende Behauptungen wiederholt: „Der Araber schwört bei England, des Engländers Wort ist ihm wie ein Vers des Korans, er liebt England und erstrebt ein arabisches Kalifat in Mekka unter Englands Schutz. — In Arabien sind also die Tage der Türkei gezählt — wenn nicht schon vorüber.“ Dazu ist

¹ S. Mitteilungen der Ev. Karmel-Vereins, Juli August 1914, S. 47.

dann die Betrachtung gefügt: „Was für ein Ausblick für die Mission! Die Tür zum Orient ist vielleicht noch nicht ganz geöffnet, aber der Schlüssel steckt im verrosteten Schloß.“ Ich traute meinen Augen nicht, als ich das las. Also die deutsche „Allgemeine Missionszeitschrift“ macht auf Grund des Berichtes ihres Arabers Stimmung für die englische Aneignung Arabiens, und eine in Palästina arbeitende Mission sendet dieses Urteil eines freiwilligen Pioniers Englands in die Türkei. Was soll die Türkische Regierung von solchen Auslassungen denken, während doch die deutsche Mission ihren Schutz und ihre Zollfreiheit in Anspruch nimmt? Auf diese Weise wird die Hohe Pforte in ihrer Anschauung bestärkt, daß die fremden Missionen nicht staatszerhaltend seien. Der landesverräterische Brief eines Christen, den die „Nachrichten vom Syrischen Waisenhause“ im März dieses Jahres abdruckten¹, ehrt ihn selbst nicht und ist leider ein Dokument einer in dem Punkt der Vaterlandsliebe erfolglosen Erziehung. Was Jesus Mt. 12, 17, Paulus Röm. 13, 1, Petrus 1. Petr. 2, 13 über die Untertanenpflicht gegenüber der Römischen Regierung gesagt haben, lehrt eine andere Gesinnung. Die Schattenseiten des Osmanischen Staatswesens werden jedem bekannt, der wie ich zwölf Jahre darin wohnhaft war und mit der Bevölkerung in stetem Verkehr lebte. Aber es steht nach meiner Überzeugung in der Moral der Beamten, in der Duldsamkeit gegenüber den Religionen und in der Freiheit der Untertanen wesentlich höher als das russische, das doch christlich und zivilisiert sein will, und dem selbst seine unterdrückten deutschen Untertanen mit Gut und Blut dienen. Ich möchte keinen Fuß nach Rußland setzen, aber ich lebe gern unter türkischer Herrschaft und habe in allen zwölf Jahren meines Wohnens und Arbeitens in Palästina, auch in den mir anvertrauten konsularen Geschäften, nie mit einem Pfennig einen Beamten bestochen. In dieser ganzen Zeit bin ich allein oder mit den Mitgliedern unseres Instituts, oft in einsamer Gegend, im Lande umhergezogen. Ich habe gemessen, gezeichnet und photographiert. Die Beamten des Landes, vom Polizisten bis zum Landrat und Regierungspräsidenten, haben mich dabei stets höflich behandelt und uns niemals Hindernisse in den Weg gelegt. Das kann man wohl eine Freiheit der Wissenschaft nennen, die nicht in jedem Staatswesen zu finden wäre. Und während ich vor den Toren Leipzigs einmal als Objekt eines Raubansfalls zu Boden geworfen und mit dem Messer bedroht wurde, bin ich in Palästina niemals beraubt oder bestohlen worden, obwohl ich oft genug

¹ Bote aus Zion, 1915, Heft 1, S. 51 f.

nur in arabischer Begleitung ritt und im Bauernhaus und Beduinenzelt geschlafen habe. Es ist freilich richtig, daß ein Eingeborener ganz andere Schwierigkeiten hat als ein in der Türkei lebender und den Schutz seiner Obrigkeit genießender Ausländer. Aber welcher in Rußland lebende Deutsche könnte eine solche Aussage machen wie ich über die Türkei?

Schon vor dem Kriege war die Vorstellung in Palästina weit verbreitet, daß eine fremde Macht nächstens einbrechen werde. Selbst wenn ich mit den Mitgliedern des Instituts friedlich durchs Land zog, dachten viele an eine Vorbereitung für künftige Besitzergreifung. Manche knüpften Hoffnungen daran. Ein Scheich schlug mir Austausch der Ringe vor, wohl in der Meinung, daß mein Ring ihm nützlich werden könnte wie das rote Seil im Fenster der Rahab. Aber ein anderer legte sein Gewehr auf mich an und wollte schießen, wenn ich in die Besitztümer seines Dorfes weiter eindrange. Man hat mich zuweilen offen gefragt, wann Deutschland wohl Palästina nehmen werde, und ungläubig gelächelt, wenn ich sagte, daß wir keine Räuber seien. Das Aufblühen Ägyptens unter der englischen Leitung war für viele ein Zugmittel nach der englischen Seite, als werde oder könne England aus Palästina dasselbe machen wie aus der ägyptischen Goldgrube für das englische Kapital. Das Beispiel Cyperns, das unter der britischen Herrschaft keineswegs aufgeblüht ist¹, hätte die Palästinenser eines andern belehren können. Die Christen meinten wohl auch, daß eine christliche Herrschaft sie an die Spitze des Landes stellen und aus Stiefkindern bevorzugte Schoßkinder machen werde, obwohl in Ägypten und Indien nichts derart geschehen ist.

So erklärt es sich, daß beim Anfang des türkischen Krieges viele Christen darin nur eine unnütze Abwehr gegen die Erfüllung ihrer Hoffnungen sahen und für Deutschland keine freundliche Gesinnung hegten. Unsere Feinde hatten auch dafür gesorgt, daß durch ihre zahlreichen Vertreter im Lande und ihre Presse die christliche Türkei mit Verleumdung durchseucht war. Aber schon vor dem Kriege hatte man nicht den Eindruck, daß die Christen der Türkei mit Vertrauen auf Deutschland sahen. Wenn ich mich Palästinern gegenüber als Deutschen bezeichnete, habe ich oft die Antwort erhalten: „Die Deutschen sind unsre Freunde“, mit dem Gestus der zusammengehaltenen Zeigefinger, den Kapitän von Mücke bei seiner Landung in Arabien irrig als Zeichen

¹ S. Freiherr v. Lichtenberg, Cypern und die Engländer. Ein Beispiel britischer kolonialer Willkür. Leipzig 1915, Veit.

der Feindseligkeit deutete. Aber immer waren es Moslems, die das sagten. Niemals haben Christen diesen Ausdruck gebraucht. Sie schienen Deutschland auf der Seite der Moslems zu suchen und haben mir auch gelegentlich gesagt, weshalb sie das annahmen. Sie vermiften vor allem nach den entsetzlichen Massenmorden von Armeniern in den Jahren 1896 und 1908 den Tatbeweis der Teilnahme der deutschen Christenheit. Der Jerusalems-Verein und der Armenische Hilfsbund gründeten freilich armenische Waisenhäuser. Aber von einer öffentlichen Bewegung zugunsten der bedrohten Glaubensbrüder war nicht die Rede. Weil sie nur Schädlinge seien, schien es nicht notwendig, sich ihretwegen aufzuregen. Sie selbst aber waren mit Grund in banger Sorge. Als ich vor 16 Jahren an einem syrischen Dorfe vorüberritt, begrüßten mich die Bauerburschen mit einem Hoch auf den Sultan. Ich fragte nach der Ursache und erhielt die Antwort: „Er wird nächstens wieder Befehl geben, dann töten wir die Armenier und rauben ihre Frauen und ihr Geld.“ Solche Gedanken hatte also das Erscheinen eines Christen beim Dorfe ausgelöst. Es ist zu hoffen, daß die Türkische Regierung bei treuen Untertanen zwischen Moslems und Christen keinen Unterschied machen will. Aber es fehlt doch nicht an Zündstoff in der Bevölkerung, und wir beklagen es, daß die unpatriotische Haltung mancher Christen jetzt im Kriege ihn nicht mindert, sondern vermehrt.

Die ganze Sachlage bleibt unverstanden, wenn wir nicht berücksichtigen, daß in der Türkei wie überhaupt in den Ländern einer minder entwickelten Kultur nicht der Staatsgedanke das die Bewohner Zusammenschließende ist. Sehr viel mächtiger ist der Religionsgedanke und nach ihm das Stammesgefühl. Uns ist Regierung und Staat eine Größe, die mit dem Vaterlande untrennbar zusammenhängt. Dort liebt man wohl die Heimat, auch der Auswanderer bleibt ihr meist treu und kehrt in sie zurück, wenn er kann. Aber die Regierung als Zehnten und Soldaten fordernde Größe ist wie eine darüber schwebende Fremdmacht, die man auch mit einer anderen vertauschen könnte. Manches Mal habe ich gesehen, wie die Rekruten mit Stricken aneinander gebunden zur Garnison geschleppt wurden. Christen und Juden entziehen sich der Dienstpflicht vielfach durch die Flucht ins Ausland. Die Moslems, welche nicht weniger als die Christen über die Forderungen des Staates seufzen und im Grunde ebensoviel Ursache zur Klage haben, werden doch durch ihre Religion an das Staatsoberhaupt gebunden. Dieses Band zu verstärken und der mangelhaften Staatsstreue aufzuhelfen, wurde der „Heilige Krieg“

als Aufgabe jedes Individuums erklärt. Für den Kalifen zu kämpfen ist Pflicht, für das türkische Staatswesen würden nur wenige begeistert ins Feld ziehen. Den Christen fehlt die religiöse Bindung an den Sultan, sie sollten die fehlende Staatsstreue durch das Pflichtgefühl der Untertanen ersetzen und begreifen, daß nur aus dem Zusammenwirken der Nationen und Religionen dem Orient Heil erblühen kann.

Die Verfassung von 1908, welche alle Religionen im Staate gleichstellt, hat die Religionen und Völker nicht mit einem Schlage um den Staat zusammenschließen können. Man feierte Verbrüderungs-feste mit phrasenhaften Reden, man wählte zum Parlament. Aber den Wählern wie den Gewählten fehlte oft Begabung und Einsicht für praktische, sachliche, andauernde Arbeit zum Wohl des Ganzen, nicht selten auch der Gemeinsinn. Wenn es Übelstände gab, machte man nach wie vor die Regierung dafür verantwortlich, aber rührte selbst keinen Finger für ihre Abstellung. Die Türkische Regierung hat unter solchen Umständen einen schweren Stand. Ich wundere mich stets mehr über das, was sie bei alledem leistet, als über das, worin sie zurückbleibt. Daß sie jetzt gegen drei Großmächte, wenn auch mit Deutschlands Hilfe, sich behauptet, muß als bewundernswert gelten. Wenn sie Erfolg hat und dann Ähnliches auf dem Gebiete der inneren Politik leistet, wird sie die Araber wie die Türken, die Christen wie die Moslems für den Staat gewinnen.

V. Was ist zu tun?

Es wäre töricht, Zukunftsbilder zu entwerfen. Nur der von einigen Seiten gehegten Hoffnung muß ich entgegentreten, als werde nach dem Krieg die deutsche christliche Mission unter den Moslems besonders leichten Eingang finden. Danach sieht es nicht aus. Erfolge des Kalifen werden den Islam stärken, Mißerfolge viele Mohammedaner verbittern und jedenfalls zu Feinden der Deutschen machen. Beide Möglichkeiten bedeuten aber auch keine Förderung unserer Tätigkeit unter den Christen. Siegt die Türkei, so finden manche Christen ihre Hoffnungen vereitelt, unterliegt sie, so erwarten sie ihre Erfüllung, aber von anderer Seite. Wie es auch komme, können wir Deutsche unsere Tätigkeit für das Evangelium nicht aufgeben, sondern müssen sie fortsetzen. Wie alle unsere Arbeit im Ausland auch nach dem Friedensschluß unter vermehrten Schwierigkeiten zu tun sein wird, so auch die Palästina-Arbeit. Dafür werden wir uns wappnen müssen oder vielmehr den Herrn der Ernte um vermehrte Kraft und Weisheit zu bitten haben. Nur wenn wir innerlich mehr

werden, ist vermehrte Leistung ausführbar. Nur dann werden wir auch den bösen Leumund, mit dem unsere Feinde die Welt, und auch Palästina, erfüllt haben, sieghaft durchbrechen. Somit sind nicht Weltmissionspläne jetzt zu schmieden. Es war vielleicht verfrüht, daß man überhaupt sich damit befaßt hat. Aber dafür ist zu sorgen, daß die begonnene Arbeit nicht stillesteht, sondern fortschreitet.

Dabei ist es unumgänglich, daß wir reinlich scheiden zwischen der Stärkung der Weltbedeutung unseres Vaterlandes, auch der Schaffung neuer Absatzgebiete für unsere einheimische Produktion und — unserer Mission. Jene Bestrebungen gehen aus von dem Grundsatze „do ut des“, mit der Mission suchen wir ausschließlich das Wohl der anderen zu fördern. In Palästina ist die Vorstellung nur allzumeist verbreitet, daß die Mission nur verkappte konfessionelle oder nationale Selbstsucht zur Triebfeder habe. Unsere Mission darf aber keine politischen oder kommerziellen Ziele verfolgen, sie ist selbstverleugnender Dienst des Herrn über alle Herren. Wir werden dabei auch nicht fragen dürfen, ob uns andere gern mögen und davon unsere Liebe abhängig machen, sondern nur ausschauen nach der Not, die unserer Hilfe bedarf, mit dem Heilandsfinn, der sich auch an uns erwiesen hat, da wir noch schwach, Sünder, ja Feinde waren (Röm. 5, 6. 8. 10). Gerade auch in Palästina werden wir nur so das Vertrauen der eingeborenen Christen gewinnen.

Die Selbstverleugnung unserer Missionstätigkeit hat an Paulus das rechte Vorbild, wenn er von sich sagt (1. Kor. 9, 22): „Ich bin jedermann allerlei geworden, auf daß ich allenthalben etliche selig mache.“ Wir werden den Palästinern wie ein Palästiner werden müssen, wenn wir ihnen helfen wollen. Es ist vielleicht nicht überflüssig, wenn ich einige Punkte nenne, an denen sich das zeigen muß.

1. Die Mission soll die einheimische Sitte und Sprache pflegen.

Alle Missionsarbeit will die Völker nicht sich selbst entfremden, sondern sie auf eine höhere Stufe heben. Dazu gehört gerade da, wo überlegene Kultur an eine niedrigere Kulturstufe herantritt, daß man die Eigenart des missionierten Volkes nicht ausrottet, sondern anerkennt. Es steht mit der palästinischen Sitte doch nicht so, wie bei manchen anderen Völkern, daß sie mit Unzucht, Trunksucht oder Aberglauben in so engem Zusammenhang stünde, daß die Mission sie notwendig zerstören müßte. Die alten Trinksitten des Landes hat der Islam gewaltfam ausgerottet, die von ihm geforderte Trennung der Geschlechter, die bei den Christen gemildert, aber nicht aufgehoben ist, haben den Tanz und die Volksvergünstigungen überhaupt in vieler Beziehung so

harmlos gemacht, daß wir unserm Volksleben nur das Gleiche wünschen könnten. Auch der Volksgefang ist durchaus der Veredelung fähig, und muß nicht ohne weiteres durch unsere sehr andersartige Musik ersetzt werden. Es ist nicht recht, wenn die Schüler unserer Missionschulen von Volksgefang und Volkslied keine Ahnung haben. Es ist eine Schwäche des Palästiners, fremde Art, besonders in Außerlichkeiten, nachzuäffen. Der Flitter der Kleidermode, des Sprachengeklingels und der Bildungssphraße hat schon begonnen, das Land zugrunde zu richten. Eine deutsche Mission wird eine tiefer gegründete Kultur pflegen, aber sie muß sie auch bodenständig machen und dabei anknüpfen an die nicht ganz fehlenden Bestrebungen einzelner Landesfinder, Palästina palästinisch zu erhalten.

Dahin gehört auch die Pflege der arabischen Muttersprache der Palästiner. Es ist mir wohl bekannt, mit welchen Schwierigkeiten der über den Bereich der Volksschule hinausgehende Schulbetrieb zu kämpfen hat, wenn er arabisch sein will. Das Syrische Waisenhaus und die amerikanische Hochschule in Beirut haben in arabischer Sprache begonnen, sind aber zum Betrieb in fremder Sprache übergegangen. Es schien zu schwierig, die nötigen Lehrmittel zu beschaffen, unmöglich, geeignete Lehrkräfte zu gewinnen, wünschenswert, den Schülern den Vorteil eines engen Zusammenhangs mit der Literatur eines Kulturvolkes zu verschaffen. Das mag so sein, aber es hebt die Aufgabe nicht auf, daß die Jugend für ihre Muttersprache, für ihr Heimatland und für ihr Staatswesen gebildet werden muß. Dies Ziel muß in allem Lehren und Erziehen der palästinischen Mission wirksam bleiben, auch dann, wenn in höheren Schulen fremde Sprachen gelehrt und einzelne Fächer ganz fremdsprachig gehandhabt werden. Schulfächer wie Naturkunde und Erdkunde müssen an Palästina orientiert sein und sind womöglich in der Landessprache zu lehren. Die Erzieher der Jugend müssen auch selbst arabisch verstehen, sonst werden sie ihren Zöglingen innerlich fern bleiben, auch wenn diese ihre Sprache gelernt haben.

2. Die Mission soll sich den Bedürfnissen des Volkes anpassen.

Wenn die Mission in Palästina auf das gesamte Volk Einfluß gewinnen will, muß sie auch darin palästinischer werden, daß sie mehr als bisher in das Volk hineingeht. Waisenhäuser sind überall ein Bedürfnis. In Palästina sind die Waisenhäuser der deutschen Mission aus besonderen Notständen erwachsen. Die Anstaltserziehung, je sorgjamer sie ist, hat aber immer mit der Gefahr zu kämpfen, daß ihre

Pfleglinge schließlich in die Kulturverhältnisse ihrer dörflichen und städtischen Heimat nicht mehr passen. Die Begabteren verlassen das Land und suchen in Ägypten und Amerika Arbeit und Unterhalt. Das beraubt Palästina seiner besten Kräfte, und die aus den Missionsanstalten Hervorgegangenen werden nicht das Salz, das sie seiner Bevölkerung sein sollten. Das wird zuweilen als eine unvermeidliche Folge der Landesverhältnisse bezeichnet. Aber diese sind doch nicht derart, daß man sich dort nicht ehrlich durchs Leben bringen könnte. Wir müssen in die Herzen unserer Zöglinge Heimatsliebe und Heimatspflichtgefühl pflanzen. Die Lehrer und Erzieher müssen dafür nähere Kenntnis von ihrer Heimat und Sinn für ihre Eigenart in fortgesetzter Arbeit selbst erwerben. Die Missionen wollen natürlich nicht für die Auswanderung erziehen, dann müssen sie auch die Landeskinder so fördern, daß sie im Zusammenhang mit der Landeskultur bleiben. Die Hauptkraft der Mission muß sich deshalb nicht in den Anstalten, sondern in der Volksschule entfalten. Die Kinder bleiben dabei in dem oft unvollkommenen und zuweilen auch gefährdenden Kreis ihrer Familien. Der ausgestreute Same wächst nicht in so lange Halme, aber vor allem kommt er in das wirkliche Erdreich des Landes. Die deutschen Katholiken und die Russen haben mit ihren Schulgründungen in Galiläa im Bereich der orthodoxen und der griechisch-unierten Kirche ein nachahmenswertes Beispiel gegeben. Die ärztliche Mission, wenn sie durch Besuche und poliklinische Stationen den Dörfern näher träte, sollte dabei vorbereitend und bahnbrechend wirken. Auch hier gilt der Wunsch, daß unsere Tätigkeit nicht in große, ausgezeichnet eingerichtete Anstalten sich verpuppen sollte, sondern sie nur als Mittelpunkte behandeln, von denen aus die Verbindung mit dem palästinischen Volke gesucht und aufrechterhalten wird.

3. Die Mission soll die Einigkeit der Christen fördern.

Alle christliche Tätigkeit in Palästina sollte sich auch darin als palästinisch erweisen, daß sie nicht Sonderzwecke verfolgt, sondern das Ganze des Landes und seiner Christen im Auge hat. Die geringe Zahl der Christen gegenüber den Moslems, aber auch den Juden, erfordert durchaus, daß sie, soweit das irgend angeht, sich einigen. Das bedeutet für die Mission keinen Verzicht auf die eigene Konfession, aber eine beständige, gewissenhafte und selbstlose Überlegung, was man trotz allem für den Frieden und den Zusammenhang der Christen verschiedener Kirchen tun könne, und in welchen Punkten ein Zusammengehen möglich sei. Wir Protestanten sind glücklicherweise an dem un-

schlichtbaren Streit um die heiligen Stätten nicht beteiligt. Wenn wir mit Griechen und Lateinern über Fragen der Kirche uns nicht einigen können, bliebe die Schule ein Gebiet, auf welchem gegenseitige Anregung nicht ganz ausgeschlossen wäre. Und wenn auch dies sich als unmöglich erwiese, wäre die Frage, wieweit doch ein sozialer Verkehr eine freundliche Beziehung herstellen und ein Zusammengehen nach außen hin in weltlichen Dingen ermöglichen kann.

Ein enger Zusammenhang scheint selbstverständlich zwischen den protestantischen Missionen Palästinas. Leider ist er keineswegs immer eine Tatsache. Ich kenne einen Fall, in welchem zwei Missionen am gleichen Ort nur wenige Häuser voneinander entfernt ihre Tätigkeit jahrelang hatten ohne jeden näheren Verkehr, ohne daß ein sprachliches Hindernis bestand. Zu meinem Bedauern war der deutsche Teil hier der schuldige. Die Missionsvorstände sollten ihren Arbeitern die Pflege des Zusammenhanges mit anderen protestantischen Missionen als Berufspflicht auferlegen. Biewiel Anlaß gäbe es zu gemeinsamer Beratung? Der Übergang von Gemeindegliedern und Schülern aus einer Mission in die andere, der Lehrplan der Schulen selbst, die Schaffung eines arabischen Kirchengesangbuches, arabischer, auf die palästinische Jugend berechneter Leitsäden für die Schule, einer arabischen Volksliteratur, die nicht aus übersetzten deutschen oder englischen Büchern bestehen darf.

4. Die Mission soll sozial wirken.

Die Mission soll aber auch palästinisch sein, indem sie sozial wirkt. Darunter verstehe ich, daß es zu ihren Aufgaben gehört, den lokalen Gemein Sinn zu stärken, der Ernährung, Gesundheitspflege und Erwerbstätigkeit ihrer Pflegebefohlenen ernste Aufmerksamkeit zu widmen. Die Christen sollten sich auszeichnen in der Beteiligung an gemeinnützigen Unternehmungen, in Gewerbe und Ackerbau nach den besten Methoden. Der deutsche Missionar Müller soll ein nicht geringes Verdienst daran haben, daß die Umgebung von Bethlehem und Bedschala jetzt ein großer Olivenwald ist. Es würde die Mission nicht schänden, wenn man von den Christen sagen könnte, daß sie das beste Öl machen, daß der Ertrag ihrer Felder den ihrer moslemischen Umgebung übertrifft, und wenn die Missionare dabei anregend und fördernd tätig gewesen wären. Die Französische Regierung hat für die Volksschule in Algier ein treffliches volkswirtschaftliches Lehrbuch verfassen lassen. Es wäre eine Ruhmestadt der protestantischen Mission, wenn sie dem palästinischen Volke etwas ähnliches gäbe. Es stände auch nicht im Widerspruch zu unserer Missionsaufgabe, wenn wir für den Absatz der

Produkte Palästinas, seines Oles und Weines, seiner Apfelsinen, seiner Wolle und Häute, etwas tun wollten. Jede Hebung der Ausfuhr palästinischer Erzeugnisse kommt mit dem ganzen Lande auch den Christen zugute.

So palästinisch auch unser Zeugnis in Sprache und Denkweise sein muß, so wenig darf es sein protestantisches Wesen verleugnen. Den griechischen und römischen Christen wird es in echt lutherischer Art zeigen, wie der Glaube des Herzens, nicht Fasten und Zeremonienwesen, gerecht macht, aber auch reinigt und verpflichtet. Es muß die Palästiner stark machen gegenüber dem Judentum in der Erkenntnis, daß alle göttliche Offenbarung vor Christus nicht an ihn heranreicht, gegenüber dem Islam in der Überzeugung, daß auch die von ihm behauptete neue Gottesoffenbarung nach Christus ihn nicht überbietet, sondern weit hinter ihm zurückbleibt. Dabei wird die Arbeitsweise unserer Mission auch echt deutsch bleiben müssen in klarer und tief begründeter Erkenntnis des Evangeliums, in einer Unterrichtsmethode, die den Charakter bildet, und in einem im Feuer standhaltenden Gemeinfinn und Staatsfinn.

Was aber ist jetzt zur Kriegszeit von uns hier in der Heimat zu tun? Wir müssen die vorhandenen deutschen Palästina-Missionen so tragen helfen, daß sie ihr Werk nicht einschränken müssen, sondern verstärken können. Wir dürfen uns aber auch der Teilnahme an den Christen Palästinas nicht entziehen. Am nächsten stehen uns die vier evangelischen Gemeinden, die in Jerusalem, Bethlehem, Betschur und Bedschala in deutscher Pflege stehen. Aber wir können sie nicht trennen von der christlichen Umgebung, aus der sie hervorgegangen sind. Alle Christen Palästinas, die ohnedies fast durchweg arm sind, befinden sich jetzt in großer äußerer Not. Die Türkei zahlt keine Unterstützungen an die Angehörigen der Krieger. Und wenn die Christen in diesem Kriege nicht in der Armee stehen, müssen sie durch Zahlung von 1000 Franks sich freikaufen und dafür ihr Bestes hergeben oder, wie es meist der Fall ist, Schulden machen und ihren kleinen Landbesitz verpfänden. Wovon dann leben? Der Orientale übertrifft uns weit in Genügsamkeit. Mit etwas Brot, etwas Grütze, etwas Kochbutter, einigen Oliven oder Feigen ist er Tag für Tag zufrieden, wenn er es nur haben kann. Gemüse, das im Sommer nur mit künstlicher Bewässerung wächst, kommt wenig in Frage. Kartoffeln werden nicht gebaut, sie wachsen wohl, aber halten sich nicht im warmen Lande. Die vom Syrischen und Armenischen Waisenhaus und von Talitha Kumi

entlassenen Zöglinge fanden in ihren Familien oft bitteres Glend. Eine arabische Gemeindegewester geht in Jerusalem zu den Armen, welche einmal Zöglinge in Talitha Kumi waren. Sie war glücklich, daß der Krieg ihnen eine unerwartete Einnahmequelle dadurch eröffnete, daß die Offiziere die von ihnen gefertigten Nadelspitzen für ihre Frauen kauften. Aber wieviel Not muß sie ungestillt lassen!

Nicht anders als in den protestantischen Gemeinden steht es bei den arabischen Griechen, Lateinern und Moslems. Heuschreckenflüge, wie sie seit fünfzig Jahren nicht vorgekommen sind, zogen über Palästina hinweg und haben im ganzen Lande von Dan bis Beerjaba großen Schaden angerichtet. Vom Karmel schrieb eine Missionarshrau davon Ende März¹: „Milliarden und aber Milliarden Heuschrecken zogen im Lande umher, bedeckten alles und fraßen wie die Pferde; der Karmel ist ganz kahl geworden. Unser Gärtner hat sich völlig umsonst geplagt, denn sie vernichteten alles. Ganze Salat-, Erbsen- und Kohlfelder fraßen sie auf. Dicke, feste Krautköpfe verschwanden nur so vom Erdboden. Durch fürchterliches Geflapper leerer Blechbüchsen konnte man sie stellenweise verjagen; doch als solche Schwärme kamen, daß sie die Sonne verdunkelten wie dicke Wolken, da war alles Lärmmachen umsonst. Bis zuletzt hatten wir ein Linsensfeld vor ihnen geschützt, aber auch das ist jetzt ganz verwüstet. So soll auch stellenweise der Weizen wie abgemäht sein. Es herrscht furchtbare Not in Haifa und wohl im ganzen Land. Das war schlimmer als der Krieg. Jetzt sammeln die Bewohner die Heuschreckeneier zum Vernichten, denn die jungen Heuschrecken, die in etwa vier Wochen kommen, sollen es noch schlimmer machen und keinen Baum, ja selbst die Baumrinde nicht verschonen. Bis jetzt sind die Oliven- und Feigenbäume nur wenig beschädigt.“ Mit einer Strafe von etwa 16 Mark hatte die Regierung jeden männlichen Eingeborenen von 16 bis 60 Jahren bedroht, der nicht drei Kilo Eier ablieferte. Diese Maßnahme konnte aber keinen durchgreifenden Erfolg haben. Im Mai erschien die ungeflügelte junge Brut und ist wie eine Armee von Rofafen verwüstend über alle Fruchtbäumegezogen. Wer gedenkt da nicht der Heuschreckenplage, an welche Noel einst seine Bußmahnung an die Betroffenen knüpfte: „Zerreißt eure Herzen und nicht eure Kleider! Wer weiß, es mag ihn wiederum gereuen, und er läßt einen Segen hinter sich!“ (Joel 2, 13 f.) Aber wir können auch nicht gleichgültig daneben stehen. Paulus sammelte einst in Kleinasien und Griechenland für die notleidende Gemeinde von Jerusalem, obwohl sie ein Herd

¹ Mitteilungen des Deutschen Frauenmissionsbundes, 1915, S. 165.

der Feindschaft gegen sein Werk war, weil sie der Hilfe bedurfte. Wir sollten in seine Fußstapfen treten.

In solchen Zeiten sollte die Mission vor allem eine offene Hand haben und die Sprache der Barmherzigkeit zu Nahen und Fernen reden. Amerikaner lassen Lebensmittel in Jerusalem verteilen. Sonst hat man zuweilen gesagt, daß von zu vielen Seiten im Heiligen Lande für Arme und Kranke gesorgt werde. Jetzt ist davon nicht die Rede, auch die Klöster, deren Einnahmequellen versiegen, können nur wenig mehr tun. Hier wäre für uns Deutsche Gelegenheit zu zeigen, daß die palästinischen Christen uns näher stehen, als sie meinen. Es würde auch unsere politische Stellung zur Türkei stärken, wenn wir im Wohltun nicht hinter den anderen zurückbleiben.

Bisher war Frankreich die von der Türkei anerkannte Hüterin alles katholischen Christentums in ihrem Bereich. England und die Vereinigten Staaten haben als Vertreter der bedeutendsten protestantischen Missionen mit mehr oder weniger Energie die Interessen der übrigen einheimischen Christen griechischer, syrischer, chaldäischer und armenischer Konfession geltend gemacht. Jetzt meinen wohl die Vereinigten Staaten, allein die Erbschaft dieser Protektion angetreten zu haben. Davon kann und darf nicht die Rede sein. Unsere freundschaftliche Stellung zur Türkei bindet uns nicht die Hände gegenüber ihren Christen. Im Gegenteil, es kann ihr nur nützlich sein, wenn diese aufhören, nach London, Paris und New York zu schauen, als wären dort allein die selbstlosen Vertreter ihrer Rechte und Interessen zu finden, als werde ihre Zermalmung durch den Islam nur durch englischen, französischen und amerikanischen Einfluß verhütet. Die dem türkischen Staatswesen gefährliche Spaltung seiner Untertanen in verschiedene Religionen und Nationen kann nur dann gemildert, nur dann in eine Verbindung zu gemeinsamer Bürgerpflicht umgebildet werden, wenn alle ihre Interessen innerhalb des Staates in gleicher Weise Vertretung finden. Es wäre gerade jetzt verhängnisvoll, wenn die alte Krankheit der Türkei, das Liebäugeln ihrer Untertanen mit dieser oder jener auswärtigen Macht, welche an ihrer Zertrümmerung arbeitet, wieder aufleben sollte. Sie alle müssen wissen, daß gerade bei dem jetzigen selbständigen Auftreten der Türkei an der Seite der Zentralmächte Europas alle Sicherheiten für ihr Gedeihen gegeben sind, und zwar in größerem Maße, als es bei dem früheren Schwanken der Türkei zwischen den einander befehdenden Großmächten der Fall sein konnte. Dazu gehört aber, daß wir deutschen Christen bei allem Wohlwollen gegenüber den vorwärts und

aufwärts strebenden Elementen im Islam unsere volle Teilnahme entgegenbringen den in der Türkei vereinigten Nesten der von den Aposteln begründeten ältesten christlichen Kirche, von der wir einst das Evangelium empfangen.

Wir sind mit Palästina enger verknüpft als mit irgendeinem anderen Teile der Türkei. Daß wir dort vier evangelische und sechs Tempelergemeinden haben, welche im Heiligen Lande mit den Eingeborenen Freud und Leid teilen, ist das erste Band. Die Waffenbrüderschaft im Weltkriege, bei der palästinische Deutsche neben palästinischen Arabern in der türkischen Armee kämpfen, hat ein zweites, noch stärkeres Band geknüpft. Das dritte ist das älteste und festeste. Palästina ist das Land, für das unser Heiland wirkte, dem wir nur untreu werden können, wenn wir unsern Glauben verleugnen.

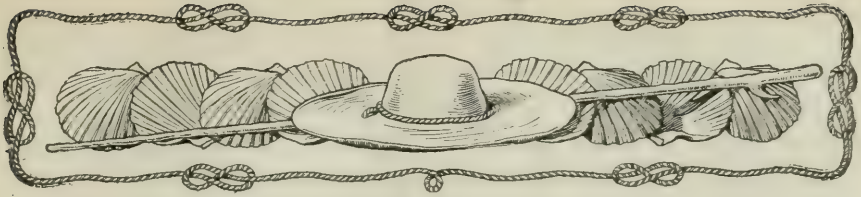
Als unser Herr sagte (Joh. 4, 35): „Hebet eure Augen auf und sehet in das Feld, denn es ist schon weiß zur Ernte!“ dachte er an die Palästiner. Er nahm das Bild von dem palästinischen Erntefeld, das die Sonne und der Ostwind des Mai nicht gelb, sondern weiß gebleicht hat. Aber er hat damit nicht sagen wollen, man brauche nur den Arm auszustrecken, so habe man ihn mit reifen Garben gefüllt. Das palästinische Volk war so wenig damals als heute so beschaffen, daß es sofort in großen Haufen in Gottes Reich eingezogen wäre. Was Jesus vor Augen hatte, war vielmehr die unendliche Möglichkeit, Notwendigkeit und Dringlichkeit der Arbeit. Das Erntefeld verlangt sie. O Herr der palästinischen Ernte, gib uns Schnitter, die nicht bloß an die Sichel schlagen, sondern in des Tages Last und Hitze nicht ablassen, bis deine Scheuer sich füllt!



III.

Von unseren Reisen.





Von Sichern ins Land Gilead.

Von Stadtvicar Heinrich Seeger in Ulm a. D.

I. Vom Jakobsbrunnen zum Jordan.

Als unser Diener Musa am Karfreitagmorgen 1914 in aller Frühe den Vorhang unseres Zeltes lüftete, bot man ihm einen recht unfeiertäglichen Willkommengruß. Kollege D., in Hemdärmeln, nahm die Zahnbürste aus dem Mund und donnerte ihm ein mächtiges: „musch chalas“ „Noch nicht fertig!“ entgegen. Kollege W., der sich vergeblich bemühte, unter all den vielen Gegenständen, die ein mit drei Personen belegtes Zelt die Nacht über beherbergen muß, gerade sein Handtuch ausfindig zu machen, glaubte seinen neuerworbenen Sprachschatz nicht allzufrüh verausgaben zu sollen. „Mach, daß du weg kommst, unverschämter Bengel!“ versteht Musa ja auch, wenigstens dem Sinne nach, denn er hat schon manche Zeltreise des Instituts mitgemacht und ist allmählich ein unentbehrliches Faktotum der Reisegesellschaft geworden.

Musa muß jeden Morgen einen solchen Empfang über sich ergehen lassen, und jeden Morgen ist er für ihn ein neuer Schmerz. Ist er doch dafür verantwortlich, daß die Zelte rechtzeitig abgebrochen werden, damit sie auch wieder rechtzeitig bereit sind, am Abend am neuen Lagerplatz die hungrige und müde Gesellschaft aufzunehmen zu Speise und Trank und Schlaf. Und er kann es nun einmal nicht fassen, daß man so lange Zeit brauchen soll, bis man seinen Körper in die wenigen Hüllen gewickelt hat, die seiner Anschauung nach vollkommen genügen, um einen Menschen reisefähig zu machen. So zieht er denn seinen Kopf resigniert wieder zurück, und bald hören wir auch im Nachbarzelt ein lautes, dreistimmiges: musch chalas erschallen — uns zur Beruhigung, daß die Kollegen dort drüben auch noch nicht weiter sind wie wir.

Aber allmählich kommt Ordnung in den Wirrwarr im Zelt. Jeder der drei Insassen hat schließlich seine Brille auf seiner Nase, hat sein Nachthemd mit seinem Handtuch und seiner Waschschüssel zu einem Knäuel zusammengewickelt in seinem Bette verstaut und hegt trotz aller bitteren Erfahrungen immer noch die Hoffnung im Herzen, daß Musa und seine Helfershelfer die Gegenstände nicht verwechseln werden. Noch ein letzter prüfender Blick im Zelt umher, ob auch nichts liegengeblieben sei, dann treten wir hinaus in den sonnigen Morgen.

Unser Zeltlager liegt vor dem Westtore von näblus unmittelbar an der Straße nach sebastie. Hinter uns steigt der Garizim auf, auf dem in der vergangenen Nacht der größte Teil der Institutsmitglieder die Feier des samaritanischen Passah miterlebt hat. Vorn an der Straße waren an einer langen, im Boden festgestockten Leine die Pferde und Maultiere festgebunden, eins' neben dem andern. Jetzt waren sie schon teilweise losgemacht, und eifrig wird gefuttelt und gepackt. Weiter zurück stehen die vier Zelte: das Generalszelt steht ungefähr im Centrum des Lagers. Damals in näblus war es leider nur halb besetzt — Professor Dalman hatte in safed zurückbleiben müssen —, so war der „Mitarbeiter“ des Instituts, Dr. Schmidt, der einzige legitime Bewohner. Die zwei nächsten Zelte bergen für gewöhnlich je drei Stipendiaten, können sich aber an Wichtigkeit nicht im entferntesten messen mit dem vierten, dem Küchenzelt. Dort waltet Ode, der behäbige Koch, zusammen mit Musa seines verantwortungsreichen Amtes, von dort strömt uns abends, wenn wir müde nach langem Ritt unser Lager beziehen, der herrliche Duft des Kaffees und des Hammelsfleischs entgegen, und von dort eilt eben Musa mit zwei mächtigen Kaffeekannen dem Generalszelt entgegen, in dem sich die Reisegenossen zum Frühstück versammeln.

Wie wir wieder heraustreten, sind die drei anderen Zelte schon fast vom Erdboden verschwunden. Wo sie standen, liegen jetzt dicke runde Ballen, in die die Betten oder das Gepäck der Mitglieder eingewickelt sind, Zelttücher und Zeltstangen liegen auf einem Haufen; alles bereit, auf die Maultiere gepackt zu werden, sobald das Generalszelt auch reif zum Abbruch sein wird. Die Reittiere sind gefuttelt und erhalten die Satteltaschen übergeschnallt, die Pferdeburden bekommen die letzten Anweisungen, der Karfreitagsritt kann beginnen!

Das heißt, er beginnt mit einem Fußmarsch! Wir schicken die Pferde ans andere Ende von näblus voraus und gehen zu Fuß durch die engen winkligen Basare der Stadt. Der Verkehr auf den Straßen ist noch nicht sehr lebhaft am frühen Freitagmorgen; um so unge-

störter können wir uns an all den malerischen Seitengassen freuen, die in steilen Treppen, unter Häusern und Torbogen hindurch, den Berg hinaufführen zu den herrlichen Gärten, die sich überall an den unteren Abhängen des Garizim hinziehen. Und überall rauscht es und strömt es mit Wasser, beinahe an jeder Straßenecke sind laufende Brunnen, an denen Männer und Frauen ihre Schläuche und Krüge füllen, und andere ihre Wäsche, aber auch ihre Füße waschen. Es ist ein einzigartiger Schatz, den nablus vor allen anderen Städten Palästinas voraus hat: die 22 Quellen, die ihm auch im trockensten Sommer für Wasser im Überfluß sorgen, wenn ringsumher das Land und die Menschen dürsten. Und daß auch die vergangenen Geschlechter bestrebt waren, diesen Reichtum nach Möglichkeit auszunutzen, das zeigt die Fülle von Resten alter Aquädukte, die sich rings um die Stadt her erhalten haben. Besonders schön ist einer, der das Wasser der Quelle „räs el-en“ einst dem Ostteil der Stadt zugeführt hat. Über und über sind seine zum Teil halb eingestürzten Bogen mit Grün überwachsen — ob wohl an seinem, so jäh abfallenden Ende früher eine Mühle stand?

Aber zu lange aufhalten dürfen wir uns nicht in der Stadt. Wir machen einen vergeblichen Versuch, in die „große Moschee“ einzudringen — die Wächter am Eingang sind unerbittlich und weisen die Ungläubigen energisch zurück —, so besteigen wir denn unsere Pferde, um dem Ausgrabungsfeld von Professor Sellin im alten Sichem, dessen Neustadt (Neapolis) nablus ist, in beschleunigter Gangart zuzueilen. Ich war schon am Tage vorher in der Nähe gewesen und hatte seine Zelte stehen sehen. So führte ich denn unsere kleine Karawane an den mir bekannten Ort — aber die Zelte waren nirgends mehr zu finden. Und zu unserem Bedauern erfuhren wir allmählich, daß der Herr Professor am Donnerstag abend seine Siebenjachen zusammengepackt und sich nach Jerusalem verzogen hatte, um dort unter Landsleuten Ostern zu feiern. Wir hatten uns so sicher darauf verlassen, daß er selbst uns seine Schätze zeigen und erläutern würde — so standen wir denn ziemlich ratlos vor den Gräben und ansehnlichen Mauerresten, die er ausgegraben hatte, und ritten bald wieder weiter, am „Josephsgrab“ vorüber, zum Jakobsbrunnen.

Die Stätte, die geweiht ist durch das Wort Jesu: „Gott ist Geist, und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten“ — das wäre doch wahrhaftig eine von denen, an denen man verweilen möchte! Da möchte es einen manchmal packen wie mit einem gewissen Ingrim: Warum konnten die Menschen die Orte,

an denen das Heiligste Gestalt gewonnen hat, das Menschenherzen kennen und lieben, nicht lassen, wie sie waren! Ein Brunnenrand, ein paar steinerne Tränkrinnen darum herum, ein paar Bäume, die Schatten spenden, durch das Laub der Bäume halb verdeckt der Blick auf Sichem am Fuße des Ebal, und auf der andern Seite die gewaltige Masse des Garizim, auf dem einst der samaritische Tempel stand und von dem jetzt die Ruine eines arabischen Kastells herniederschaut — so möchte man dort sitzen können und die wundersame Geschichte von der Samariterin sich durchs Herz ziehen lassen. Denn wenn wir uns auch „Archäologen“ nennen, im Grund unseres Herzens sind wir doch alle Pilger, die den Resten der alten Zeiten nachforschen und sie kennenlernen möchten, damit sie uns lebendig werden, damit wir immer tiefer eindringen können in den Geist des Mannes, der Palästina erst zu dem Land gemacht hat, zu dem Tausende und Millionen wallfahren: zum „Heiligen“ Land.

Der Jakobsbrunnen ist heute Bauplatz! Die alte Kreuzfahrerkirche, die über ihm erbaut war, wird wieder aufgebaut. Durch ein Gewirr von herumliegenden oder wieder aufgestellten Säulen, von halb oder ganz behauenen Steinen, angefangenen Mauern, Körben mit Sand, Mörtel, Geräten usw. winden wir uns durch und steigen in die noch erhaltene Krypta der alten Kirche hinunter, in der die Öffnung der Zisterne liegt. Unten ist's dunkel, ein paar häßliche griechische Bilder blicken von der Wand, ein Mönch haspelt ein Licht hinunter in die Tiefe des Brunnens bis auf den Wasserspiegel und verlangt nachher für seine Ansichtskarten einen ganz unverschämten Preis. O, die Mönche machen sicher ein gutes Geschäft mit ihrem Jakobsbrunnen!

Aber wäre es in Deutschland so ganz anders? Mir ist's nie so sehr auf die Seele gefallen wie damals, wie weit wir Menschen doch noch entfernt sind von dem Geist und der Wahrheit, die Jesus uns bringen wollte!

Aber es sind doch auch noch andere Gefühle, die sich in uns regen. Steckt nicht auch in diesem alten Gewölbe unendlich viel guter und reiner Wille, der Gott dienen wollte, wie er es verstand, der diesen „heiligen“ Ort schön machen wollte auf seine Weise? Und wie mancher Fromme mag schon hier geweilt haben, und sein Herz war „wahr“ und ehrlich in dem, was er suchte und betete und verehrte! Ich habe manches Mal die russischen Pilger fast beneidet um ihre Einfalt, mit der sie das „Heilige“ hinnehmen und verehren können, wo sie es in ihrer Tradition finden, ohne daß die Kritik und die Ergebnisse der gelehrten Forschung ihnen überall eine Warnungstafel vorhalten: Paß

auf, ob's auch echt ist! Laß ja nicht das Herz Herr werden über den Verstand!

So waren es verschiedenartige Gefühle, die uns bewegten, als wir nach Durchkreuzung der Ebene von 'askar den sie im Osten einfassenden Höhenrücken emporritten, um, der Telegraphenleitung folgend, den Weg zum Jordan einzuschlagen. In sanfter Steigung ging es bergan auf augenscheinlich ziemlich häufig begangenen Wegen. Das lebhafteste Glockengeläute vor uns ließ uns ahnen, daß wir in Kürze unsern Troß einholen würden — und das gehörte denn auch zu den malerischsten Bildern des ganzen Tages, wie wir uns durch die Schar unserer Maultiere und Packpferde hindurcharbeiteten. Ein beladenes Maultier bietet einen unendlich komischen Anblick. Am breiten, mit blauen Perlen gezierten Halsband baumelt die große Schelle; rechts und links an der Seite des Tieres hängt je ein gewaltiger Sack, in den alle die Dinge hineingepreßt sind, die die arme Kreatur schleppen muß. Oben auf dem Rücken des Tieres, wo die beiden breitgestopften Säcke zusammenstoßen, bildet sich eine Art Plattform, und darauf sitzt, die Beine beinahe wagerecht in die Luft hinausstreckend, der Mufari, der, mit der rechten Hand weit ausholend, seinem geduldigen Reittier rechts oder links Ohrfeigen verabreicht, je nachdem es eine Wendung machen soll. Solche freundschaftlichen Winke versteht es denn auch trefflich; es schüttelt lebhaft seinen Kopf, wackelt mit seinen langen Ohren und geht bereitwillig zur Seite, um uns leichtere Reiter vorzulassen.

Bis wir den Troß hinter uns hatten, waren wir schon beinahe auf der anderen Seite des Bergrückens hinabgekommen ins Thal. Der übrigens ziemlich steile Abstieg wurde noch dadurch etwas verzögert, daß einer der Kollegen im Gras neben dem Weg ein Chamäleon entdeckte. Es war das erste derartige Tier, das wir in der Freiheit zu Gesicht bekamen. Es machte uns denn auch viel Spaß mit seinen bedächtigen, würdevollen Bewegungen und seinen mißtrauisch blickenden kleinen Auglein, von denen jedes auf einem völlig selbständigen, richtigen Kugelgelenk aufmontiert ist, so daß das ob dieser Fähigkeit eigentlich beneidenswerte Geschöpf gleichzeitig mit dem einen Auge nach vorwärts und mit dem andern nach rückwärts zu sehen vermag. Das Chamäleon ging von Hand zu Hand, was ihm sichtlich ungemütlich war, und es gab seinen Gefühlen auch deutlich Ausdruck dadurch, daß es seine anfänglich ganz lichtgrüne Farbe allmählich in ein tiefes Schwarzbraun veränderte. Seine Leidenszeit dauerte aber nicht allzulange; wir setzten es schließlich wieder ins Gras.

Der Charakter der Landschaft änderte sich allmählich, die bebauten Felder wurden immer seltener, und schließlich ritten wir durch ein Wadi, das völligen Wüstencharakter zeigte. Die Sonne stand schon hoch am Himmel und brannte unheimlich auf uns nieder; manche von den Genossen setzten ihre blauen Schutzbrillen auf, um ihre Augen wenigstens etwas zu bewahren vor dem unendlich grellen Licht, das uns umgab, und das von den hellen Kalksteinen des Flußbettes und der Felsen an den Talwänden reflektiert wie Pfeile auf uns eindrang. Von Osten her grüßten die bläulichen Berge des Ostjordanlandes herüber, scheinbar so zum Greifen nahe, daß man unwillkürlich meint, jetzt müsse das Tal sich öffnen und wir müßten am Ziel sein und den Jordan vor uns haben. Aber immer wieder macht das Tal eine neue Wendung, und immer wieder führt der Weg auf einen neuen Höhenzug hinauf und dann wieder hinab in ein neues Wadi — so geht's stundenlang weiter, nur einmal unter einer überhängenden Felswand, die Schatten bietet, machen wir eine kurze Rast. Nirgends ist unten auf dem Boden noch ein lebendes Wesen zu sehen, nur hoch oben in den Lüften ziehen ein paar Störche ihre Bahn, und von fernher bringt manchmal der Wind einen leisen Glockenton zu uns: wir haben die Gewißheit, daß unser Troß mit unseren Habseligkeiten nicht allzu fern von uns ist.

Nur einmal kam uns etwas Lebendes entgegen. Wir ritten eine steile, unfruchtbare Halde empor. — da, auf einmal, blökt es über uns ganz kläglich. Wie der Blitz war Mohammed, der Mukari, vom Pferde gesprungen und jagte in langen Säßen, über Stock und Stein, den Berg hinauf. Und nach kurzer Zeit erschien er wieder, mit einem kleinen weißen Schäfchen im Arm, und dabei nahm sein häßliches Galgen Gesicht einen solch rührend herzlichen und liebevollen Ausdruck an, daß wir als naive deutsche Theologen schon glaubten, einen „guten Hirten“ in edelster Ausprägung vor uns zu haben. Die Herde, von der das Tierchen sich verlaufen haben mußte, war nirgends zu sehen — so beschloßen wir denn, eine längere Rast zu machen, um unseren allmählich rebellisch werdenden Magen zu befriedigen und Beratung zu halten, was mit dem Schäfchen geschehen sollte. Wir lagerten uns also oben auf dem Höhenrücken, die Satteltaschen wurden geöffnet, und im Laufe einer Stunde eine beträchtliche Menge harter Eier und Büchsenfleisch und Brot und Butter ihrer eigentlichen Bestimmung zugeführt. Und was uns besonders angenehm schien, war, daß uns unser Troß während dieses Aufenthalts wieder einholte und noch einen beträchtlichen Vorsprung gewann. Über das Schaf wurde schließlich ein einstimmiger Beschluß gefaßt, Mohammed wurde zitiert und ihm der

Wille des Instituts — unter Aufwendung aller verfügbaren arabischen Sprachkenntnisse — mitgeteilt: wenn sich der ursprüngliche Besitzer des Tieres nicht ermitteln lasse, so würden wir es irgendeinem andern Hirten, den wir anträfen, zur Pflege übergeben. Mohammed war einen Augenblick buchstäblich sprachlos vor Entsetzen. Dann aber brach er los: Ein anderer habe auch nicht mehr Recht auf das Tier als er, der es gerettet habe. Ein Recht darauf habe höchstens sein ursprünglicher Besitzer, und daß der wohl nicht auffindbar sein werde, schien Mohammed großes Vergnügen zu bereiten. Uns ahnte Schlimmes; auf alle Fälle verboten wir dem Mukari, dem Tierchen irgend etwas zuleide zu tun, beim Abmarsch wurde es fürsorglich in einer Satteltasche untergebracht, aus der es ganz vergnügt herausschaute, und wir nahmen uns vor, ein wachsam Auge darauf zu haben. Das konnte aber alles nicht verhindern, daß ihm noch am selben Abend die Kehle durchgeschnitten wurde! Mohammed hatte gesiegt, und die Mukari freuten sich über ihren Braten.

Nach der Mittagsrast ging's vollends rasch hinunter ins Tal. Wir gelangten in den Unterlauf des wādi far'a — da gab's wieder grüne Felder, da gab's Bäche mit strömendem Wasser, das unsere Pferde begierig schlürften. Und an den Rändern der Bäche, da blühten Tausende und Abertausende von Oleanderbüschen — es ist etwas überwältigend Schönes, wenn man aus der grauen Wüste herausreitet, und auf einmal bietet sich dem Blick ein grünes Tal, in dem der Wasserlauf ein ununterbrochenes Blütenband ist. Freilich ist ein so verhältnismäßig breites Tal wie der Unterlauf des wādi far'a nicht ganz grün und nicht vollständig mit Vegetation bedeckt — auch da gibt's, oft unmittelbar neben dem Wasser, noch weite, völlig weißgraue Flächen, in denen nichts wächst als einige Dornsträucher —, aber man wird bescheiden in Palästina und freut sich über jedes Bächlein, und wenn's noch so ärmlich ist, und über jeden Busch, und wenn er noch so krüppelhaft aussieht.

Der Ritt das Tal hinunter dauerte noch ziemlich lange. Und schließlich ging's noch einmal durch ein Stück Wüste hindurch, im eigentlichen Jordantal dahin mit seinem unfruchtbar trockenen Mergelboden, in den die Wasser tiefe Rinnen hineingegraben haben, so daß oft ganz merkwürdig gesformte Bergnasen und frei aufragende Hügel stehen geblieben sind. Aber auch diese letzte Geduldprobe wurde überwunden, und es war noch ziemlich früh am Abend, als wir die letzte Halde herabritten, hinunter in die verhältnismäßig schmale Rinne, die sich der Jordan als eigentlichen Flußlauf in das umliegende Gelände gegraben hat.

So hatten wir also das Ziel des Tages erreicht: Die Jordanaufahrt von ed damie! Es war ein recht unförmiger, flacher Kasten, der, an einem Drahtseil hängend, mit Stricken herüber und hinüber gezogen wurde, dem wir nun auf einige Minuten unser Leben anvertrauen mußten. Bei unserer Ankunft war ein Teil unseres Troßes schon übergesetzt; mit dem Rest setzten wir selbst über, und der größere Teil der Reisegenossen benutzte die Zeit, bis die Zelte aufgeschlagen waren, dazu, sich durch ein erfrischendes Bad zu erholen von der Hitze und den Anstrengungen des langen Rittes. Hier war es, wo nach Jos. 3, 16 das Wasser des Jordans „aufgerichtet stand über einem Haufen“ bei der Stadt Adam, deren Hügel wir in der Nähe sahen, und so dem Durchzug der Kinder Israels bei Jericho Raum machte.

Am Abend, während im Küchenzelt der Hammelbraten schmort und Mohammed, hinter den Zelten versteckt, das gestohlene Schaf abzog, saßen wir noch lange am rauschenden Jordan. Wir hatten den Tag über wenig Zeit gehabt, an den Karfreitag zu denken — nun wanderten eines Jeden Gedanken wohl nach Süden, nach Golgotha. Ob Jesus einmal hier war, an dem Ort, an dem wir weilten? Ich weiß es nicht, aber ich werde den Karfreitagabend nicht vergessen, und das, was mir die Wasser des Jordans von ihm erzählten. Und auch die Stunde werde ich nicht vergessen, die wir noch beim Scheine der Kerzen im Zelt beisammen waren, um in ernstlicher Abendandacht noch einmal zusammenzufassen, was uns allen das Herz bewegte.

Die Nacht war heiß, aber ruhig. Kein Maultier riß sich los, um einen Mondscheinspaziergang auf eigene Faust zu machen und sich dabei in die Stricke eines der Zelte zu verwickeln und die Schläfer durch die stoßweise Erschütterung des ganzen Gebäudes aus ihrer Ruhe aufzuschrecken. Auch die Pferde haben sich soweit anständig betragen und sich nicht gegenseitig mit den Hinterhufen bearbeitet, was immer einen großen Aufruhr unter den Mukaris hervorzurufen pflegt. Auch ist keinem der Schläfer ein Gewürm ins Ohr gefrochen, was bei unseren niederen Feldbetten, die so unmittelbar auf der so vielfach belebten Mutter Erde standen, auch vorgekommen ist — kurz, wir konnten mit der Nachtruhe zufrieden sein.

II. Am Jabbof und in Mahanaim.

Am Morgen — es war nun der 11. April — machten wir uns wieder zeitig auf den Weg. Es galt einen Ausflug ins zerka-Tal, das dem alten Jabbof entspricht. Dort wollten wir die mutmaßliche Stelle des alten Mahanaim besuchen, dessen Lage ja bis



Phot. G. Klingenburg.

Die Fähre bei ed-dämie auf dem Jordan vom Westufer (S. 156).
Auf der Fähre Institutsmitglieder von 1914.



Phot. G. Klingenburg.

Jordan oberhalb der Fähre vom Westufer.
Rechts am Ufer die Institutsmitglieder, links die Hütte bei der Fähre, im Sintergrund
Mergelhügel und das Gebirge der belka.

heute noch nicht mit völliger Sicherheit nachgewiesen werden konnte. So ging's dann rasch über das Jordantal hinüber, den Ufern des zerka entgegen. Wir ritten nicht weit vom Fluß talaufwärts, immer dem dichten Gestrüpp entlang, das die beiderseitigen Ufer begleitet. Unsern Pferde machte diese Strecke viel Vergnügen, immer wieder rissen sie von den zur Seite stehenden Tamarisken ein Maulvoll ab und fraßen sich so buchstäblich durch bis zur Einmündung des zerka-Tals in das Jordantal.

Da, wo sich der steile Wall des ostjordanischen Berglands trichterförmig öffnet, um den zerka aus seinem tiefeingeschnittenen Tal herauszulassen in die weite Jordanaue, trafen wir ein treffliches Beispiel dafür, wie es die heutigen Bewohner des Landes verstehen, einen solch raschfließenden Fluß, der in seinem engen Oberlauf nicht viel Nutzen bringen kann für eine größere Anzahl von Menschen, im letzten Teil seines Laufes noch so auszunutzen, daß die Felder und Gärten außerhalb des Tals in der Jordanebene die Bewohner bis weit in den Oberlauf hinauf zu ernähren vermögen. Kaum ist der Fluß im Begriff, sein eigentliches Tal zu verlassen, so zweigt Kanal auf Kanal von ihm ab. Rechts und links führen die Gräben das Wasser fächerförmig auseinander, jeder Graben verzweigt sich wieder und wieder, so daß es von oben ausseh'n mag, als ob ein grüner Fächer aus der Schlucht herauswächse. Aber auch hier ist nicht das ganze verfügbare Land methodisch beriefelt; unmittelbar neben gepflegtem Fruchtland trifft man verlassene, eingetrocknete, halb zerfallene Gräben, und das Land zu ihren Seiten ist Wüste, grau, steinig, mit Dornen und allerhand spärlichem Unkraut bestanden. Daß ein solches zum Teil bewässertes Gebiet kein Gelände ist, in dem das Reiten eine ungetrübte Freude bereitet, läßt sich denken. Ein Weg war bald nicht mehr zu erkennen — so teilte sich denn allmählich unsere Karawane in kleine Gruppen, von denen jede auf eigene Faust durchzukommen suchte. Und das war oft nicht leicht. Ich steckte einmal mit meinem Pferd in einem Wasserloch, aus dem ich nur mit äußerster Mühe wieder herauskommen konnte. So waren wir alle mehr oder weniger froh, wie wir glücklich drüben waren über dem Fluß und ins eigentliche Flußtal einritten.

Der Weg führte nach dem Übergang über den Fluß ziemlich steil in die Höhe, auf eine Bergnase hinauf, um so den Umweg um den ganzen Bergvorsprung herum abzukürzen. Vom höchsten Punkt aus bot sich uns ein wunderhübscher Blick über das Tal: die Wände ziemlich steil, entweder fahl oder mit Buschwerk und Gestrüpp bewachsen; am Fuß der Hänge sind öfters Felder und Gärten in Terrassen angelegt,

die durch Wasserrinnen getränkt werden, die ziemlich hoch über der Talsohle in den Berghängen sich hinziehen. Tief unten fließt der Fluß, ganz überwachsen von Oleanderbüschen, die in voller Blüte stehen — ein rotes Band, das sich im Sonnenglanz leuchtend abhebt von dem dunkeln Grün der Büsche und dem hellen Grau der Steine und Berg-
halden. Es war das erstmal, daß wir tiefer ins Sitjordanland ein-
drangen, und wir mußten gestehen: solche Täler hatten wir im West-
lande nie gesehen, höchstens das Tal des 'ödscha nördlich von
Jericho hatte auf mich einen ähnlich freundlichen Eindruck gemacht.

Wir ritten das zerka-Tal hinauf. Allmählich senkte sich der
Pfad hinunter auf die Talsohle, manches Mal mußten wir uns erst
mühsam durch das dicke Oleandergestrüpp einen Weg bahnen. Ein
Mann, dem wir begegneten, führte uns eine Zeitlang und zeigte uns
einen Übergang über den Fluß, auf dem wir auf die Nordseite des
Tals gelangten. Hier immer weiterreitend erreichten wir noch vor Mittag
das Ziel unseres Ausflugs: tulül ed-dahab. Wir ließen die Pferde
in der Hut der Mukari unten und stiegen auf den einen der beiden
Hügel hinauf, auf denen aller Wahrscheinlichkeit nach das Doppellager
Mahanaïm gelegen war¹.

Die Lage der beiden Hügel ist ganz überraschend. Der Fluß
macht eine solch scharfe Wendung, daß beinahe ein völliger Kreis
entsteht, in dessen Mitte sich der eine Hügel erhebt, der nur durch
einen schmalen und sehr tiefliegenden Sattel mit dem übrigen Berg-
massiv verbunden ist. Bei seinem Zwilling Bruder gegenüber liegen
die Verhältnisse ähnlich, so daß hier eine Verteidigungsstellung von
der Natur vorbereitet ist, die in alter Zeit so gut wie uneinnehmbar
gewesen sein muß. Und daß auch die menschliche Kunst alles auf-
geboten hat, um die Natur zu unterstützen, das zeigen die Reste von
Ringmauern, Wasserleitungen und sonstigen Baulichkeiten, die sich auf
dem Gipfel und an den Hängen des Hügels erhalten haben. Wir
waren zwar nicht imstande, uns ein Urteil zu bilden über das Alter
der einzelnen Reste der Vorzeit, die wir zu Gesicht bekamen — da
vermißten wir eben wieder einmal schmerzlich Professor Dalman's orts-
kundige Führung — aber wir konnten es lebhaft verstehen, warum
David sich gerade nach Mahanaïm zurückgezogen hat, als Abialom's
Aufstand seine Herrschaft zu erschüttern drohte. Und wir konnten uns
lebhaft vorstellen, wie von hier oben der König Ausschau gehalten haben

¹ Vgl. PJB 1913, S. 68 ff.

wird nach dem Boten, der ihm Kunde bringen sollte von der entscheidenden Schlacht (2. Sam. 18, 24).

Was uns auffiel oben auf dem Gipfel, das war die große Menge der herzförmigen Säulentrommeln, die hier herumlagen. Wir fanden viel mehr herzförmige als runde, konnten uns aber ein Gebäude, das fast nur Ecksäulen enthielt, nicht vorstellen. Haben am Ende die Einwohner der umliegenden Siedelungen die runden Trommeln weggeholt, um sie als Mühlsteine oder Diquetschen zu verwenden?

Unten am Fuße des Hügels machten wir Mittagsrast. Dabei sahen wir verschiedene Exemplare einer ganz ungeheuer großen ungeflügelten Heuschreckenart, die wir sonst nirgends gesehen hatten. Auch an Schmetterlingen herrschte ein wunderbarer Reichtum in diesem Teil des zerka-Tals. Zur Besteigung des Osthügels reichte leider die Zeit nicht mehr; so bestiegen wir denn wieder unsere Pferde, um zur Jordan-Ebene zurückzukehren.

Das war aber leichter gesagt als getan! Bald hatten wir jeden Weg verloren und arbeiteten uns mühsam vorwärts in einer Wassergrinne, die wagrecht am Berghang hinführte — so wurde die Höhe immer größer, in der wir über der Talsohle dahinritten. Und plötzlich befanden wir uns über einer Mühle! Unser Kanal hörte auf, und das Wasser stürzte fast senkrecht einen gemauerten Schacht hinunter. Weiter konnten wir hier nicht, umkehren konnten wir auch nicht — da zeigte es sich, wie prachtwoll unsere Pferde Geländeschwierigkeiten zu überwinden wissen. Sie setzten sich auf die Hinterfüße und rutschten den steilen Hang hinunter — so landeten wir alle unten auf der Talsohle. Ich möchte mit einem Tübinger Reitstallgaul keine solchen Rutschpartien unternehmen!

Unten fanden wir einen Mann, der sich erbot, unser Führer zu sein. Er geleitete uns wieder aufs südliche Ufer hinüber zum richtigen Weg und wollte uns dann die warmen Quellen bei tell el-ħamme am Ausgang des Tales zeigen.

Noch einmal gab's eine aufregende Szene, die einigen Institutsmitgliedern beinahe ein unfreiwilliges kaltes Bad im zerka eingetragen hätte. Wie ein Teil von uns sich mitten im Flusse befand und dem nördlichen Ufer wieder zustrebte, tauchte auf diesem plötzlich ein Reiter auf, der eine Stute ritt. Und der Zufall wollte es, daß die Pferde, die sich gerade im Wasser befanden, auch nicht die besten Freunde waren — so war im Nu die schönste Balgerei im Gang. Die Pferde auf den Hinterfüßen, mit den Vorderhufen und den Zähnen aufeinander los! Wieder auseinandergebracht, schlugen sie mit den

Sinterhufen aus — auch der vierbeinigen Kreatur gegenüber fühlt man sich manchmal recht klein und demütig; es ist nur gut, daß sie meistens so fromm und zahm ist — wenigstens soweit sie dem Pferdeverleiher Jasin in Jerusalem gehört.

Bei tell el-hamme trug uns unser Führer einzeln nochmals über den Fluß zu der warmen Quelle, die in dichtem Gestrüpp verborgen liegt, und nach der der Ort seinen Namen führt. Nicht weit von hier muß die Furt des Jabboq gewesen sein, an der sich der Erzähler von 1. Mos. 32, 23 ff. den Kampf Jakobs mit dem Engel dachte. Nun, offen gestanden, angesichts der kühlen Fluten des Wassers nach dem heißen Ritte hatte die Mehrzahl der Reisegenossen mehr Interesse für ein kühles Bad als für die Lokalisierung alttestamentlicher Ereignisse — und nach dem Bade war's höchste Zeit zum Aufbruch. So sagten wir denn dem zerka-Tal für einige Tage Lebenswohl und ritten nordwärts, die Jordanebene aufwärts. Zuerst hielten wir uns am östlichen Rande des Tales; es ging durch das schöne, hohe, natürliche Felsentor el-machruk hindurch, und dann in die Ebene hinein nach abu 'obeda, dem Grab des berühmten Feldherrn des Omar.

III. Im waldigen Ostlande und nach Gerasa.

Nach abu 'obeda hatten wir die Zelte bestellt. Aber schon beim Heranreiten hatten wir uns gewundert, daß wir sie nirgends entdecken konnten; leuchteten sie uns doch sonst mit ihrem für die landesüblichen Verhältnisse recht sauberen Weiß schon von weitem entgegen, wenn sie nicht gar zu versteckt aufgeschlagen waren. Wie wir das Grabgebäude selbst erreicht hatten, da wurde unsere Befürchtung zur Gewißheit: unsere Zelte waren nicht da! Wir fragten die herbeigeeilten Leute, aber keiner wollte von unserm Troß etwas gesehen haben, bis wir endlich einen entdeckten, der Bescheid wußte und uns sagte, wir würden die Zelte weiter nordwärts am Eingang des wādi rādschib treffen. So mußten wir wohl oder übel noch ein Stündchen weiterreiten. Es war schon ziemlich spät geworden — und was wir während des Rittes über Musa und Ode und ihr eigenmächtiges Handeln redeten, mag nicht gerade freundlich geklungen haben. Aber wie wir endlich unsere Zelte liegen sahen, geschützt im tiefeingeschnittenen Tal, am Fuß der mächtigen Berge, unmittelbar am fließenden Wasser eines Baches — da war unser Groll verflogen, und wir mußten unsern beiden alten Praktikern zugeben, daß sie ein feines Plätzchen für uns ausgesucht hatten, viel günstiger, als es in abu 'obeda gewesen wäre. Freilich, wenn wir damals schon gewußt hätten, was der tiefste

Grund ihres Ungehorsams gewesen war, wären wir wohl nicht so fügsam gewesen. Am nächsten Abend sollten wir es erfahren.

Nach dem Abendessen saßen wir noch lange vor unsern Zelten und schauten dem Vollmond zu, der langsam und strahlend hinter den Bergen aufstieg und die Berge in sein weißes Licht hüllte, daß es an manchen Stellen ausfah, als ob Schnee darauf läge. Aber freilich, zu lange wollten wir ein solches Schauspiel nicht genießen, winkte uns doch am Ostermorgen ein besonders früher Ausbruch und ein besonders fernes Reiseziel. Vor dem Schlafengehen gab es noch eine lange Auseinandersetzung mit Musa und Ode. Merkwürdig, warum die beiden gar nichts davon wissen wollten, daß sie mit dem Troß direkt das Tal hinaufziehen sollten bis säkil) und von da weitergehen bis süf, wo wir sie treffen würden. Immer und immer wieder jingen sie von dscherasch an, aber dahin wollten wir nun einmal nicht am folgenden Tag, und sie hatten zu gehorchen! Fertig! Und mit mürrischen Gesichtern zogen sie ab und standen mit den Mukaris noch lange tuschelnd beisammen. Und wir Europäer schliefen ahnungslos den Schlaf der Gerechten.

Am andern Morgen wurde den Leuten das Reiseziel süf noch einmal ausdrücklich eingeschärft. Dann ging's auf äußerst steilem, wenig begangenen Pfade den gewaltigen Bergrücken hinauf, an dessen Fuß unsere Zelte aufgeschlagen gewesen waren. In solchen Stunden des beständigen Steigens, wenn die Wege so steinig sind und die Sonne trotz der frühen Stunde am Tage unbarmherzig heiß herniederbrennt, da kommt es einem so recht zum Bewußtsein, welche Gnade seitens der Natur es ist, als Mensch und nicht als Gaul geboren zu sein. Aber unermüdetlich und willig setzte mein „moskobi“, der außer mir und meiner Satteltasche noch eine gehörige Last von Jahren zu tragen hatte, einen Fuß vor den andern, bis die Höhe erstiegen war. Nur einmal hatte er für kurze Zeit verschnaufen dürfen. Das war, als einer von uns rechts, nicht weit vom Wege, einen Dolmen entdeckte. Wir stiegen ab und betrachteten uns das merkwürdige alte Steinbauwerk — von was für uralten Zeiten es uns wohl berichten könnte, wenn wir seine stumme Sprache besser zu deuten verstünden!

Oben auf der Höhe angelangt, begann für uns ein überraschend schöner Ritt. Wir merkten es bald, es sollte ein Tag werden, der ganz vorwiegend dem Genuße landschaftlicher Reize und der Beobachtung allerhand kultur- und wirtschaftsgeschichtlicher Tatsachen geweiht war, während das eigentlich Archäologische fast ganz zurücktrat. Der Weg führte lange Zeit hoch über der Talsohle dahin. Tief links unter uns

lag das wadi kefrindschi, das später ins wadi 'adsehlün überging, weit schweifte der Blick nach vorwärts und rückwärts, und ganz reizende Bilder bot das Tal mit seinen Mühlen und seiner üppigen Vegetation. Und von fernher winkte kal'at er-rabad, die alte Araberburg, die das ganze Tal beherrscht und die wir bis Mittag zu erreichen hofften.

Das war nun einmal ein Tal, das wirklich ganz grün war. Das waren nicht die öden Halden mit ihrem kurzen Gras, das auch im April schon so graugrün und verbrannt aussieht, das war dichtes frischgrünes Buschwerk, Eichen, Terebinthen, Erdbeerbäume, durch das man sich oft mühsam hindurchzwängen mußte, um vorwärtszukommen. Wie unbeschreiblich schön muß ein solches Tal einem Beduinen erscheinen, der aus der Wüste oder der Steppe hereinreitet in diese grüne Fülle. Uns Deutschen mag es manchmal unsäglich erscheinen, wie das nach unseren Begriffen so öde Palästina gepriesen werden konnte als das „Land, in dem Milch und Honig fließt“. Und doch, wer im Sonnenglanz durchs 'adsehlün gezogen ist, der wird Wahrheit in diesem Bilde finden, auch wenn er nicht die Bescheidenheit eines Sohnes der Wüste sein eigen nennt.

Durch den Ort kefrindschi ritten wir hindurch. Es ist sicherlich das sauberste Dorf, das wir in ganz Palästina getroffen haben, sehr hübsch gelegen am Abhang des Tales, inmitten wunderschöner, alter Ölgärten; von fernher überragt von der alles beherrschenden kal'at er-rabad — was Wunder, daß ein Reisegefährte nach dem andern abstieg und sein Pferd einem Mukari anvertraute, um das eine oder andere hübsche Bildchen, das sich uns darbot, auf der Platte festzuhalten. Und wer unsere Mukari kannte und ihre Auffassung von Arbeit und Pflicht, den konnte es auch nicht wundernehmen, daß eines unserer Tiere sich mit einem kühnen Satz über eine alte Älquetsche hinüber der sicheren Hut entzog, um sich auf eigene Faust die Schönheiten des Ortes zu ansehen. Eine solche Pferdejagd, wie sie nun folgte, lebhaft unterstützt von der ganzen Dorfsjugend, ist immer etwas Unterhaltendes und beinahe Aufregendes, und manchmal hat man den Eindruck, als ob es dem Pferde ein wirkliches Vergnügen bereite, seinen Verfolgern immer wieder ein Schnippchen zu schlagen und sich ihren Nachstellungen durch einen Sprung zu entziehen. Aber einmal wird es von seinem Schicksal eben doch ereilt und muß durch schärfere Gangart beim Ritt die Verspätung wieder einholen, die durch sein Ausreißen entstanden ist.

Erst gegen Mittag gelangten wir an den Fuß des Burgberges.

Mitten durchs Städtchen 'adschlün hindurch, an dem hohen Minarett der alten Moschee vorüber, ging's durch Buchwerk und niederen Wald empor zur Höhe. Die Pferde ließen wir unterhalb des Burgwalles zurück. Die Brücke, die einst über den Burggraben hinüberführte, ist heute zerstört — so war es ein ziemliches Kletterkunststück, bis es uns gelang, in das gewaltige Bauwerk einzudringen. Wir staunten über die gewaltige Ausdehnung des Ganzen, über die riesenhaften Mauern und die ausgedehnten, zum Teil noch recht gut erhaltenen Gewölbe mit ihren Schießscharten und niederen, rundbogigen Fenstern.

Und wie es immer der Fall ist, wenn Fremde in die Nähe eines Ortes kommen: ungerufen erscheint eine ganze Anzahl junger Burtschen und erwachsener Männer, und ehe man sich's versieht, hat jeder einen oder mehrere eingeborene Begleiter, die sich mit unübertrefflicher Selbstverständlichkeit als seine Führer fühlen, als ob man ohne sie völlig hilflos wäre. So löste sich auch jetzt die Reisegesellschaft in einzelne kleine Gruppen auf, die in Begleitung der Eingeborenen die ganze Burg durchkletterten und durchkrochen, bis wir uns auf dem höchsten Punkt, über Gewölbe, Mauern und Türme hinwegsteigend, alle wieder zusammenfanden. Wir blieben lange sitzen in dieser lustigen Höhe — so wunderschön und so umfassend war die Aussicht, die sich uns bot, wie wir sie nicht für möglich gehalten hätten. Von der Gegend des Toten Meeres bis zum See Genesareth und zum Hermon lag das ganze Land zu unsern Füßen, und ganz fern im Westen, im bläulichen Lichte fast verschwimmend, blinkte der Spiegel des Mittelländischen Meeres, und das alles überflutet von der strahlenden Sonne des Ostens — so tat es einem fast weh, als die Stimmen einiger real denkender Reisegegnossen an den Abstieg und ans Mittagessen mahnten.

Unten im Burggraben, wo's schattig und verhältnismäßig kühl war, hielten wir unser Mahl. Die Leute aus dem Städtchen, die mit uns in der Ruine gewesen waren, hatten wir natürlich als Zuschauer; und wir wunderten uns, wie wenig zudringlich sie waren, nur mit einem gab es beim Abstieg eine kurze Auseinandersetzung wegen des Bakisch. So wird uns die kal'at er-rabad immer eine ungetrübte, schöne Erinnerung bleiben, ein Beispiel dafür, daß es auch in Palästina große Naturschönheiten gibt, die nicht wie das wädi kelt oder die Wüste von Engedi durch die Wildheit des Geländes oder die strenge Linie des Wüstenlandes und die Einsamkeit ihr Gepräge erhalten, sondern durch das Zusammenwirken von Gegend und Pflanzenwuchs

wie es in der Heimat in unseren Mittelgebirgen der Fall ist. Die kal'at er-rabad, der schēch ed-'adschami bei Jerusalem und das Tal des 'odscha bei Jericho, das waren für mein Gefühl auf unseren Reisen durch das Heilige Land die Orte, an denen es einem am heimatlichsten zumute sein konnte.

Der Ritt nach sūf, der nun folgte, brachte uns wohl das interessanteste Erlebnis des ganzen Tages: den Wald! Wir hätten es selbst nicht recht für möglich gehalten, aber es ist so: hier im oberen 'adschlun gibt es noch wirkliche, große, alte Waldbestände. Unwillkürlich schlug mir, der ich vom Schwarzwald bin, das Herz höher, als ich hörte, wir würden durch Wälder reiten — denn das war das, was ich am meisten vermißt hatte im Heiligen Lande, so schön es sonst ist — das Rauschen und Brausen des Waldes. Gar manches Mal hatte ich es mir ausgemalt, wie herrlich es sein müßte, wenn die fahlen Höhen mit mächtigen Bäumen bestanden wären, wie dann weithin die ganze Dürre verschwände und Quellen sich einstellten, von denen man jetzt keine Ahnung hat, und wie Mensch und Tier sich freuten an dem herrlichen Grün und dem kühlen Schatten. So hatte ich mich immer gefreut an so manchem dichten Hain, der um ein Sched-Grab her erhalten geblieben war. Und daß solche Träume sich verwirklichen ließen, wenn Wille und Tatkraft und die nötigen Kenntnisse vorhanden sind, das hatten wir in bet edschmal und in el-ķubēbe gesehen, wo der Fleiß der Ordensbrüder in unseren Tagen große Erfolge gehabt hat bei der Wiederbelebung recht beträchtlicher Waldreste.

Aber wie sah der Wald bei 'adschlun und 'en dschenne aus, den wir nun durchwanderten! Nicht das war es, was uns so wehtat, daß die einzelnen Bäume so weit auseinanderstehen, so daß wohl eine große Anzahl einzelner Bäume, aber kein eigentlicher, eine Einheit bildender Wald vorhanden zu sein schien; sondern das war es, daß dieser einzige Rest des eigentlichen alten Waldbestandes eine Ruine ist, eine regelrechte Ruine, vom Zahn der Zeit zernagt und zerfressen, wie die kal'at er-rabad, von der schon seit Jahrhunderten die Menschen sich die Steine holen, um ihre neuen Bauten aufzuführen, so daß die alte Burg im Lauf der Zeit immer mehr verschwinden wird. Dieses Schicksal droht auch dem Wald bei 'adschlun und 'en dschenne. Tagaus, tagein kommen die Menschen und holen sich Holz; und die Kohlenbrenner lassen sich im Walde nieder. Jeder fällt und haut oder sägt ab, was ihm gerade paßt — einen ganzen Baum oder ein paar Äste oder die Krone eines Baumes — wie es eben praktisch ist zu dem Zwecke, den der einzelne im Auge hat. Man kann sich denken,

wie diese zum Teil recht alten Eichen, Terebinthen und Erdbeerbäume aussehen! Verstümmelt und zerschunden sind sie, daß unsereinem das Herz im Leibe bluten möchte ob solchen Unverstands.

Und nicht weniger groß als die Zerstörung, die die Menschen anrichten, ist das Vernichtungswerk, dem sich die Ziegenherden, die hie und da weiden, mit allem Eifer hingeben. Da wird jeder junge Nachwuchs abgefressen, wenn er kaum erst die ersten Blättlein getrieben hat — wie lange wird es noch dauern, so wird auch diese letzte Waldgegend, die Palästina noch aufzuweisen hat, verschwunden sein. Dann wird auch dieses Bergland, das jetzt noch ein so frisches, grünes Blätterkleid trägt, ebenso kahl und braun aussehen wie die Höhen des Westjordanlands.

Nie auf unseren Ritten durchs Heilige Land ist es mir so sehr zum Bewußtsein gekommen wie damals in den Wäldern des 'adschlün, wie schön unsere Heimat ist und wieviel wir voraus haben vor dem Bewohner des Orients, und dabei ist mir die ungeheure kulturelle Kluft so deutlich vor Augen gestanden, die uns trennt von dem Araber. Gewiß, die äußere Kultur entscheidet nicht über den Wert oder den Unwert eines Menschen, aber doch hat sie einen gewaltigen Einfluß auf sein Denken und Empfinden. Ich glaube, der Schwarzwälder würde sein Leben lassen⁹ für seinen Wald, auch ohne dabei an den materiellen Nutzen zu denken, den er ihm bringt; der Fellache kennt ihn nur als den Ort, an dem er sich sein Holz holt und seine Kohlen brennt. Läßt sich aus solchen Unterschieden nicht doch mancher Schluß ziehen über die tiefere Natur der Menschen hier und dort? Und wenn es dem Deutschen Volke beschieden sein sollte, an erster Stelle dazu beizutragen, durch seine Religion und Kultur die Völker der Türkei auf eine höhere Stufe zu heben, so wäre es eine der schönsten Aufgaben, die ihm gestellt werden könnten.

So gab dieser Ritt durch den Wald uns Anlaß, mancherlei Gedanken nachzuhängen, bis wir aus dem wadi 'adschlün hinaufgestiegen waren zur Hochfläche, und es ging schon dem Abend entgegen, als wir uns dem Dorfe sül näherten, an dem wir unsere Zelte zu finden hofften. Aber wieder ging's wie am Abend zuvor in abu 'obēda: die Zelte waren nicht hier! Und keiner der Dorfbewohner hatte unseren Troß gesehen — unsere Manttiere waren nicht durch das Dorf gezogen: nun war uns auf einmal alles klar, was wir vorher nicht genügend beachtet hatten.

Schon beim Aufstieg zur kal'at er-rahād hatte 'abd es-salām, der Mufari, so merkwürdige Reden geführt. Er hatte immer wieder

gemeint, es wäre vielleicht doch besser gewesen, den Troß gleich nach dscherasch und nicht erst nach süf zu beordern. Die Strecke von süf nach dscherasch könnten unsere Pferde heute schon noch leisten, und es sei recht ungewiß, ob wir in dem kleinen Dörfchen süf genügend Gerste für die Tiere bekämen. Wir hatten nicht weiter auf ihn gehört und ihn kurz zurechtgewiesen: süf sei der bestimmte Ort, und dabei bleibe es.

Und nun dachten wir auch wieder an unsere Auseinandersetzung mit Ode und Musa am vergangenen Abend, die mit unserer Festsetzung des Zeltortes gar nicht einverstanden gewesen waren. Und ihre eigenmächtige Verlegung des Nachtquartiers von abu 'obeda ins wadi rādschib erschien uns auch in einem ganz neuen Lichte: wenn der gestrige Tagesmarsch nicht entsprechend verlängert worden wäre, so hätte man es heute den Pferden nie zumuten können, bis dscherasch durchzuhalten — die Strecke abu 'obeda—dscherasch wäre zu weit gewesen.

So standen wir denn als die geprellten Europäer in süf, und unser Troß war wahrscheinlich von säkib direkt nach dscherasch gezogen! Bei allem Ärger konnten wir unseren Leuten die Anerkennung ihrer Schlaueit eigentlich nicht versagen: einen zweitägigen Schwindel hatten sie inszeniert, wie wir glaubten, um ihren Tieren ein paar Stunden Wegs zu sparen, in Wirklichkeit, um für sich und ihre Tiere die Verproviantierung zu sichern, wie wir später belehrt wurden. Auch dieses Vorkommnis war typisch für ihre Denk- und Anschauungsweise. 'Abd es-salām behauptete natürlich auf Befragen, von dem ganzen Komplott gar nichts zu wissen; es sei ihm rein unerfindlich, warum die Zelte nicht hier seien. Und er habe keine Ahnung, wo sie etwa sein könnten. So blieb uns nichts anderes übrig, als aufs Geratewohl weiterzureiten nach dscherasch. Es waren noch verschiedene Stunden Wegs, die wir vor uns hatten, und unsere Pferde waren recht müde. Und auch wir hatten uns gefreut auf einen gemütlichen Osterabend vor dem Zelt in der herrlichen Vollmondnacht, hatten wir doch den ganzen Tag über noch wenig Zeit gehabt, des Festes zu gedenken. Der Weg hielt sich auf der Höhe, die Gegend wurde wieder ziemlich öde. Der Wald hatte aufgehört, und Steine und kurzes Gras gab dem Land sein Gepräge. Ob wir wohl unsere Zelte finden würden in dscherasch?

Einige Male kamen uns Leute entgegen. Wir fragten sie nach unserem Troß und den Zelten, aber keiner hatte etwas gesehen. Ode und Musa konnten sich gratulieren, wenn wir ihrer habhaft wurden!

Wenn sie gewußt hätten, was für schlimme Pläne manche Reisegenossen hegten, Pläne, die auf nichts Geringeres ausgingen, als ihnen einen Teil ihres Bakſchiſch zu streichen wegen ihres Ungehorsams! Und das Bakſchiſch iſt doch das Unantaſtbarſte, was es für ein Mukari-
Herz gibt.

Endlich war das Ziel erreicht. Vor uns im Thal lag Gerafa-
dscherasch, mitten in Kornfelder eingebettet. Der ſteinige Weg führte ziemlich ſteil in die Tiefe, links in den Feldern lagen einige große, behauene Steine, die wie Sarkophage ausſahen — wir hielten uns nicht mehr auf, um ſie zu betrachten. Auch die Pferde merkten, daß der Ritt ſich ſeinem Ende zuneigte, und griffen wie mit friſcher Kraft aus. Die Schatten der Dunkelheit ſingen ſchon an, ſich über die Erde zu ſenken; aber doch reichte das Licht noch aus, daß wir die gewaltige Ruinenſtätte zu überblicken vermochten, ſoweit ſie vom Wege aus ſichtbar war. Wir ſahen die Säulenſtraße, die ſich weit nach rechts erſtreckte; wir ritten an den Reſten der alten Stadtmauer entlang und ſchließlich durch den ſie durchquerenden „Goldbach“. Und dort auf ſeinem öſtlichen Ufer — ja wahrhaftig — dort ſtanden unſere Zelte, und luſtig flatterten unſere Flaggen im Winde, als ob ſie dort hingehörten.

Nun war es hübſch zu beobachten, wie ſich unſere Leute verhielten. Sonſt, wenn wir ins Lager ritten, eilten ſie freudig und dienſtfertig herbei, um uns beim Abſteigen behilflich zu ſein. Diesmal ſtanden ſie ganz unſchlüſſig alle beieinander vor dem Küchenzelt, und Ode und Muſa kamen dahergeshlichen wie das leibhaftige böſe Gewiſſen. Was ihnen da unſer Führer ſagte, hat recht energiſch geklungen, und die Drohung, es gäbe kein Bakſchiſch für dieſen Tag, und ob es für die andern Tage eines gebe, hänge vom künftigen Wohlverhalten ab, verſehlte augenſcheinlich ihre Wirkung nicht. Und noch lange ſahen wir die Leute beieinander ſtehen und mit hängenden Köpfen die Bakſchiſch-Frage erörtern. Ja, ſpät abends, wie wir uns ſchon zur Ruhe legen wollten, ſteckte 'abd es-salām ſeinen Kopf ins Zelt, um noch einmal zu fragen, ob es wirklich kein Bakſchiſch gebe für dieſen Tag!

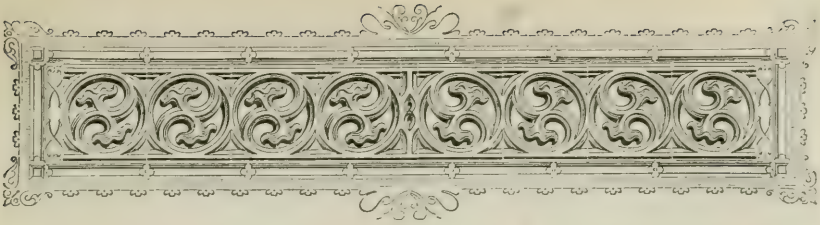
Nach dem Abendeißen gedachten wir im Zelt, im traulichen Kreiſe beim Schein der Kerzen, des Oſterfeſtes. Dann wollten wir hinausgehen zu den Ruinen, um dieſe ein erſtes Mal beim Lichte des Vollmondes zu durchwandern — aber der Himmel hatte es anders beſchloſſen: dicke Wolken waren aufgeſtiegen, die den ganzen Himmel einhüllten, ſo daß eine undurchdringliche Finſternis herrſchte. So mußten wir

unsere Erwartung noch zügeln, und wir legten uns schlafen in dem Bewußtsein, am nächsten Morgen mit der Besichtigung der einzigartigen Reste der antiken Stadt Gerasa einem Genuß entgegenzugehen, der die Anstrengungen wohl wert sei, die der lange Osterritt uns gebracht hatte.

Dscherasch war das eigentliche Ziel unseres Ausflugs ins Ostjordanland. An Großartigkeit der erhaltenen Überreste der antiken Bauten übertrifft es ja bei weitem alles, was sich sonst im Heiligen Lande aus dem Altertum in unsere Tage herübergerettet hat. Die spärlichen Reste von Mahanaim auf den tulul ed-Jahab und auch die gewaltigen Anlagen der Burg von 'adschlun können sich nicht im entferntesten messen mit den Hunderten von Säulen, den Tempeln und Theatern und Bädern und Brücken, die wir am folgenden Tage staunend durchwandert haben. Und doch, wenn ich heute zurückdenke an das, was wir gesehen und erlebt haben von Karfreitag bis Ostern — den Ritt durch die Einöde von näblus nach ed-dämie, das zerka-Tal im Schmuck der Meanderblüte, das grüne 'adschlun mit seiner Burg und mit seinen Wäldern — es war nicht weniger schön und nicht weniger lehrreich.

Ich denke, es wird uns allen, die wir an diesen Ritten teilgenommen haben, so gehen: wir haben Palästina liebgewonnen. Manches an diesem Land ist uns ja innerlich fremd geblieben — das brachte schon die ungenügende Sprachkenntnis mit sich —, aber es war nicht bloß die ergreifende Erinnerung an die alten heiligen Geschichten und Ereignisse, die uns auf Schritt und Tritt entgegentrat, es war das Land selbst, seine Berge und Täler, seine Fülle und seine Wüsten, seine Natur und seine Farben, und in vieler Hinsicht auch seine Menschen, die uns das Herz warm schlagen ließen für dieses einzigartige Fleckchen Erde. Und daß wir zu dem Land als solchem ein warmes, inneres Verhältnis gewannen, dazu hat unser Ritt ins Ostjordanland etwas sehr Wesentliches beigetragen.





Anhang.

Kriegserlebnisse in Ägypten und in französischer Gefangenschaft.

Von Professor Dr. Paul Kahle in Gießen,
Mitarbeiter des Instituts im Jahre 1910.

Seit längerer Zeit hatte ich den Plan gefaßt, die großen Universitätsferien (August bis Oktober 1914) zu Studien in Ägypten und vielleicht auch in Palästina zu benutzen. Als ich am 24. Juli in Triest den Dampfer des Österreichischen Lloyd bestieg, der mich nach Alexandria bringen sollte, war der politische Himmel noch klar. Von dem österreichischen Ultimatum an Serbien hatte ich in Triest gehört. Aber weder ich noch einer meiner Mitreisenden ahnte auch nur entfernt, welche folgenschweren Verhandlungen in jenen Tagen in Europa geführt wurden. In Mexandrien, wo ich am 28. Juli ankam, überwog die Freude, wieder einmal im Orient zu sein, so sehr alles andere in mir, daß ich gar nicht auf den Gedanken kam, in eine Zeitung zu sehen. Ich ging dort im Museum meinen Studien nach und unternahm am Mittwoch, den 29. Juli, einen Ausflug nach amria in der Marebtis-Wüste, einer Station der mariüt-Bahn, um auf dem dort stattfindenden großen Beduinenmarkt Beziehungen zu Muläd-Mi-Beduinen anzuknüpfen und einen oder den anderen zu finden, mit dem ich weiterarbeiten könnte. Unter ihnen Studien zu machen, war eine Absicht meiner Reise gewesen.

Erst am 30. Juli mittags, kurz vor meiner Abreise nach Kairo, blickte ich in eine Zeitung und merkte, wie sehr sich die politische Lage in Europa zugespitzt hatte. Voller Sorgen empfing mich in Kairo mein Freund. Er hatte die Weltereignisse regelmäßig in den Zeitungen verfolgt und wollte von meinem Optimismus nichts wissen. Von

seinem in einem Vororte Kairo's gelegenen Hause wehte zu meinem Empfange die deutsche Fahne, zum letzten Male dort für lange Zeit!

Es kam die Kriegserklärung, und bald nachdem England in den Krieg eingetreten war, wurde in Ägypten der Kriegszustand erklärt.

Wir Deutschen litten in der ersten Zeit sehr unter dem Mangel an zuverlässigen Nachrichten aus der Heimat. Die einzige deutsche Zeitung, die Ägyptischen Nachrichten, mußte am 14. August ihr Erscheinen einstellen, und die übrigen Zeitungen boten nur kräftige Proben der Lügen, mit denen unsere Feinde die ganze Welt, zumal in der ersten Zeit des Krieges, überschwemmten. Natürlich glaubten wir nicht das, was berichtet wurde. Immerhin war uns doch manchmal recht unbehaglich bei den Berichten zumute. Auf ein solches Maß von Verleumdung mußte man sich erst allmählich einstellen. Und es war ziemlich gleich, welche Zeitung man las. Gleich zu Beginn des Krieges wurden die französischen Zeitungen von dem Besitzer der Bourse Egyptienne, einem M. Henry Butigny (ursprünglich hieß er Herschel Sammut), aufgekauft; sie waren nun fast gleichlautend. Auch der Progrès gehörte dazu, und sein Herausgeber, der sich Conte Colalto nennt, und früher immer seine Deutschfreundlichkeit betont hatte (seinen Namen hatte er gern für gleichbedeutend mit „Hohenzollern“ erklärt, nämlich: alto = Hohen, col = Zollern! auf die „Verwandtschaft“ war er sehr stolz gewesen), unterschied sich in nichts von seinen confrères. Die englischen Zeitungen waren auch nicht besser, und man war immer wieder enttäuscht, wenn man einmal die Egyptian Gazette aufschlug, die in früheren Jahren verhältnismäßig anständig gewesen war. Von den großen arabischen Zeitungen waren Mukattam und Mu'ajjed längst in englischem bzw. französischem Fahrwasser. Immerhin zeigte die illustrierte Ausgabe des Mukattam, die wöchentlich ein- oder zweimal erschien, ein gewisses Interesse für Deutschland, indem sie auch Bilder von deutschen Truppen, sowie Bilder vom Kaiser und seinen Söhnen und dgl. brachte. Die nationalistische Zeitung esch-scha'b („Das Volk“) wurde unter so strenger Zensur gehalten, daß es sehr bald auch nur das bringen konnte, was die anderen Zeitungen brachten. Meine arabischen Freunde machten sich gern über die Berichterstattung lustig und meinten: es sei doch merkwürdig, die Deutschen werden nach den Zeitungsberichten andauernd geschlagen und kommen dabei Paris immer näher. Großen Eindruck machten auf uns und auch auf die arabische Bevölkerung die Taten der „Breslau“ und „Goeben“, und groß war die Freude in der deutschen Kolonie, als einmal die italienische Zeitung L'Imperiale eine begeisterte

Schilderung eines Augenzeugen von dem Durchbruch der „Goeben“ bei Messina brachte; die Schilderung war aus einem in Italien erscheinenden Blatte abgedruckt, und der Abdruck war von dem diplomatischen Vertreter Italiens in Ägypten veranlaßt worden — das geschah damals, als Italien die Vertretung der österreichischen Interessen in Ägypten übernommen hatte.

Die ersten zuverlässigen Nachrichten vom Kriege boten uns die Telegramme, die die deutsche Botschaft in Konstantinopel nach Beirut, Jerusalem, Athen sandte, und die in Abschriften bei jeder sich bietenden Gelegenheit nach Ägypten befördert wurden. Auch einzelne deutsche Zeitungen oder Zeitungsausschnitte kamen so gelegentlich durch, wanderten von Hand zu Hand und wurden begierig gelesen. Die Engländer kamen erst allmählich hinter diese Nachrichtenquelle, sorgten dann aber durch strengste Kontrolle aller, die nach Ägypten kamen, daß diese Quelle fast ganz versiegte. Man war nun auf die feindliche Presse und einige Zeitungen neutraler Länder angewiesen. Indessen wurden z. B. Schweizer Zeitungen auf der Post so lange zurückgehalten, daß sie recht veraltet waren, wenn man sie zu sehen bekam. Je weniger wir sicher wußten, um so phantastischer wurden oft die Vermutungen. Wir haben manchmal einen deutschen Erfolg gefeiert, der gar nicht stattgefunden hat. Das ist ja psychologisch ganz erklärlich. Von anderen wirklichen großen Erfolgen hörten wir oft sehr spät und sehr ungenau.

Die Engländer, die sich seit 1882 in Ägypten festgesetzt hatten, behandelten das Land von vornherein als englische Kolonie, und Anfang September wurden die deutschen und österreichisch-ungarischen diplomatischen und Konsulatsbehörden ausgewiesen, trotzdem Ägypten staatsrechtlich ein Teil der damals neutralen Türkei war. Die Deutschen fanden aber in dem Amerikanischen Generalkonsul Olney Arnold einen sehr verständnisvollen und tatkräftigen Beschützer, der sich durch die sachliche, ruhige Art, mit der er alles beurteilte, durch die Energie, mit der er durchsetzte, was er für durchführbar hielt, um die Deutschen Ägyptens große Verdienste erworben hat.

In den ersten zwei Monaten des Krieges waren wir Deutschen im allgemeinen wenig behindert in Kairo. Man mußte gewiß etwas vorsichtig sein. Aber wir haben doch noch bis in den September hinein manche erhebende Zusammenkunft in den Räumen des Deutschen Vereins abgehalten, dessen Gebäude ja vor kurzem, wie die Zeitungen meldeten, abgebrannt ist. Wir konnten Anfang August in der deutschen Evangelischen Kirche an dem „Kriegsgottesdienst“ teilnehmen — der

deutsche Pfarrer hat bis Ende Januar regelmäßig seines Amtes in Kairo walten können. Als die Ferienkolonie der deutschen Schule in Kairo aus räs el-barr (bei Damiette) Mitte August zurückkehrte, hat die englische Eisenbahnverwaltung einen von Damiette bis Kairo durchgehenden Extrawagen wie alljährlich der Schule zur Verfügung gestellt. Am 1. Oktober konnte die Schule eröffnet werden. Freilich von dem eigentlichen Lehrerkollegium war, abgesehen von der Kindergarten Schwester, nur ein Lehrer zugegen. Die anderen waren bei Beginn der Sommerferien (1. Juli) in die Heimat gereist oder reisten bei Kriegsausbruch fort. Der Direktor der Schule, Konrad Hildenbrand, war den Winter über als Oberlehrer in Bremen aushilfsweise tätig. Dann wurde er Soldat und ist am 2. Juli im Kampf für das Vaterland gefallen. Aber es fanden sich allerhand Hilfskräfte, so daß fast ein voller Schulbetrieb eingerichtet werden konnte. Als dann im November alle männlichen erwachsenen Deutschen über 18 Jahre des Landes verwiesen wurden — sehr viele befinden sich jetzt in Malta, manche durften heimreisen —, da mußte der Schulbetrieb auf ein Minimum beschränkt werden: von zwei Lehrerinnen und der Kindergarten Schwester ist die Schule aber bis zum Juli weitergeführt worden. Im Laufe des September 1915 sind dann fast alle deutschen Frauen und Kinder aus Ägypten ausgewiesen worden.

Ich persönlich konnte, ohne belästigt zu werden, während der Monate August und September ruhig meinen Studien nachgehen. Das Arbeiten mit Beduinen mußte ich natürlich aufgeben. Auch verschiedene Reisen, die ich unternehmen wollte, mußten unausgeführt bleiben. Aber für volkscundliche Studien bietet Kairo selber ja unerschöpfliches Material, und trotzdem mich meine Studien täglich mit den verschiedensten Arabern zusammenführten, mit Märchenerzählern, Derwischen, Beschwörern, Schattenspielern — auch auf der Bibliothèque Khédiviale und im Arabischen Museum habe ich gearbeitet —, bin ich unbehelligt geblieben. Einige Schwierigkeiten bot der Ankauf von arabischen Büchern, für den andererseits die Zeit günstig war. Geld war schwer zu bekommen in Ägypten, und ich habe manches Geschäft mit bekannten und auch unbekanntem Arabern so abgeschlossen, daß ich eine Anzahlung machte und mich verpflichtete, den Rest nach dem Kriege zu bezahlen.

Als Ende September die Verfügung herauskam, daß alle Deutschen, Österreicher und Ungarn in Ägypten sich zwischen dem 2. und 10. Oktober in Listen eintragen lassen und gewissen Beschränkungen in ihrem Aufenthalt in Ägypten unterwerfen mußten, unternahm ich

Schritte zur Abreise. Durch Vermittlung des Amerikanischen Generalkonsuls, dem ich nachweisen konnte, daß ich militärfrei sei (ich hatte zufällig meinen Militärpaß mitgenommen), erhielt ich einen vom englischen Oberkommandierenden in Ägypten, General Maxwell, unterzeichneten Passierschein, in dem mir die Erlaubnis zum Verlassen Ägyptens gegeben wurde, und an die britischen und verbündeten Streitkräfte die Bitte gerichtet wurde, mich ohne Belästigung oder Arrestierung (without molestation or arrestation) nach einem Hafen von Griechenland oder Italien reisen zu lassen.

Mit diesem Papier und einem deutschen, vom amerikanischen Generalkonsul unterschriebenen Passe versehen, schiffte ich mich am 7. Oktober in Port Said auf dem holländischen Dampfer „Königin Emma“ ein. Nur zwei kleine Koffer nahm ich mit, meine wissenschaftlichen Sammlungen ließ ich bis auf weniges in Kairo zurück: sie stehen jetzt im Amerikanischen Generalkonsulat in Kairo. Die „Königin Emma“ war ein prächtiger neuer Dampfer von 12000 Tonnen. Er ist im Oktober 1915 im Kanal auf eine Mine gelaufen und untergegangen. Ich traf auf ihr vier Deutsche: drei Kapitäne und einen Schiffsoffizier von deutschen Handelsdampfern. Ihre Dampfer waren bei Colombo (Ceylon) gekapert worden, und nachdem sie etwa sechs Wochen in englischer Gefangenschaft gehalten waren, wurden sie nach der Heimat entlassen und von den englischen Behörden in Ceylon auf den holländischen Dampfer gebracht, damit sie auf ihm über Amsterdam nach Hause kämen. Unser Dampfer sollte direkt nach Genua gehen, und wir hofften etwa am 12. Oktober dort anzukommen. Wir erreichten Genua aber erst am 26. November. Kurz vor der Straße von Messina wurde unser Dampfer von dem — inzwischen im Mai auf eine Mine gelaufenen und untergegangenen — französischen Kanonenboot „Casabianca“ angehalten und gezwungen, nach Malta zu gehen. Dort sollte er auf Konterbande untersucht werden. Nach zwei Tagen nutzlosen Aufenthaltes dort kam der Befehl zur Weiterfahrt nach — Bizerta (Tunis). Und nachdem wir wieder zwei Tage nutzlos ganz hinten im inneren Hafen von Bizerta gelegen hatten, kam der Befehl zur Weiterreise nach Marseille. Uns fünf Deutschen hatte ein französischer Offizier in Bizerta die englischen Geleitscheine abgenommen mit dem Bemerkten, die verblieben nun in den Händen des Kommandanten der „Casabianca“. Und als wir am 18. Oktober früh in Marseille ankamen, erhielten wir fünf Deutschen von einem an Bord gekommenen Polizeikommissar die Weisung, mit unserm gesamten Gepäck vom Dampfer zu gehen. Wir wurden auf eine Polizeistation an der Place de

Joliette gebracht, dort mußten wir von etwa $\frac{1}{2}$ 11 vormittags bis $\frac{1}{2}$ 6 abends warten. Dann kam der Befehl, wir hätten uns mit unsern Sachen an Bord des Schiffes zurückzugeben. Der Ausflug hatte uns ungefähr 50 Franken gekostet (Verzollung und Transport des Gepäcks); wir waren aber recht froh, als wir wieder auf dem Schiffe waren, und glaubten uns gerettet. Als aber nach vier Tagen der Dampfer weitergehen sollte, wurden wir wieder abgeholt, und nun von demselben höflichen Polizeikommissar zu Schiff durch den Hafen von Marseille nach dem Fort St. Nicolas gebracht.

Das Fort dient als ein Sammelplatz für Gefangene, die nach dem Süden weitertransportiert werden sollen. Es war dunkel, als wir, wohl bewacht, durch die verschiedenen Tore und Wachtposten schritten, um endlich auf dem großen Hof des Forts einem Sergeanten übergeben zu werden.

Nach einer Leibesvisitation und einem Abendessen, bestehend in einem Topf mit gekochten Bohnen, wurden wir in einen verschlossenen großen stallähnlichen Raum getrieben, in dem unten und eine Treppe hoch zusammen etwa 200 deutsche Zivilpersonen sich befanden. Die Gesellschaft war aus allen Berufen gemischt und von allen Weltteilen zusammengelassen: es waren zumeist Militärpflichtige, die aus den Kolonien, aus Süd- und Nordamerika nach Hause geeilt waren, um dort unter die Waffen zu treten. Bis Spanien waren sie gekommen. Als sie sich aber in Barcelona nach Genua eingeschifft hatten, waren sie nicht weit von Toulon von den Franzosen angehalten und festgenommen worden. Sie kamen nach Marseille, und warteten, als wir ankamen, schon etwa 14 Tage lang ihrer weiteren Geschichte. Wir fünf Neuankommenden wurden von den Landsleuten freundlich aufgenommen und von ihnen mit den Eigenheiten der neuen Lage vertraut gemacht. Auch mußte man uns verschiedentlich aushelfen. Denn volle fünf Tage mußten wir warten, bis uns unser Gepäck ausgehändigt wurde, trotzdem wir es auf unsere Kosten hatten vom Dampfer heraufschaffen lassen. Unser Lager war Stroh, das auf den Steinfußboden gestreut war. Die Waschgelegenheiten waren ganz gut, nur daß wir tagsüber nicht dazu kamen, und bei großem Andrang gelegentlich kein Wasser vorhanden war. Ganz schlimm war es mit den Abortverhältnissen bestellt.

Uns wurde morgens etwas braune Flüssigkeit verabreicht, die man Kaffee nannte, um $\frac{1}{2}$ 11 und 4 gab es je einen Topf Suppe — meist warmes Wasser mit aufgeweichten Brotresten und etwas Fett — und Brot. Vor uns aßen französische Militärsträflinge: wir mußten dieselben Töpfe und Löffel wie sie benutzen, ohne daß sie inzwischen

gereinigt waren. Glücklicherweise konnte man aus der Kantine manches kaufen, auch konnten wir uns für zwei Franken Essen aus der Stadt bringen lassen; das bot doch einige Abwechslung, und wir machten abends regelmäßig von dieser Erlaubnis Gebrauch.

Zufällig war als französischer Dolmetscher auf dem Fort Nicolas ein Franzose angestellt, der eine Reihe von Jahren Lektor der französischen Sprache an der Universität Gießen gewesen war. Dieser suchte mich im Gefangenenerlager auf und hat mir dazu verholfen, daß bei der Durchsicht meines Gepäcks meine wissenschaftlichen Aufzeichnungen aus Kairo nicht weggenommen wurden.

Im Vertrauen auf meinen englischen Passierschein war ich der festen Zuversicht, daß meine Gefangenschaft nicht lange dauern würde. Aber nach 12tägiger Gefangenschaft ließ mich ein französischer Offizier heraustrufen, fragte mich nach dem Schreiben des Generals Maxwell, auf das ich mich in Eingaben berufen hatte, teilte mir mit, daß man es nicht finden könne, daß man übrigens auch, wenn es da wäre, nicht daran denken würde, mich loszulassen. Was die Engländer sagten, das ginge die Behörden in Frankreich nichts an; hier habe man andere Grundsätze. Man sei ja sehr loyal und werde meine Angelegenheit an das Ministerium in Bordeaux berichten, aber das könne er mir jetzt schon sagen, daß mein Gesuch um Freilassung keinen Erfolg haben werde.

Ich wandte mich gleich nach dieser Unterredung an die Amerikanische Botschaft in Bordeaux und an das Amerikanische Generalkonsulat in Kairo. Beide Briefe kamen an ihr Ziel, und in etwa 14 Tagen hatte ich von beiden Antwort. Der Amerikanische Botschafter ließ mir schreiben, daß nach den getroffenen Verabredungen nur die freigelassen würden, die über 60 und unter 17 Jahren seien, und die zwischen 45 und 60 Jahren, die ganz notorisch unfähig zum Militärdienste seien. Da ich zu keiner dieser Kategorien gehörte, könne für mich nichts geschehen. Der Amerikanische Generalkonsul in Kairo schrieb, daß er sogleich meinewegen mit General Maxwell gesprochen habe. Der habe gesagt, offenbar könne er einer fremden Regierung keine Befehle geben, er könne nur bitten, und das habe er in dem Schreiben getan; er sei aber sicher, daß ich loskommen würde, wenn meine Sache in Marseille geprüft sein werde. Als ich diese beiden Briefe erhielt, war mir schon, zwei Tage zuvor, mitgeteilt worden, ich sei „mis en liberté“, ebenso wie die vier Schiffsgenossen, die mit mir in Gefangenschaft geraten waren und gleich mir englische Passierscheine hatten. Dieser Befehl war enthalten in einem Telegramm vom

Ministerium in Bordeaux, das ich selbst gesehen habe. Ich habe sicheren Grund zu der Annahme, daß dieses Telegramm nicht ohne einen Druck von seiten des englischen Generals in Kairo abgejandt worden ist.

Unser Gefangenenleben hatte sich inzwischen geändert. Die 200 deutschen Zivilgefangenen waren abtransportiert worden, zuerst auf das „Ponton“, von dem gleich unten die Rede sein wird, dann, wie wir später erfuhren, nach Korsika. An ihre Stelle trat eine Schar Glässer, die meist bei Kriegsausbruch in Frankreich gearbeitet hatten; man hatte sie nicht zurückkehren lassen, sondern sie zur Einbringung der Ernte verwandt. Dann wurden sie nach Süden verschickt, und waren eine Zeitlang im Fort Nicolas, zum Teil hatten die Arbeiter ihre Familien bei sich. Ihnen wurde dann eine der Marseille vorgelagerten Inseln zum Aufenthalt angewiesen. Andere waren bei Kriegsausbruch nach Frankreich gegangen oder auch mit Gewalt von den Franzosen verschleppt worden. Unter diesen Glässern waren einige recht zweifelhafte Gesellen, und das Zusammensein mit diesen war manchmal sehr unersreulich.

Sie wurden fortgeschafft, um einer größeren Schar deutscher kriegsgefangener Soldaten Platz zu machen. Unter den etwa 250 Mann, mit denen wir schließlich zusammen waren, gab es Angehörige der verschiedensten Truppenteile. Die meisten waren frühere Verwundete, die zum großen Teil beim Rückzug an der Marne in französische Hände gefallen waren, wochenlang in französischen Lazaretten gelegen hatten, und nun, oft erst halb geheilt, nach Afrika befördert werden sollten. Es waren aber auch manche unter diesen Soldaten, die erst kürzlich in Gefangenschaft geraten waren. Trotzdem sie alle schon manches Schwere in der Gefangenschaft durchgemacht hatten, und sie es auch in Marseille nicht gerade angenehm hatten, war ihre Stimmung ausgezeichnet. Für mich und viele Mitgefangene waren es die ersten deutschen Soldaten, die wir überhaupt während des Krieges zu sehen bekommen hatten, und sie mußten uns viel erzählen. Sie berichteten uns von der Stimmung in Deutschland bei Ausbruch des Krieges, von dem siegreichen Vormarsch in Belgien und Frankreich, von dem Sturm auf Lüttich — mehrere hatten ihn mitgemacht, einzelne dabei auch das Eisene Kreuz erworben — und von späteren Kämpfen. Die Anwesenheit dieser Soldaten brachte viel Abwechslung in unsere Gefangenschaft.

Zwischen war auch die Zahl der Zivilgefangenen gestiegen. Wir waren etwa 25 Mann, alle waren, einzeln oder in kleinen Trupps, von

Bord neutraler Dampfer heruntergeholt worden. Am 10. November wurden wir alle, Zivil und Militär, auf einem kleinen Dampfer nach einem Ponton gebracht, das im äußeren Hafen von Marseille verankert war. Dies Ponton, ein Eisenkasten von etwa 80 m Länge, 20 m Breite, war eine Landungsbrücke gewesen. Es bildete die zweite Etappe auf dem Wege der Verschickung nach Korsika und Afrika. Es war eigentlich als kurzer Aufenthalt gedacht, und man kam zumeist nach 2 bis 4 Tagen von hier weiter. Das Innere, in das wir gesperrt wurden, war sehr düster, durch die zerbrochenen Fensterscheiben blies der kalte Seewind, und nachts konnte man es vor Kälte oft kaum aushalten. Mittags wurde man auf Deck geführt und durfte bei dem meist sehr unfreundlichen Wetter da zwei Stunden herumstehen. Immerhin war die allgemeine Behandlung hier besser als auf Fort Nicolas, und das Essen war sogar erheblich schmackhafter. Dazu konnte man von dem Kantinenwirt für Geld und gute Worte ziemlich alles haben, sogar englische und italienische Zeitungen konnten wir durch ihn ziemlich regelmäßig erhalten und aus ihnen die deutschen und österreichisch-ungarischen Tagesberichte entnehmen. Besondere Verdienste um die Gefangenen erwarben sich hier drei deutsche Soldaten, die die Franzosen vom ersten Gefangenentransport zurückbehalten hatten: ein Oberlehrer aus Frankfurt a. M. und ein Bildhauer aus Tübingen, die als Unteroffizier bzw. Vizefeldwebel d. R. bei der Ordnung der Gefangenentransporte helfen mußten, und ein Landwehrmann aus Keutlingen, der, als Lazarettgehilfe ausgebildet, den verwundeten deutschen Landsleuten die wertvollste Hilfe brachte.

Die Soldaten, mit denen wir Zivilisten nach dem Ponton gekommen waren, wurden bald weiterbefördert; sie kamen nach Algier. Bald kam ein neuer Schub, unter ihnen waren etwa zwölf Offiziersaspiranten, die zum Teil inzwischen zu Offizieren ernannt worden waren. Die Franzosen hatten sie zuerst als Offiziere behandelt und sie ziemlich frei in einem Orte Südfrankreichs leben lassen. Dann wurden sie wieder festgenommen und nun als gewöhnliche Soldaten behandelt. Als dann der Tag des Abtransportes herankam, an dem die Zivilisten nach Korsika, die Soldaten nach Tunis sollten, durften die zwölf Offiziersaspiranten losen: die Hälfte wurde mit den Zivilgefangenen nach Korsika geschickt, die andere Hälfte kam mit den Soldaten nach Tunis.

Der Tag, an dem uns fünf die Freiheit verkündet wurde — es war der 18. November —, wurde allgemein freudig begrüßt. Indessen dauerte es noch volle acht Tage, bis wir wirklich fort kamen. Wir hatten kein Legitimationspapier bei uns — alles hatte man uns ab-

genommen — und mußten erst mit französischen Passierscheinen versehen werden. Für diese war unsere Photographie erforderlich, und so wurden wir am 19. November in einem geschlossenen Verbrechewagen abgeholt, durch ganz Marseille nach dem Bureau de Sûreté gefahren und hier von vorn und der Seite photographiert. Wir hatten den Wunsch ausgesprochen, mit dem Dampfer nach Genua fahren zu dürfen. Erst am Sonntag Abend, als alle unsere Mitgefangenen fort waren und wir fünf allein in dem großen Kasten hausten, wurde uns mitgeteilt, daß wir am Montag, den 23. November, früh, abfahren würden. Wir wurden mit unserm Gepäck auf zwei Wagen, unter Begleitung von drei Gendarmen, nach dem Hafen gefahren. Da stellte sich heraus, daß der für uns in Aussicht genommene Dampfer nicht da war, auch sobald nicht zu erwarten sei. So ging es zurück zum Ponton, und erst am Mittwoch Nachmittag durften wir diesem endgültig den Rücken kehren. Es war uns bewilligt worden, zu Eisenbahn nach Genua zu fahren. Von zwei Gendarmen wurden wir bis Ventimiglia eskortiert, dann waren wir frei. Das Telegramm aus Genua, das der Gießener Universität meine Befreiung mitteilte, kam zufällig an demselben Tage in Gießen an wie der offizielle Bescheid aus Berlin auf eine Eingabe der Universität, der besagte, daß alle Schritte zu meiner Befreiung aussichtslos seien.



University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU

